Biogr.
3200 s
Hagen

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25032.

Digitized by Google

Max von Schenkendorf's

Leben, Denken und Dichten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Max von Schenkendorf's

Leben, Denken und Dichten.

Unter Mittheilungen

aus seinem schriftstellerischen Nachlaß

dargestellt

von

Dr. A. Hagen,

Professor der Universität zu Königsberg.

Berlin 1863.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei

(R. Decker).

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Der Siegesberg am baltischen Gestade.*)

Durch hoher Eichen Wipfel
  Lacht uns der Gegend Reiz,
Wo auf des Galtgarb's Gipfel
  Siegprangt das Eisenkreuz.

Hell durch der Bäume Düster
  Im Westen blitzt die Flut,
Laut durch das Blattgeflüster
  Rauscht auf der Wellen Wuth.

Was sagst du frommes Zeichen,
  So ernst, so kühn und frei?
Daß höher noch als Eichen
  Ragt Preußens Ruhm und Treu.

Der Wellen Wuth raubt stürmend
  Uns nie dies Ehrenpfand,
Ein Spruch beschwört sie schirmend:
  Mit Gott für's Vaterland!

Wie deine Namen glänzen
  Kreuz auf granit'nem Sitz!
Wie strahlt in Siegeskränzen:
  „Groß Görschen", „Dennewitz"!

Doch hat die Oberstimme
  „Leipzig" im Schlachtenchor;
Die Landwehr brach im Grimme
  Jach durch das Grimmsche Thor.

Ganz Deutschland, sonst geknechtet,
  Brach seine Ketten da,
Die Freiheit, sonst geächtet,
  Ward zur Victoria.

*) Beilage I.

Wie Du es Max verkündigt,
Hat sich die Nacht verklärt,
Dein Lied hat All' entsündigt,
Die wälscher Trug bethört.

Leicht ist ein Wort gebrochen,
Gestreut als taube Saat,
Doch wer wie Du gesprochen,
Wirkt mächtig hin zur That.

Der Wahrheit Recht zu schaffen,
Voll Eifer kühn und warm,
Ergriffest Du die Waffen
Selbst mit gelähmtem Arm.

Wer mochte da noch fehlen
Und nicht, von Muth entbrannt,
Das Rächeramt erwählen
Für's theure Vaterland?

Welch inniges Verbrüdern!
Da ward zum Waffentanz
Gesungen laut, mit Liedern
Begrüßt des Sieges Glanz.

Du hast ihn mit erfochten
Mit des Gesanges Schwert,
Am Kranze mit geflochten,
Der Preußens Namen ehrt.

Und was Du einst gesungen,
Es klingt von neuem neu,
Das Band, so Du geschlungen,
Das reißt kein Feind entzwei.

Frei strömt durch unsre Gauen
Die Memel und der Rhein:
Noch heiligt Gottvertrauen
Uns, unsrer werth zu sein.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

Als nach der Schlacht bei Belle-Alliance die Sturmglocken das Versöhnungsfest dauernden Friedens verkündigten, da erschienen 1815 Schenkendorf's Gedichte in einem anspruchslosen Bändchen; und es zeigte sich, daß sie wie im Kriegszelte auf fremdem Boden, so auch am wiedergewonnenen sichern Herde mit Begeisterung gesungen und mit dankbarem Gefühl nachempfunden wurden. Dies pflegt sonst, wenn die Macht augenblicklicher Eindrücke nachläßt, nicht der Fall zu sein. In ruhiger Prüfung wurde schon damals die Tiefe des Inhalts erkannt.

»Sie zeugen, so las man*), von einem durch die Verhältnisse der Zeit wohl zu hoher Kraftanstrengung aufgeregten, in sich aber nicht getrübten Geiste. Sie gehen nicht aus von dem Elende und der Noth der Gegenwart, in der sie entstanden, sondern von der bereits mächtig waltenden Gegenwirkung, die dieses Elend und diese Noth aufhebt und vernichtet. Nicht Mißmuth über gekränkte Würde des Lebens, sondern helle Freude über dessen Wiederveredlung ist ihre vorzügliche Quelle. Sie ruhen, obgleich immer auf die Gegenwart sich beziehend und kräftig auf dieselbe einwirkend, dennoch mit ihrem geheimsten Leben auf der bereits geahnten Zukunft, nach jener glorwürdigen Herrlichkeit gebildet, welche deutscher Vorzeit eigen war. Diese Vergangenheit, in welcher das, was dem Vaterlande wesentlich eigenthümlich genannt werden muß, bereits zur Vollendung reichhaltig ausgebildet erscheint, hat das Gemüth des Dichters mit heiteren Strahlen der Schönheit durchdrungen und sich ihm ganz angeeignet.«

Der Werth der Gedichte voll religiöser Tiefe muß sich für uns steigern, wenn wir einsehen, daß Schenkendorf von jeher

*) Wiener Allgemeine Literaturzeitung, Dez. 1815, Nr. 100.

so gedacht hat und nie aufhörte, so zu denken, daß seine Freude und sein Schmerz von jeher sich in dem Gedanken der Wiederherstellung ehemaliger Herrlichkeit erging. Schenkendorf, in dem sich Christenthum, Vaterlandsliebe und Poesie in dreieiniger Kraft wie in keinem anderen verband, ist sich immer wahr und darum immer derselbe. Der Vorstellungskreis der lyrischen Empfindungen ist enger, als wir dies sonst wahrnehmen, aber wir gewinnen in den Liedern den Liedsprecher nur um so lieber. Und dennoch glauben wir in seiner Stimme nur die Stimme Aller zu vernehmen, welche groß und edel zu fühlen vermögen. Bei einer nirgend zu verkennenden Eigenthümlichkeit tritt er gleichsam redend nur für die Gesammtheit auf, die ihm Wort und Empfindung einhaucht. Stiller Betrachtung ergeben, macht er einsame Spaziergänge, doch ist er in geselligen Kreisen gern gesehn und bewegt sich in ihnen frei und heiter. Es verlangt ihn nach der friedlichen Wohnung, doch sein eigentliches Haus ist das deutsche Vaterland, er ist entschieden und klar und steht nie in Zweifel über das Eine, das noth thut, doch folgt er oft, wie die große Zahl der Elegiker, einem unbestimmten Zug der Sehnsucht.

Da Schenkendorf in allen Lagen und bei allen Erlebnissen sich in Liedern auszusprechen liebte, wie er die Dinge nahm und angesehn wissen wollte, so sind Belegstellen aus seinen Gedichten als urkundliche Zeugnisse zu beachten. Gleich würdig vergegenwärtigen sie uns ihn als Menschen und als Dichter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Jugend- und erste Universitätszeit. Aufenthalt im Oberlande.

Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried von Schenkendorf wurde am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren. Seine frühsten Erinnerungen knüpften sich aber an Lenkonischken, ein Gut bei Tilsit, das nach seines Großvaters Tode sein Vater übernommen hatte. Ferdinand, so im elterlichen Hause genannt, wuchs mit seinem Bruder Karl zusammen auf in herzlicher Zuneigung zu einander, wenn beide auch sehr verschieden waren. Eine Schwester starb in frühem Alter.*) Schon in den kindlichen Spielen hatte bei Karl stets der Soldat die Oberhand, während der ältere Bruder sich still für sich beschäftigte. Weit über die Jahre der Erziehung hinaus wurde ein unweigerlicher Gehorsam von den strengen Eltern verlangt und von den Kindern ehrerbietig dargebracht, mochte auch nur zu oft Laune und Sonderbarkeit aus den Bestimmungen vorblicken, so daß kein rechtes Vertrauen aufkommen konnte.

Unter anderen Umständen würde die Heimat und das Vaterhaus den Brüdern unfehlbar mehr am Herzen gelegen haben, die, nachdem sie es verlassen, Littauen nur sehr selten besuchten. Obgleich gerade die Gegend um Tilsit herum ein hervorstechend poetisches Ansehn gewinnt durch die geschmackvoll bunten Volkstrachten und durch die sanft empfundenen Dainos im Munde der Landleute.

*) Beilage II.

Digitized by Google

Er, der in seinen Gedichten so gern auf Königsberg und Königsbergische Zustände zu sprechen kommt, erinnert nur selten an die Jahre der Kindheit, die er am Memelstrom verlebte. Es scheint, daß er sie nicht zu den glücklichen zählte. Da er 1814 den »Frühlingsgruß an das Vaterland« richtet, so vermag er nicht die östliche Grenze zu übergehn, wo seine Wiege stand,

Wo noch deutsche Worte klingen,
Wo die Herzen stark und weich. (275.) *)

In dem »Brief in die Heimat« sind

Die alten Bilder an der Wand (172.)

welche er in Ehren wieder begrüßen will, wohl Ahnenbilder im elterlichen Hause. In einem später verfaßten Liede giebt er dem Land seiner Jugend den Namen »der heil'gen Flur«, die schon in der Heidenzeit sich die Freiheit zu wahren wußte, denn die deutschen Ordensritter vermochten nicht über Tilsit hinaus die Waffengewalt auszudehnen. Einem ehemaligen Gespielen wünscht er Glück, in das väterliche Land wieder zurückzuziehn:

Das eine Freistatt einst dem Glauben
Des stillen Volkes aufgethan,
Das nie der Knechtschaft Joch entehrte,
Weil es der Freiheit angehörte,
Das Land, wo wir als Knaben spielten
Und heil'ge Glut im Busen fühlten. **)

Das Lied ist dem Freunde und Landsmann Leopold von Zabeltitz gewidmet, bei seinem Abschiede von der Universität in Königsberg im Jahre 1805 oder 1806. ***)

In den adlichen Häusern war es vordem gewöhnlich, daß die Söhne, welche studiren sollten, allein von dem für sie gehaltenen Hofmeister unterrichtet wurden, bis sie ins Militair

*) Die in der Art beigefügten Zahlen sind die Seitenzahlen der Ausgabe: »Max von Schenkendorf's Gedichte.« Stuttgart 1862. Wo sie fehlen, ist auf ungedruckte Gedichte Bezug genommen.

**) Anspielung auf ein Studentenlied, dessen zweite Strophe anhebt:
Flur, wo wir als Knaben spielten,
Ahnung künft'ger Thaten fühlten.

***) Derselbe war Landrath in Heidekrug.

eintraten oder auf einer Hochschule wissenschaftliche Ausbildung erstrebten. Man wurde aber eben so leicht Offizier als Student, der Meldung beim Rektor und Dekan folgte die Aushändigung des Zeugnisses der Reife, die sogenannte Prüfung war nur Förmlichkeit.

So begab es sich mit dem ältern Schenkendorf, der, erst fünfzehn Jahre alt, seit 1798, sich in Königsberg als akademischer Bürger gebärdete. Daheim als Knabe kurz gehalten, schlug er nun, sich selbst überlassen, über die Schnur und, erlöst von dem Unterthänigkeitsverhältniß, genoß er vollauf die studentische Freiheit. Wenn er die Studien nicht mit Ernst vornahm, so versah er es in den Augen eines ihm zum Vormunde gesetzten Oheims besonders dadurch, daß er in den Ausgaben die ihm spärlich zugemessene Summe überschritt. Daß es ihm indeß nicht allein um Vergnügungssucht zu thun war, können wir aus seinem Umgang auf der Hochschule ersehn, indem er sich an Jünglinge schloß, die sich durch ernste Ansichten und wissenschaftlichen Eifer hervorthaten und ihm eine wahrhaft freundschaftliche Gesinnung bewahrten. Die Eltern, die sonst nicht übereinstimmten, waren beide gleich unzufrieden mit dem genialischen Wesen, sahen ihm aber Jahre lang nach, um auf einmal ein entschiedenes Ziel zu setzen. Es erschien als angemessen, den leichtfertigen Sohn aus allen akademischen Verbindungen loszureißen und ihn in eine Lage zu versetzen, wo er gezwungen war, schon aus Langerweile den Wissenschaften obzuliegen und aus Mangel an Gelegenheit den Hang zur Verschwendung aufzugeben.

Nicht weit von Pr. Holland im Oberlande liegt das Kirchdorf Schmauch, wohin er plötzlich verwiesen wurde. Hier lebte als Geistlicher Dr. Ernst Hennig, der der Führer des Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck gewesen und der Söhne aus angesehenen Familien in Kost und Pflege nahm, um sie im Wissen weiter zu fördern, als dies im Gange eines gewöhnlichen Hofmeisterthums oder des Schulunterrichts, wie er damals beschaffen war, gemeinhin erreicht werden konnte. Von seinem Vater, der Kirchenrath war und als Präsident der K. deutschen Gesellschaft in Königsberg eine vaterländische Zeit-

schrift herausgab *), hatte Hennig den Sinn zu geschichtlichen Forschungen überkommen, vornämlich zur Aufklärung des alten Preußens. Er lieferte Beiträge für jene Zeitung in Versen und in Prosa, einen über die Vorzüge der deutschen Sprache in Vergleichung mit der französischen; später, als Archiv-Direktor in Königsberg angestellt, erwarb er sich ein wesentliches Verdienst durch Herausgabe der Ordens-Statuten und des preußischen Chronisten Lucas David. Einem Hennig wäre es ein Leichtes gewesen, sich die Liebe des neuen Zöglings zu gewinnen bei dessen früh hervortretender Neigung zur deutschen und preußischen Geschichte. Aber es war bequemer, in anderer Weise den Mentor bemerkbar zu machen und es ihn nachdrücklich fühlen zu lassen, daß er mehr zur Besserung, als zur Ausbildung ihm übergeben sei. Das Ansehn großer Gewissenhaftigkeit verschaffte er sich dadurch, daß er in Briefen an die Eltern ungünstig berichtete, ja sogar bat, man möge den Ungerathenen wieder zurücknehmen, denn der Erzieher lade sich eine undankbare Mühe auf. Schenkendorf glaubte, kaum flügge geworden, wie mit gebrochenen Flügeln schmachtend verkümmern zu müssen unter einer lästigen Beaufsichtigung an einem fremden Ort. In seinem Unmuth nannte er ihn Sibirien, obwohl neben einer lebhaften Straße ihn eine lachende Gegend umgab mit der Aussicht auf mehrere Thürme und die herrliche Besitzung des Grafen Dohna-Schlodien. Kaum konnte ein anderer Punkt dem Freunde der Natur einladendere Spaziergänge darbieten. Der Verstimmung, die die nächste Nähe ihm bereitete, entzog sich Schenkendorf, indem er am Wanderstabe das gesegnete Oberland durchstrich, wo in den nun überall gelichteten Waldpartien sein Blick sich an den Ufern der Passarge, an Landschaften weidete, deren Reiz an Thüringen erinnern soll. In der Einsamkeit, die ihn schon als Kind in Nachdenken versenkte, fand er Erholung und Genuß.

*) Preußisches Archiv. Herausgegeben von der K. Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Der erste Band erschien Königsberg und Elbing 1790.

Digitized by Google

Wenn auch noch in späterer Zeit die Erinnerung an den zweijährigen unfreiwilligen Aufenthalt ihn mit Aerger erfüllte, so konnte er doch nicht den Segen verkennen, der ihm aus der Verbannung ersprossen war. Liebe, Vaterlandsgefühl und kirchliche Andacht weckte hier den Dichterfunken. Und er konnte nicht umhin, in einer Reihe von Briefen*) das Oberland und das reiche Gemüthsleben, das sich ihm hier erschloß, lobzupreisen. Wenn nicht beseligende, so waren es wohlthuend beruhigende Träume, die ihn auf seinen stillen Wanderungen begleiteten und allen Unmuth von seinen Pfaden hinwegwehten.

An die Einsamkeit bin ich von Kindheit an gewöhnt und sie mag wohl meinem Charakter die Rauhigkeit gegeben haben, die Hennig und meine Mutter so sehr tadeln. Ich befinde mich aber sicher wohl dabei. Die mehresten Menschen halten für Schwärmerei, wenn man von einem vertrauten Umgang mit der Natur spricht. Ich kann es aber sehr wohl empfinden, was Virgil in der letzten Ekloge, die für mich beinahe die schönste ist, sagt:

Non canimus surdis: respondent omnia sylvae. **)

Das Unbestimmte, das sich dem Lustwandelnden in den Betrachtungen darstellt, erkennt er gerade als ein heilsames Gegengift der Schwärmerei. Er will, daß man bei gewissen Dingen es sich nur an verschwimmenden Umrissen genügen lasse.

Sind es nicht gerade die einzelnen, verlornen Töne, die bei der Aeolsharfe auf uns wirken? Wir haben wohl eine Einsicht in manches, das über diese Erde erhaben ist, aber wir sollen diese Einsichten in kein System zu bringen versuchen und das ist wohl das Felsenriff, an dem die mehresten Sekten, an der auch die neueste philosophische Schule scheitert.

Gern wäre er in das Land gezogen, »wo die Citronen blühn«, aber auch im Freien unter rauhem Himmel fühlte er sich glücklich und fähig, sich einer süßen Melancholie hinzugeben.

Ich bin kein Freund von Einspinnen und biete auch dem Winter die Hand und die offene Brust. Er concentrirt die Empfindungen, die in der Wärme hinschmelzen, er stählt den Geist, wie den

*) An den damaligen Erzpriester Wedeke.

**) Nicht tönt Tauben mein Lied; Antwort giebt allem der Bergwald.
Voß.

Körper — und der Norden überwand das Abendland. Ossian war ein Normann; die nordische Kraft äußert sich in jedem seiner Gedanken, aber er gefällt uns nur, weil diese Kraft an der Wehmuth schmolz.

Wenn Schenkendorf dergleichen ein paar Jahr später aufzeichnete, so sind es Gedanken, die er im Oberlande gepflegt zu haben schien und in Briefen niederlegte, die dorthin gerichtet waren.

Jene Spaziergänge boten ihm die Gelegenheit, das Oberland in seinen Bewohnern innig schätzen zu lernen und über den Vielen, die ihn stets als lieben Gast begrüßten, den Einen, dem er zugewiesen war, zu vergessen.

Im nahe gelegenen Kirchdorf Hermsdorf,*) das zum Patronat des Grafen Dohna-Schlodien gehört, machte er die Bekanntschaft des biedern, durch und durch liebenswürdigen Erzpriesters Wedeke. Schleiermacher, da er eine Zeitlang gräflicher Hofmeister in Schlobitten war, besuchte das Wedeke'sche Haus und entwarf eine Schilderung, die wie aus Schenkendorf's Seele geschrieben ist.

Es herrscht hier ein Geist der Liebe, des Frohsinns, der ruhigsten Zufriedenheit mit allem; Unbekümmerniß um die Welt, herzliche Freundschaft gegen jeden, der sich ihnen von selbst nähert — kurz es ist ein kleiner Himmel auf Erden. — Das Leben dort muß man sehn, es läßt sich nicht beschreiben. Es ist die innigste Durchdringung von Freiheit und Liebe, die ich je gesehn habe. — Ich lernte in dem Landgeistlichen einen herrlichen Mann kennen von einfachem, echtem Gemüth, echter Sittlichkeit, reinem Wahrheitssinne und einem patriarchalischen Styl. Wir gewannen uns herzlich lieb. — — Von (dem Wesen) der Frau habe ich eine lebendigere Anschauung erhalten. So viel Freiheit und Kraft, so viel Selbstbewußtsein und Anspruchslosigkeit, so viel Gefühl und Festigkeit im Handeln — kurz sie gehört in jeder Hinsicht zu den ersten weiblichen Seelen, die ich kenne. — So sind auch die Kinder, die bei diesem Leben ihren Charakter so frei und rein entwickeln, wie ich es noch nicht gesehn.**)

---

*) Bei Pr. Holland, nicht zu verwechseln mit einem anderen Kirchdorf gleiches Namens.

**) »Aus Schleiermachers Leben« II. 127. I. 289.

Digitized by Google

Es war acht Jahre später, als Schenkendorf zuerst das glückliche Pfarrhaus in Hermsdorf aufsuchte; das Ehepaar hatte sich nicht verändert, aber der Kinderflor sich reicher entfaltet. Unvergeßlich war ihm der Tag, es war gerade Palmsonntag, als er von dort über die Sandberge nach Karwinden sich begeben und auf dem Rückwege in Hermsdorf bunte Ostereier empfangen hatte. Wie oft und gern befand er sich seitdem in dem traulichen Familienkreise oder in Wedeke's Studirstube und ließ sich von ihm auf dem schwarzen Sopha über Deutschlands und Preußens Vorwelt belehren. Jener schrieb gerade damals seine »Bemerkungen auf einer Reise durch Preußen« *) in der Absicht, durch Hervorhebung der vaterländischen Merkwürdigkeiten Liebe zur Heimat in den verschiedenen Schichten des Volkes zu verbreiten und auf Abstellung von Mängeln hinzuwirken. Der Verfasser will Ehrenmale errichtet sehn zum Andenken an die Thaten des deutschen Ordens, an das Wirken großer und verdienter Landsleute, wie Copernicus und Franz Albert Schultz, eines Geistlichen, der die Wolf'sche Philosophie in Königsberg eingeführt hatte und der, der pietistischen Richtung ungeachtet, von Kant dankbar verehrt wurde. Schenkendorf wurde über das Wesen der deutschen Reichsverfassung durch Wedeke aufgeklärt, der förmlich dafür schwärmte und oft halbe Nächte von Einrichtungen der deutschen Reichsstädte sprechen konnte. Er, ein Freund der klassischen Dichtkunst, war nicht von Vorurtheilen gegen das Neue befangen und mochte sich der eben aufkeimenden Romantik keineswegs entziehn. Er las den Heinrich von Ofterdingen und die Briefe über Schlegel's Lucinde. Novalis wurde, so bekannte er, von ihm nicht ganz gefaßt und die Briefe, so fürchtete Schleiermacher, von ihm mißverstanden.

Wedeke's Patronatsherrn verehrte Schenkendorf bald auch als den seinigen, nämlich den Burggrafen Carl Ludwig Alexander zu Dohna, Erbherrn von Karwinden und Schlodien, der als ein achtzigjähriger Greis starb und damals 48 Jahre zählte.

*) In zwei Bänden »von einem Oberländer« in Königsberg 1803 erschienen.

Er war das patriarchalische Haupt eines wahrhaft christlichen Hausstandes; das gab sich bei den Seinigen, so wie bei allen Untergebenen auf den ersten Blick in ernster Ordnung und aufrichtiger Frömmigkeit, in rührender Anhänglichkeit und Liebe überall zu erkennen. Der Graf war der Vater der Wittwen und Waisen, der fürsorgende Freund der Jugend. Das Weihnachtsfest feierte er mit allen Kindern seiner Gegend. Unter den Gaben befanden sich auch Schriftchen, die selbst von ihm abgefaßt waren. Die Absicht der Verbreitung spricht sich in den Titeln aus: »Weihnachtsgeschenk für arme, aber fromme Kinder, ausgetheilt unter einem großen Lichterbaum.« »Drei fröhliche Arbeitslieder.« Abhold der Volkspoesie wollte er Verächtliches durch Lieder moralischen Inhalts verdrängen. So war auf einem Titelblatt die Aufforderung zu lesen: »Nehmt gute Mädchen mit einer Hand freundlich das treugemeinte Geschenk und werft mit der anderen alle häßlichen Zotenlieder ins Feuer.« An jedem Abend hielt der Graf mit den Seinigen eine Andacht, und zwar im großen Saal des Schlosses, damit jeder, den das Herz zum Gebete trieb, daran Antheil nehmen konnte. Von Schenkendorf wurde das einladende Glockengeläut und der Ton der Orgel nicht überhört, die die Feier einleitete. Wenn er sich in Karwinden aufhielt, so richtete er sich so ein, um am Abend zur rechten Stunde in Schlodien zu sein. Nach Jahren noch empfand er die Rührung nach, die ihn überkam, sobald er auf seinem Kirchgange in die große Allee des Waldes trat und in der Ferne über die Felder hinaus der erleuchteten Fenster ansichtig wurde. Umringt von einer zahlreichen Dorfbewohnerschaft las der Graf aus der heiligen Schrift ein Kapitel vor, knüpfte daran einfache, tief empfundene Betrachtungen und schloß mit einem Gebet, das die ganze Versammlung knieend nachsprach. Beliebt wie der Graf war auch dessen Gemahlin, die, wie er für alle zugänglich, fein gebildeten Geist mit kindlicher Demuth verband. Den höchsten Preis verdiente aber die Gräfin Karoline von Dohna, die Schwester des Grafen, die fünf Jahre älter als er unvermählt in Karwinden lebte und wie in ihrer blühenden Jugend bei Allen Liebe und Verehrung genoß. Sie blieb ein Bild der Anmuth und Seelenreinheit,

zart empfindend für die Reize der Kunst und Musik. Durch ihren geistreichen Umgang fühlte sich beglückt, wer mit ihr den Gesinnungsadel zu theilen vermochte; junge Männer gaben gern die winterlichen Freuden der Stadt auf, legten in rauher Witterung einen Weg von zwölf Meilen zurück, um der unwiderstehlich hinreißenden, geistreichen Unterhaltung der Gräfin froh werden zu können. Schenkendorf war nur einer unter den Vielen, dessen Hochachtung für die Dame in Anbetung überging, dessen Empfindung die Fromme zu einer Heiligen verklärte.

Mehr als in Karwinden wurde die Kunst in Podangen gepflegt im Andenken an den freiherrlichen Poeten Rudolph Ludwig von Caniß. Auch dahin zog es mächtig den verwiesenen Musensohn. In zwei Grafen von Caniß gewann er sich Freunde für sein Leben, von denen der jüngere als erfindungsreicher Zeichner mit ihm später in eine poetische Wechselwirkung trat, indem der eine mit Versen die Bilder erklärte und der andere Bilder zu den Versen lieferte.

Die beiden Grafen

> Aus altem Sängerstamme;
> Es hatten beide Ritter
> Den Pinsel und die Zither
> In früher Zeit geführt. (146.)

In demselben Gedicht, das den Heldentod des einen betrauert, heißt es:

> Karwinden und Podangen,
> Wo Lied und Saiten klangen
> Im schönen Oberland,
> Nun steht ihr öd' und traurig,
> Nun tränkest du so traurig
> Passarge deinen Blumenstrand. (147.)

So war das Oberland für Schenkendorf die Segensschule echter Erkenntniß, der unversiegbare Born edlen Genusses, der stille Herd der Poesie, wie sie Religion, Vaterland und Frauenwürde hervorriefen.

Sein erstes Gedicht soll erotischen Inhalts gewesen sein, vielleicht entstand es während dieses Zeitraums von 1802 und 1803.

Wiederum glaubt man Schenkendorf's Empfindungen in einem Brief von Schleiermacher zu lesen:

Die Kunst und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Für die letzteren ging mir der Sinn erst in den häuslichen Zirkeln in Preußen auf. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren, menschlichen Werthes gewonnen.*)

Wenn Schenkendorf für eine weibliche Schönheit empfand und es im Liede aussprach, so hatte er sie nicht in den gräflichen Kreisen gefunden, eben so wenig im Pfarrhause in Hermsdorf, wo die schönen Töchter noch nicht erwachsen waren. Seine Liebe galt einem einfachen, guten Mädchen, das schlicht erzogen keine Ansprüche erhob und seine Neigung mit Innigkeit erwiderte. Sie war die Tochter eines in der Nähe wohnenden Amtsraths.

Obgleich Hennig das Hofmeisteramt mit aufmerksamer Strenge wahrzunehmen vorgab, so konnte der Beaufsichtigte dennoch ein Verhältniß anknüpfen und unterhalten, in dem es bis zu einer förmlichen Verlobung kam.

Die Liebenden erkannten indeß früh genug, daß die in weiter Ferne liegende Verbindung nur mit dem Leidwesen einer unpassenden Ehe schließen könne, da der Bildungsgrad beider zu verschieden war. Sie trennten sich, ohne einander zu grollen, und er verargte es seinem Linchen nicht, daß sie es vorzog, die glückliche Frau eines Schullehrers zu werden. In Freundschaft gedachte er ihrer, da sie den Ehebund schloß, und er führte einen Briefwechsel mit ihrer jüngeren Schwester, der er zu ihrer Ausbildung zweckdienliche Bücher lieh. Wenn er später in einem Liede von freier Herzensneigung singt, so erinnert er sich wohl an seine erste Liebe, wo es heißt:

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt. (59.)

Ohne Reue und Bitterkeit schied er vom Oberlande. Die Lieben, mit denen er selige Tage verlebt hatte, vergaß er nie.

*) Aus Schleiermacher's Leben I. 334.

Sein Dank hallt in zahlreichen Briefen nach. Er hielt es für bedeutungsvoll, daß er im April zur Osterzeit zum ersten Mal Hermsdorf besuchte:

Daß gerade in diesem Monat mir der neue Stern aufging, der mir das Labyrinth erhellen und mir den Weg zum rechten Ziele zeigen sollte, daß gerade in diesem Monate das neue Leben begann, das — wie soll ich es nur nennen? — das romantische, das Schweizer-Leben, das Leben auf den Bergen, das hohe, das himmlische Leben. — Ist es mir doch, als wenn ich aus dem väterlichen Hause hinaus gestoßen wäre in die Fremde. Im Oberlande ist meine Heimat, da fand ich Verwandte, nicht Verwandte des Bluts — verrinnt Blut nicht im Sande des Grabes? — eine Verwandtschaft des Geistes, die über's Grab hinaus, an keinen Körper gefesselt, währt und reicht für die Ewigkeit. Ich fühlte es oft, daß wie zwei gleich gestimmte Saitenspiele das eine den Ton wiederhallt, den das andere angiebt, auch unsere Herzen oft von einem Gegenstande ergriffen wurden, daß oft ein Wort, eine Handlung tief in mein Herz drang, dort eine Saite berührte und ein Gefühl, einen Ton weckte, der schon lange der Erweckung geharrt hatte.

Er nennt die Widdim in Hermsdorf sein väterliches Haus und bittet, es möge ihm erlaubt sein, bisweilen heimzukehren in seine eigenthümliche Wohnung. Schon im Voraus freut er sich, nach überstandener Kameralisten-Prüfung gen Palästina zu ziehen, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten und, wie es sich ziemt, zu Fuß. Einen Brief schließt er mit dem Wort: »Lebt wohl all ihr guten Seelen in Hermsdorf, Karwinden und Schlodien. Ich will Euer werth bleiben«.

Aus den Jahren 1802 und 1803, in denen er sich im Oberlande aufhielt, sind keine dichterischen Erzeugnisse aufzuweisen. Es scheint, daß sein Gemüth hier nur mit Wärme aufnahm, was später in Liedern zurückstrahlen sollte. Aber wir besitzen aus dieser Zeit einen bemerkenswerthen Aufsatz von seiner Feder, der einen Weheschrei über eine Unbill der Regierung anstimmt und zwar in einer jede rhythmische Form abweisenden Tonart. Und doch gemahnt uns dieser erste Lichtblick seines Schriftstellerthums an die poetische Sage von der Memnons-

säule, denn er beleuchtet Mauern, die die Wohlthat des Grußes empfinden, Mauern, die dem Untergang geweiht, dem zürnenden Schriftsteller ihre Rettung verdanken, nämlich die Remter des Schlosses Marienburg, welche sämmtlich zu Magazinen umgestaltet werden sollten.

Das Verdienstliche der Arbeit liegt weniger in der Abfassung als in der Veröffentlichung durch eine viel gelesene Zeitschrift. Der zwanzigjährige, für alles Erhabene entglühende Jüngling ward wahrscheinlich durch Wedeke zu der Reise von Schmauch nach Marienburg bestimmt, um der sinkenden Herrlichkeit den Johannissegen zu weihen.

Zehn Jahre, bevor eines seiner Lieder also anhub:

Auf der Nogat grünen Wiesen
Steht ein Schloß in Preußenland,
Das die frommen deutschen Riesen
Einst Marienburg genannt.
Ach die Ritter sind gefallen,
Ihre Tempel sind entweiht,
Abgebrochen ihre Hallen — (105. 106.)

sandte Schenkendorf nach Berlin, zum Abdruck in einem Berliner Tagesblatt, dem »Freimüthigen«,*) den Aufsatz:

Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen.

Unter allen Ueberbleibseln Gothischer Baukunst in Preußen, nimmt das Schloß zu Marienburg die erste Stelle ein. Aus- und Einländer eilten seit Jahren in Menge dahin, um es zu bewundern. Die Nachricht von seinem baldigen Untergange bewog mich, in diesem Sommer eine Wallfahrt nach seinen Ueberresten zu unternehmen. Ruinen dachte ich wenigstens zu finden, und fand — Mehlmagazine. Gleich nach der Preußischen Besitznehmung wurde ein Theil des Schlosses in Kasernen verwandelt, obgleich Friedrich, wie die Inschrift sagt, im Jahre 1774 befahl, das Schloß aus den Ruinen zu reißen und es der Nachwelt zu erhalten. Diesen Befehl befolgt man durch Zerstörung des Schlosses. Zerstörung ist es im buchstäblichen Sinne; denn selbst diejenigen Theile, welche Jahrhunderte lang unverletzt gestanden haben, werden jetzt zerbrochen. Die Seitenwände

*) »Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser.« Freitag, 26. August 1803 Nr. 136. Beilage III.

und Gipsdecken werden herausgeschlagen, und statt der letztern hölzerne Böden eingelegt, um so doppelte Schüttungen zu erhalten. Mit dem heiligen Schutte füllt man die kostbaren Gewölbe an, die in mehreren Stockwerken unter dem Schlosse fortlaufen, und nicht nur von der Riesenkraft, sondern auch von der Sorgfalt ihrer Erbauer sprechen, indem hier zur Zeit des Krieges der Landmann mit seinen Vorräthen einen Schutz fand, dessen er freilich jetzt nicht bedarf! Das alte Gebäude kam mir wie das Skelet eines Riesen vor. Es wird ausgeweidet, und nur die kahlen Seitenwände verschont man. Es ist kein Vortheil dabei, ein altes, in so mancher Hinsicht nützliches Gebäude zu zerstören, um Mehlmagazine anzulegen. Die Kosten der Zerstörung wiegen die der Erbauung eines neuen auf. Und wenn dieses nicht wäre, wenn das Schloß ganz unnütz daständе, wenn niemand darin wohnen, wenn kein Gericht oder dergleichen sich darin versammeln könnte, so müßte man doch das Andenken der Väter ehren und nicht verwüsten.

Denkt denn unsere Generation nicht daran, daß es eine Nachkommenschaft giebt, die es einst mit ihren Werken auch so machen kann? — Wer will nun aber diese Entheiligung? Der König nicht. Die Kammer auch nicht. Vielleicht nur die Intendantur? Wollen vielleicht nur die Baumeister das so einträgliche Geschäft nicht aufgeben? Man legte dem Könige bei seiner letzten Anwesenheit in Preußen die Frick'schen Ansichten von Marienburg vor. Der Monarch empfand die ehrwürdige Schönheit des Orts und wünschte sehr dessen Erhaltung. Angesehene Männer, die den Gräuel der Verwüstung ansehen, verwandten sich bei der Kammer in Marienwerder. Auf den verlangten Bericht erhielt diese zur Antwort, daß gar nichts niedergerissen würde und daß man nur für die Erhaltung besorgt wäre. Und doch sah ich in diesem Sommer die Arbeiter mit der Zerstörung beschäftigt, doch wandelte ich nur unter Schutthaufen, und während meines Aufenthalts mußte der Oberst v. Viereck sein Logis, die ehemaligen Zimmer der Hochmeister, räumen, um sie abbrechen zu lassen. Jeder, dem der edle Rost des Alterthums lieber ist, als Mehlstaub, bedauert diesen Verlust. Der gebildete Ausländer nimmt Theil daran, wie der Preuße. Wie klagt nicht schon Wraxall*)

*) Nathanael Wraxall, Bemerkungen auf einer Reise durch Kopenhagen, Stockholm und Petersburg. Aus dem Englischen. Leipzig 1776. Der Verfasser, der die Reise 1774 machte, nannte sein Buch Cursory remarks.

in seiner bekannten Reise über die Kasernen im Schlosse! Was würde er erst sagen, wenn er jetzt herkäme und sogar diese zerstört sähe! Um sich die Möglichkeit eines so traurigen Anblicks zu denken, muß man selbst dagewesen sein, muß man die Leute gesehen haben, durch welche alles geschieht. Ein Aufseher sagte einer vornehmen Dame, welche das Schloß besah und bedauerte, daß der jetzige Anblick der Mühe nicht lohne; es wäre alles so schmutzig und alt. Ueber ein paar Jahre möchte sie kommen, dann würden hier herrliche Schüttungen sein. — Schüttungen sind also das non plus ultra dieses Mannes. Darin will er leben wie eine Kornmaus! — Von ähnlichen Aeußerungen war ich Zeuge. Doch was kann man anders von Leuten erwarten, die nicht einmal das kennen, wodurch der Ort sein größestes Interesse erhält! Sie müssen nicht wissen, daß Marienburg von der Patronin des Deutschen Ordens seinen Namen hat. Die Intendantur nennt sich an öffentlichen Gebäuden nicht Marien-, sondern Margenburgische. — Genug um die Menschen, genug um das Ganze zu beurtheilen. Ich mag die Ursache davon nicht aufsuchen; dem Freimüthigen aber geziemt es, öffentlich über eine Sache zu reden, welche das ganze Land angeht. Vielleicht gelingt es dem Einflusse eines seiner Leser, das zu retten, was die zerstörende Hand noch nicht erreicht hat. Noch steht unter andern der merkwürdige auf einer Säule ruhende Rittersaal, den ein Schullehrer zum Theil bewohnt, und wo man die berühmte Kugel, mit welcher die Polen einst Saal und Orden vernichten wollten, in dem Ofenloche eines Leinwebers suchen muß. Noch steht die Kirche und neben ihr Maria's kolossalische Bildsäule. So muß die heilige Jungfrau ihren Sitz entweihen sehen! Bald vielleicht kommt die Reihe an sie; denn der Geiz kann ja wohl Glas für Edelstein ansehen. Wer retten will und kann, der rette bald! denn Eile ist nöthig.

F. v. Sch.

II. In Königsberg und auf dem Amte Waldau.

Schenkendorf erklärte sich in Briefen an seine früheren Universitätsgenossen dahin, daß er die guten Tage im Oberlande nicht mehr ertragen könne, daß er lange genug auf dem Rasen sich habe sonnen lassen und daß er nun nach den alten Freunden und dem Albertinum große Sehnsucht empfinde. Die Antwort war, er möge kommen, um mit offenen Armen empfangen zu werden, er möge durch keinerlei Verhältnisse sich von dem Entschluß zurückschrecken lassen. Olszewski *) wolle mit ihm das Studium der Rechte gründlich treiben, so könne an Kollegien-Honorar gespart werden, bei Burchard **) solle er nicht allein umsonst wohnen, sondern auch die Hälfte von dem, was er von Hause erhalte, mit verzehren helfen. Im schlimmsten Falle wäre es so ihm möglich, auch ohne andere Unterstützung, einstweilen zu bestehen. Die Freunde versprachen mehr, als sie zu leisten vermochten. Der eine wurde krank und konnte nicht seine juristischen Kenntnisse mit ihm theilen, und der andere, wie es sich ergab,

> hatte nur 10 Thaler wöchentlich und hatte drei Wochen nicht warme Speisen gegessen, um sich die (Studenten-) Uniform anzuschaffen. Der verdient doch wohl die Aufnahme in den Geusenbund!

*) Geheimer Justizrath des fürstbischöflich ermländischen Landvoigteigerichts, gestorben 1854.

**) Geheimer Regierungsrath in Bromberg, gestorben 1827.

2

Digitized by Google

So schrieb Schenkendorf bitter enttäuscht und wandte sich nun mit kindlich dringender Bitte an die Eltern. Der Vater wollte nichts davon wissen, er sprach einen Fluch aus, wenn er zum Studentenleben ihm wieder Geld gebe. Die Mutter ging in seinen Wunsch ein, da eine kleine ihr zugefallene Erbschaft dazu die Mittel gewährte. Wenn auch der Vater später sich milder vernehmen ließ und wohl umzustimmen gewesen wäre, so wollte die Mutter nicht, daß ein Schritt versucht werde, da »auf einmal verfluchtem Gelde kein Segen ruhe«. Aber auch die Großmuth von ihrer Seite mußte theuer erkauft werden. Sie willigte ein nur unter entwürdigenden Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln, so daß er am liebsten ganz seinen Plan aufgegeben hätte.

An Wedeke, von dem er Trost verlangte und empfing, schrieb er:

Sie wissen, daß bei dem Abschiede von Schmauch meiner noch die unangenehme Arbeit harrte, vom Herrn Prediger Hennig das von meiner Mutter verlangte Verzeihungs-Dokument zu erbitten. Denn weil er meine Mutter um die Barmherzigkeit gebeten hatte, mich fortzunehmen, so glaubte diese, daß zwischen uns beiden heftige Auftritte vorgefallen sein müßten. Ich sagte ihm, daß meine Mutter mir befohlen hätte, ihn um einen Schein, daß dieses nicht geschehen wäre, zu bitten. Indem er mich unter Thränen und Küssen entließ, gab er mir einen Brief an meine Mutter mit, den diese selbst einen Uriasbrief nennt. Er nennt mich darin nicht anders als seinen ungerathenen Pflegling und erbietet sich, mich ihr so zu entlarven, daß sie mich in meiner Blöße erkennen soll. Nach diesem Brief konnte ich es meiner Mutter kaum verargen, daß sie jene Erklärung (eine Verwarnung, dem Sohne etwas borgen zu wollen) in die Zeitung setzen ließ. Ich habe sie nicht gelesen und mag sie nicht lesen, mein Vater soll auch davon nichts erfahren. Aber tief schmerzte es mich, gerade jetzt — nie war ich so gut als im letzten Jahre — eine solche Ausmunterung zu erhalten. Ich erfuhr es erst, als keine Abänderung mehr möglich war. Oeffentlich bin ich beschimpft.

Schenkendorf hatte sich gefreut, auf der Universität nach gewonnener Einsicht den wüsten Boden, den er vorher gefunden, mit einer gedeihlichen Aussaat zu bestellen. Durch das Benehmen der Seinigen war nun wenigstens Anfangs eine

Scheu und Entfremdung herbeigeführt, die jeden andern untauglich gemacht hätte, mit Vortheil die neue Lebensbahn zu betreten. Seinem klaren offenen Wesen, das Bescheidenheit mit Selbstbewußtsein verband, seinem geselligen Talent, das sich gern in Scherzen erging, ohne zu kränken, seiner biederen Zutraulichkeit, dem kein Herz für die Dauer sich verschließen konnte, hatte er es zu danken, daß nur Vorurtheilsvolle ihn verkennen konnten. Ja man fühlte sich gedrungen, durch entgegenkommende Freundlichkeit ihm reichen Ersatz für das zu bieten, was ihm mit Unrecht entzogen wurde.

Um so schmerzlicher fühlte er es, daß er den Eltern, die er ehrte, kein kindliches Vertrauen entgegentragen konnte. Sie waren wohlhabend, kamen aber um ihr Vermögen durch die kriegerischen Zeitläufte und durch eine verkehrte Bewirthschaftung ihrer Güter.

Sein Vater Georg von Schenckendorff, ehedem Lieutenant, war unruhig, heftig und rauh. Mit dem Titel eines Kriegsraths lebte er mit geringen Unterbrechungen auf seinem Gute in Littauen. Er zeigte sich nur gemüthlich am Kartentisch, sonst war er schwer zugänglich. Er geizte nach dem Ruhm, ein vortrefflicher Landwirth zu sein und durch neue Einrichtungen die Erträge seines Besitzes zu erhöhn. Gewöhnlich aber war der vermeintliche Gewinn ein unnützer Kostenaufwand. So ließ er für die Leute ein eigenthümliches Brot in Masse backen — man sagte, von Torferde — das wohlfeil zu bereiten, aber unmöglich zu genießen war. Max Ferdinand, der durch sein schönwissenschaftliches Treiben es mit ihm verdarb, hatte die Freude, daß der Alte ihm wieder freundlich entgegentrat, als dieser es vernahm, daß er mit Eifer Vorlesungen über Land- und Staatswirthschaft besuchte. Er erhielt von ihm ein Goldstück zum Geschenk, das aber eine Schaumünze war. Wenn dem Empfänger mit gangbaren Silbermünzen auch mehr gedient gewesen wäre, so that es ihm doch wohl, die Liebesgabe zu erhalten. Das Verhältniß des Kriegsraths mit seiner Gattin, die ihn in Sonderbarkeiten weit überbot, war mehr ein Ge-

2*

trennt·, als ein Zusammensein zu nennen. Lange lebten sie auf weit von einander gelegenen Gütern, er bei Tilsit und sie bei Königsberg, und statteten sich nur von Zeit zu Zeit Besuche ab. Die Söhne waren fern, einer im Felde, als der alte Schenckendorff auf seinem, durch die Räubereien der Franzosen verwüsteten Gute am 24. Januar 1813 starb. Er hatte es noch erlebt, daß die Todtfeinde aus seiner Heimat verscheucht und die Russen als Erlöser langer Schmach mit Willkommen begrüßt wurden. Keiner der Seinigen hatte ihm die letzte Ruhestatt bereitet und die allgemeine Aufregung, Opfer aller Art heischend, ließ es nicht zu, etwas für den Schmuck des Grabes zu thun. Max trug die Schuld der Kindespflicht für sich und den Bruder ab durch Abfassung eines Gedichtes.

Dank Dir, daß in unsre Herzen
Du der Ehre Muth gelegt,
Der wohl Hunger, Durst und Schmerzen,
Knechtschaft nie und Schande trägt.
Wenn auch Fremde Dich begraben,
Schlaf' in freier Erde nun,
Lieber Vater schau', wir haben
Jetzt ein beßres Werk zu thun. (100.)

Wenn es nicht leicht war die Wunderlichkeiten des Vaters zu übersehen, so noch weniger die der Mutter. Charlotte von Schenckendorff war die Tochter eines Predigers Karrius in Tilsit, die sich aber viel mit ihrem Adel wußte und sich einst zu großer Belustigung: La Lieutenante de Schenckendorff zeichnete. Ihr Gebahren war so sonderbar, daß oft bei allem schuldigen Gehorsam des Sohns, unwillkührlich ein Lächeln seine Mienen verziehn mußte. Bei seiner Gutmüthigkeit ließ er sich Alles gefallen, wie schmerzlich er es auch empfand, als sie bei seinem Wiedereintritt in die Universitäts-Verhältnisse ihm durch das Intelligenzblatt einen Empfehlungsbrief eigener Art ausstellen ließ. Die Erklärung, deren er in jenem Brief geknickten Muthes gedenkt, war unterzeichnet von einem Oheim, dem Justizkommissarius Wannovius und lautete also:

Zahllose Beispiele der Verschwendungssucht unter Jünglingen, herbeigeführt durch den alles huldigenden Luxus unserer Zeit, nöthigen mich zu der Erklärung, daß der Studiosus F. M. v. Schenken-

dorf in Abwesenheit seiner beiden Eltern meiner Curatel übergeben ist, daß ich alle seine Ausgaben nach dem ihm gemachten Etat regulire u. s. w.

Und von welcher Art war der Etat? Außer den gewöhnlichen Ausgaben — die Dechargirung der einfachen Rechnungen wurde von Wannovius, bei dem er wohnte und speiste, genau vollzogen — erhielt er, der bereits 21 Jahre alt war, wöchentlich einen baren Gulden zu freier Verfügung. Er müsse, so bemerkt er, darauf bedacht sein, enger in den Heften zu schreiben und die Kleider mehr zu schonen, sonst könne er sich keine Semmel mehr kaufen und keinen Brief auf die Post geben.

Die Mutter befand sich damals nicht in Littauen, sondern im Samlande auf ihrem Gute Nesselbeck.

Obgleich dasselbe nur eine Meile von Königsberg entfernt ist, so besaß die gnädige Frau noch eine Wohnung in der Stadt und führte hier, wie A. Lewald berichtet, dasselbe merkwürdige Leben, das bis zum heutigen Tage noch in Lenkonischken und Nesselbeck unvergessen ist. Den Tag brachte sie im Bette zu und trat erst Abends um 5 Uhr aus der Verborgenheit hervor, um wieder um 5 Uhr Morgens sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehn. In der Stille des Gemachs las oder schrieb sie und ließ sich ungern in ihrer geistigen Thätigkeit von der Dienerschaft und dem Inspektor unterbrechen, die vom Bette aus ihre Anordnungen und Befehle entgegennahmen. Sie hielt hier, selbst als ihr Gemahl längere Zeit in Nesselbeck wohnte, einsam ihre Mittagsmahlzeit. Wer sie besuchen wollte, stellte sich Abends ein. Sie war die Liebenswürdigkeit selbst, wenn sie stattlich gekleidet zum Vorschein kam. Die Gäste lernten sie als zuvorkommende Wirthin kennen und fühlten sich durch ihre rege Unterhaltungsgabe angezogen. Sie lustwandelte mit ihnen und machte Spazierfahrten. Wenn Besuch ausblieb, so unterhielt sie sich herablassend mit den Dienstleuten, erklärte ihnen die Bedeutung der hölzernen Figuren im Garten, einer Flora und Pomona, und belehrte sie über die Sternenwelt. Bei außerordentlichen Himmelserscheinungen konnte sie nicht umhin, die Schläfer in den Hütten zu wecken, damit diese mit ihr sehen und bewundern sollten.

Ueber die Maßen phantastisch war sie nur in fremden Regionen heimisch, die die Lectüre und eine höhere Anschauung ihr eröffneten.

Die Landwirthschaft betrieb sie in eigenthümlicher Weise. Sie gab weniger darauf, die Aecker bestellen als Schachten graben zu lassen, die ergiebig waren, wenn auch kein Metall zu Tage gefördert wurde. Der hier gewonnene schneeweiße Sand wurde begehrt und die Besitzerin hielt es für zweckmäßig, wo sich Adern desselben zeigten, sie mit bergmännischer Betriebsamkeit zu verfolgen, gleichviel ob in Folge der Unterwühlung Felder verloren gingen, oder Gebäude zusammenstürzten. Sie zog aus der Liebhaberei der Stadtbewohner, so lange der Vorrath reichte, in bequemer Art beträchtlichen Vortheil und die Fuhren, die täglich nach Königsberg gingen, verschafften ihr jährlich eine Einnahme von tausend und mehr Thalern. Freilich sank das Gut — eine Zeitlang, im Unglücksjahr 1806, befand sich auf demselben nur eine Kuh — durch die eifrig betriebenen Minenarbeiten immer mehr im Werth herab. Nach dem Tode des Gemahls kehrte die Kriegsräthin nach Lenkonischken zurück, wo sie ihre Tage beschloß. Lange nach ihrem Tode sah man sie noch in jeder Neujahrsnacht mit Vieren umherfahren.

Wenn der Aufenthalt auf der Universität Schenkendorf durch mancherlei verleidet wurde, so namentlich durch die wöchentlichen Wanderungen nach Nesselbeck, zu denen er sich verstehen mußte. Sie wurden oft erst des Abends um 10 Uhr unternommen. So langte man in der Zeit an, in der die lebhaft erregte Dame besonders empfänglich für geistige Genüsse war, wie sie das gewöhnliche Leben nicht darbietet. Bisweilen begleitete der Schauspieler Fleischer mit den Sohn hinaus. Es wurde deklamirt, mimische Stellungen angeordnet nach dem Muster der Hendel-Schütz, wozu in einer Stube eine Nische eigends angelegt war. Sie, bei der die grellsten Gegensätze zusammenstießen, die sich eben so vornehm und stolz zeigen konnte, als leutselig thun, die viel auf formellen Anstand gab und sich in ihrer Lebensweise über alle Formen hinwegsetzte, die sich an

philosophischen Büchern erbaute und daneben die seichtesten Romane las, konnte selbst von ihrem Sohne, der ihr Liebling war, nicht begriffen werden. Er vermochte sich nicht in ihre Empfindungen einzuleben, obgleich auch er, dem Außerordentlichen nicht abhold, davon poetisch angeregt sich fühlte, obgleich er auf dem nächtlichen Spaziergang es nicht versäumte, am Thor eine Strecke von der Heerstraße abzuweichen, um bei einem Hochgericht Halt zu machen und gelagert an der grausigen Stätte sich düster romantischen Empfindungen hinzugeben.

Damit waren seine älteren Freunde nicht einverstanden und auch sie, weil sie zu prosaisch praktisch waren, konnten nicht von ihm begriffen werden.

Er vermied es, so schwer es ihm auch bei seiner mittheilenden Gabe werden mochte, das Gespräch auf die Mutter zu bringen und sprach sich über die Freunde also aus:

Gut sind sie noch immer, aber sie sind älter geworden, sie wollen nicht mehr träumen, vernünftig wollen sie sein. Ihr Gott ist die reine Vernunft. Ich bin hier, um zu studiren. Das thue ich auch. Fleißig bin ich gewiß, aber soll ich darum dem Rath jener Vernünftigen folgen und gar nicht mehr träumen, wie sie es nennen?

Daß wir noch träumen können, das bewährt
Das Dasein mir von jenen heil'gen Höhen,
Die Kühlung auf die Wüste niederwehen,
Wenn der Sirocco uns das Mark verzehrt.

Die kalte Vernunft bringt den Nutzteufel hervor und der, der soll bei mir nie Wohnung nehmen.

Die Freunde drangen wohl darauf, daß er das Examen stets im Auge behalte, um so früh als möglich der drückenden Bevormündung überhoben zu sein. Schenkendorf ließ sich das nicht ungesagt sein. Von 6 Uhr Morgens besuchte er kameralistische Vorlesungen. Der bekannte Staatslehrer Kraus war sein vornehmster Lehrer. Mit dessen erstem Schüler Witt*) wiederholte er das Gehörte. Mit Olszewski trieb er römisches Recht. Daneben fand er an Vorlesungen Geschmack, die weniger seine Fachwissenschaft betrafen, wie Chemie, Botanik bei Hagen, mit dessen ältestem Sohne er in Umgang trat. Ob-

*) Regierungsrath in Königsberg, gestorben bei Gumbinnen 1840.

gleich er stets mit frischem Muth das Schwere ertrug, so überkam ihn bisweilen, wenn er in Briefen an die Bilder einer heitern Zukunft dachte, wie er sie sich ausgemalt hatte, eine nur mit Kraft niederzukämpfende Mißlaune.

Ich will es hinwerfen all das trockne Zeug, von dem ich umgeben bin, die Landrechte und die Pandekten und die Smith'schen Theorien, die denn doch nur durch Illusion unser Gemüth erwärmen können. — Lieber Gott, ich fühle es wohl, daß ich zu etwas Anderem als einem Kameralisten geboren bin. Aber das thut nichts, ich kann resigniren und vielleicht werde ich eben deshalb ein guter Kameralist, weil ich etwas Besseres sein könnte. Ich will wenigstens sorgen, daß die heilige Glut nicht erlösche, und sie immer an der rechten Sonne anzünden.

So schrieb er vielleicht damals, als er (wie man annehmen kann, auf Einreden seiner überspannten Mutter) es mit einer akademischen Laufbahn versucht hatte und als Student vor Studenten als Lehrer aufgetreten war. Es sollte eine Reihe von Vorlesungen gehalten werden, worüber, ob über Aesthetik oder Poesie, über Geschichte oder Vaterlandskunde? das scheint aus dem Gedächtniß verschwunden zu sein. Nur so viel kann berichtet werden, daß die Zuhörer, die sich zahlreich einstellten, wenig erbaut ihr Mißfallen nicht unterdrückten, so daß der Vortragende nicht nur keine zweite Vorlesung halten, sondern auch an die erste nie erinnert werden mochte.

Wie drückend ihm das Leben im Hause des Vormundes sein mußte, so blickte er aus seiner Stube auf dem Münchenhof (einem Marktplatz am Pregel) nicht ohne poetische Empfindung auf die Ruinen eines Klosters und die bunt geflaggten Schiffe, die einen nährten stille Beschaulichkeit, die anderen eröffneten ihm den Zug in das Weite.

Die Liebe, welche Schenkendorf auf der Universität besaß, spricht sich in einem Gedicht aus, das eine Zahl Freunde, S. H. Friedländer, F. v. Heyden, F. Freiherr v. Schrötter ihm beim Schluß seiner akademischen Laufbahn im Mai 1805 überreichten.

Nach dem Abgang von der Universität konnte er nicht unmittelbar zum Examen schreiten. Zur kameralistischen Aus-

bildung wurde noch vorher ein einjähriger Aufenthalt auf einem Amte erfordert. Schenkendorf hoffte, daß ihm derselbe erlassen werden würde, mit Bezugnahme darauf, daß er zwei Jahre während der Studienzeit im Hause eines Landgeistlichen zugebracht hatte. Verdrießlich war ihm der abschlägige Bescheid. Allein, wenn ihm auch Anfangs Manches im Hause des Amtsraths Werner in Waldau nicht gefallen wollte, so hatte er es nicht zu bereuen, dorthin gegangen zu sein.

Das Ideal des Landlebens kann in keinem Domainenamt zu suchen sein, indessen lebe ich hier im Ganzen genommen glücklich. Besser wäre es, wenn Waldau etwas entfernter von Nesselbeck läge, wo ich durch die wöchentlichen Besuche jedesmal in der heilsamen Stimmung unterbrochen werde. — Ich möchte gern Ideen aussprechen, dazu ist aber keine Gelegenheit. Die Amtsleute sind sich auf der ganzen Erde gleich. Es giebt hier freilich noch einen Wirthschafts-Eleven, einen äußerst interessanten, getauften Juden, der ist aber sehr beschäftigt und hält mich noch obendrein für adelstolz. Will ich mich einmal erholen, so muß ich allein ins Feld gehn.

Eine nähere Bekanntschaft stellte das Verhältniß in der Werner'schen Familie so günstig wie möglich. Der Gast wurde herzlicher Hausfreund, wenn er auch nicht im Amtsschloß, sondern in einem Häuschen daneben wohnte. Die gebildete Amtsräthin, eine geborne Laddey aus Dessau, fand Geschmack an seinen dichterischen Versuchen und war stets geneigt, ihm ihr Ohr zu leihen und durch ein günstiges Urtheil ihren Dank zu bethätigen. »Ich habe ein herrliches Jahr verlebt in meiner Hütte in Waldau!« rief er später aus. Von einem zahmen Taubenpaar, das er sich hielt, umflattert, führte er ein idyllisches Leben und mochte neben anderen Versen auch an die im Horaz denken me fabulosae, die Klopstock folgendermaßen verändert:

Wen als Knaben ihr einst Smintheus Anakreon's
Fabelhafte Gespielinnen,
Dichtrische Tauben umflogt und sein mäonisch Ohr
Vor dem Lärme der Scholien
Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
Ihrer faltigen Stirn nicht säh',
Eure Fittige lieht und ihn umschattetet,

der mag, so fährt der Barde fort, nicht den Lorberkranz mit dem Eroberer theilen. —

Es waren wohl heiter friedliche Gesänge, die man in Waldau den Jüngling, einen Verehrer Klopstock's, von einer mit Kastanien bepflanzten Anhöhe herab in abendlicher Stille oft hersagen hörte.

Ein Neujahrs-Glückwunsch, den er, anstatt zum Sylvesterball in Königsberg sich einzufinden, dahin sendete als Entschuldigung, nicht der Einladung gefolgt und lieber als im hell erleuchteten Saal in seinem engen Daheim zurückgeblieben zu sein, enthält folgende Zeilen:

Jetzt laß mich durch die Waldau schwärmen
Und zürne nicht, daß ich nicht kam;
Will aus dem Fenster meiner Hütte
Orion und Capella sehn,
Will hier nach ländlich frommer Sitte
Dein Glück von der Natur erflehn.

Schenkendorf scheint es geliebt zu haben, einsam sinnend und dichtend den Stundenschlag abzuwarten, mit dem das neue Jahr das alte überwindet. So schrieb er in Goethischer Form in einer anderen Sylvesternacht:

Hier will ich sitzen,
Rückwärts schauen
Still und selig
Nach den dämmerlichen Auen,
Meiner Kindheit Blumenfeldern.
Um den heißen Busen
Weht es lind' und leise —
Ach! und auf der Lippe wähn' ich
Einen Kuß zu fühlen
Und die freundliche Gesellin,
Sie, die nimmer müde
Hoffnung, ewig jung und tändelnd
Mit den Zauberfarben,
Steht vor mir und lächelt.

Dem »Lehrling der Griechen«, der nicht blutige Thaten singt, so heißt es in jener Klopstock'schen Ode:

Ihm ist, wenn ihm das Glück, was es so selten that,
Eine denkende Freundin giebt,
Jede Zähre von ihr, die ihr sein Werk entlockt,
Künftiger Zähren Verkünderin.

Die Theilnahme, die die Amtsräthin immer mehr an seinen poetischen Empfindungen zeigte, ließ ihn die Stadt und ihre Vergnügungen leicht vermissen. Anstatt den Abend, wie er es liebte, im Theater zuzubringen, las er jetzt noch eifriger als vorher die Dichter, namentlich Klopstock, Goethe und Schiller. Nachdem er den »Wallenstein« gelesen, unterzeichnete er sich jetzt: Max von Schenkendorf. — Das Idyll in der Hütte hatte auch selbst im Winter für ihn anziehenden Reiz. Die Trauer, daß seine zutraulichen Tauben in der Kralle einer Katze ihren Tod gefunden hatten, die von ihm feierlich begraben, wahrscheinlich auch besungen wurden, ließ sich wohl verschmerzen. Die gutmüthige Bauerfrau, die neben ihm wohnte und Anfangs, erschreckt durch das seltsam phantastische Treiben, beim Amtmann über den Einzögling Klage führte vor lauter Besorgniß, daß er den Verstand verlieren würde, ward ihm später so zugethan, daß sie bei seinem Abschied bittere Thränen vergoß. Scherzhaft verglich er sie, wenn sie den Kindern Brot zum Frühstück darreichte, mit Werthers Lotte.

Die in Waldau verlebte Zeit war ihm durch eine Erscheinung unvergeßlich, die für ihn keine vorübergehende war. Er lernte hier die Frau kennen, die nach langem Kampf endlich die seinige wurde. Sie war zum Besuch hinausgekommen, wurde aber nur zu früh von hier nach Königsberg zurückgerufen. Er nennt sie im Liede, das er »der Scheidenden« widmet, seine Geistesbraut, denn Entsagung muß seine Liebe sein.

Schweigen sollen alle Klagen
Und kein treuer Zephyr soll
Diesen Seufzer zu dir tragen,
Welcher hier der Brust entquoll.
Näher, unaussprechlich näher
Bist du doch Entfernte mir,
Und im Geisterreiche schweiget
Jede stürmische Begier. (63.)

Wenn auf dieses Lied, als bedeutsam für seinen Aufenthalt in Waldau verwiesen werden muß, so ist es eine andere Liebe, die ihn auch mächtig erhebt und begeistert:

Von Einer ist mein Herz entzündet,
Die läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh'. (284.)

Er nennt sie seine Herrin und denkt an die Germania, die zu neuem Glanz wieder erstehen soll.

Schon damals, bei den kriegerischen Verhältnissen sich Deutschlands ehemalige Herrlichkeit vergegenwärtigend, empfand er, was er neun Jahre später also aussprach:

Als Knabe hab' ich viel vernommen
Von ihrer hohen Würdigkeit,
Dem Jüngling war ein Ruf gekommen
Von ihrer Schmach und Niedrigkeit.
Da ging ich oft in Eichenhainen,
Zu suchen die versunk'ne Pracht,
Den Fall der Herrin zu beweinen,
Zu prüfen meines Armes Macht.
Da betet' ich, laß mich sie retten,
Du, welcher lenkt der Sterne Gang.
Mich laß zerbrechen ihre Ketten,
Und sterben froh, wenn das gelang. (284. 285.)

In einem Adventsliede mit der Jahrzahl 1806 fleht er, es möge das Kind aus der Jungfrau Schooß herniederkommen

Zum Retten, zum Befreien,
Das Alte zu erneuen. (20.)

Wie damals in der Römerzeit
Die Menschheit lag gebunden —
So liegt sie nun gebeugt, gedrückt
In namenlosen Wehen;
Dein Licht, o Herr, ist ihr entrückt,
Ihr Licht scheint auszugehen;
Wollst wieder sie erlösen
Von der Gewalt des Bösen. (19.)

Schenkendorf meinte, daß durch Eindrücke, die tief in sein Seelenleben drangen, die Weihe der Poesie über ihn gekommen sei. Nach seiner Rückkunft von Waldau schrieb er:

Wahrhaftig, in der ungestörten Abgeschiedenheit vernimmt man manche Stimme, die hier (in der Stadt) verhallt. Manches nicht ganz ungelungene poetische Produkt habe ich zu Tage gefördert — wenn man die freie Gabe des Himmels mit diesem Gewerbs-Terminus belegen darf.

Digitized by Google

Nur wenige Poesien, die er in Waldau schrieb, mag er der Aufbewahrung für werth erachtet haben, da sie in Königsberg, selbst von wohlwollenden Freunden, minder günstig beurtheilt wurden. Man kann aber annehmen, wenn auch das Frühere durch das Spätere ganz und gar verdunkelt wurde, daß schon damals zum glücklichen Austrage kam, was ihn bereits im Oberland in der Beseligung durch Frauenliebe, in dem hohen Begriff vom deutschen Vaterlande, in der Ehrwürdigkeit eines schlicht vorgetragenen Evangeliums begeisterte.

Digitized by Google

III. Die Familie des Landhofmeisters von Auerswald.

Schenkendorf wohnte als Kammer-Referendarius bei seiner Großmutter, der Kaplanin Karrius, die als Wittwe nach Königsberg gezogen war, wenn auch nicht in ganz bequemen, so doch jedenfalls in besseren Verhältnissen. Sie fand Vergnügen an der Unterhaltung geistreicher Männer und solche, wie ihr Hausarzt William Motherby, wurden von Zeit zu Zeit von ihr zur Tafel geladen. Ihr Großsohn hatte lange genug die Bettelhaftigkeit mit stoischem Gleichmuth getragen und konnte sich nun freier bewegen. Sparsam wußte er sich indeß auch jetzt noch einzurichten und, da er in seiner neuen Würde in Hermsdorf sich vorzustellen versprochen hatte, so fuhr er auf die wohlfeilste Weise nach Braunsberg auf einem Transportboot, das wöchentlich von Königsberg dahinging, aber keineswegs mit der Schnelligkeit und Sicherheit eines Dampfboots. Unter Umständen brachte es mehrere Tage auf der Fahrt zu. Von Braunsberg aus gedachte er den Weg zu Fuß fortzusetzen.

Die Nähe seiner Verwandten und die damit verbundene Abhängigkeit konnte ihm nicht wohlthun. Dies erkannten die Freunde und sannen darauf, wie ein freierer Gesichtskreis ihm zu eröffnen wäre. Sie zogen in Erfahrung, daß ein junger Mann, der auf dem Schloß, in der Wohnung des Landhof-

meisters von Auerswald aus- und eingegangen, als wenn er zur Familie gehörte, und der für das ihm gewordene Gute durch Dienstbeflissenheit und Uebernahme kleiner Sorgen sich dankbar zu beweisen bemüht gewesen, Königsberg verlassen habe und daß er von denen, in deren Mitte er sich wohl befunden, schmerzlich vermißt werde. Die Stelle schien wie für Schenkendorf erledigt zu sein. Jene Freunde sahen sich aber außer Stand, eine Annäherung herbeizuführen. Ohne ihr Zuthun, als wenn es so sein müsse, erfolgte, was sie sehnlichst wünschten.

Es war ein Segen, der dem Dichter vom Oberlande gefolgt war. Die Gräfin Ernestine von Dohna-Schlodien war die Schwester der Landhofmeisterin, einer gebornen Gräfin Dohna-Lauck, und der Erzpriester Wedeke, der einst Hofmeister bei dem Grafen Dohna-Lauck gewesen, konnte sie seine Schülerinnen nennen. So war der Jüngling bestens empfohlen. Die Aufnahme in die geistreiche, Kunst und Wissenschaft pflegende Familie war eine innige und bestand für die Lebensdauer.

Schon vor der Zeit, da er in Waldau verweilte, fand ein wohlthätiger Verkehr statt, der aber jetzt erst, jede Hülle kalter Förmlichkeit abstreifend, einen reichen Zauber für den Betheiligten entfaltete.

Wenn eine Reihe von Briefen an Wedeke uns dessen günstigen Einfluß ermessen läßt auf sein Gemüth und seine Bildung, so lehrt uns eine zweite, an die Landhofmeisterin von Auerswald gerichtet, wie sie es war, die die mütterliche Zärtlichkeit zeigte, nach der sein Herz verlangte, durch erhöhtes Vertrauen sein eignes zu würdigem Selbstbewußtsein erhob und die mit ihren Angehörigen allen ihm gern darthat, daß er von ihnen geliebt werde. Zum Vergleich dadurch aufgefordert, empfand er jetzt um so bitterer alles das, worüber er sonst stillschweigend hinwegsah. Wie viel er so lange vermißte, das ging ihm jetzt erst in dankbarer Seele auf.

Meine unangenehme häusliche Lage (ich meine in Nesselbeck) wird mir reichlich ersetzt durch die herrlichen Seelen, die mir zugethan sind.

In den erwähnten Versen, die als Einladung zum Sylvesterball erfolgten, heißt es:

Ich will mein Herz an Dir erwärmen,
Die früh an ihre Brust mich nahm.

Kraus erkennt der Frau Albertina von Auerswald den Ruhm einer Aspasia zu und Arndt den »der schönsten und geistreichsten Frau, die dem Vaterlande treueste und tapferste Söhne hinterlassen«.

Sie nahm es wohlmeinend auf, daß Schenkendorf Aufmerksamkeiten durch Aufmerksamkeiten erwiderte, daß er die häuslichen Feste, einfach, wie sie gehalten wurden, durch einfache Gedichte einleitete. Er macht sich einen Vorwurf daraus, daß er für das Geschenk einer Melone nicht in Versen dankt, daß er bei einem Einsegnungsfest den Glückwunsch nicht in höherer Sprache vorträgt:

Ich wüßte nicht, wozu mir die Gabe dieser Sprache geworden wäre, wenn ich mich von solchen Gelegenheiten nicht begeistern lassen wollte — — aber jetzt dürfte ich es nicht einmal wagen, die Muse um eine Schäferstunde zu bitten, sie flieht den Aktentisch.

Das Osterfest gewann für ihn wieder an Bedeutung. Es verschmolz mit dem Geburtstag der Frau von Auerswald, die er als ein Muster unermüdlicher Wohlthätigkeitsliebe und edler Selbstbeherrschung nicht genug zu ehren wußte, zu einer Feier. Den 5. April begrüßte er regelmäßig mit Sang und Klang. Nach ihm trat die Zeit trüber Entbehrung ein, indem die Mutter mit den Kindern sich nach dem Landsitz Faulen bei Marienwerder begab, um hier mehrere Monate hindurch sich in der schönen Natur vom Getümmel der Stadt zu erholen. Blumen, die er selbst erzogen hatte, reichte er ihr am Feste dar und er war traurig, in den Strauß keine Rose einflechten zu können, da während einer Krankheit man ihm den Rosenbaum hatte ausgehen lassen. An Blüten der Poesie fehlte es auch nicht. Ein Gedicht schließt mit den Strophen:

Es wird ein Tag der Ruhe kommen,
Ein ew'ges Osterfest erscheint
Zum Heil den Duldern und den Frommen,
Die hier geschmachtet und geweint.

An's große Herz der Welt zu sinken,
Wo jede Sehnsucht schnell sich stillt,
Den ew'gen Frühling einzutrinken;
O Lust, die jede Qual vergilt!

Doch bis wir ziehn auf Wolkenwegen,
Laß uns mit sehnsuchtschwerer Brust
Uns unter Erdenblumen legen —
Sie sprechen sanft in Schmerz und Lust.

In einem anderen Liede, das er ihr aus dem Kriegslager zusendet, um auch in der Ferne sich ihr in frommer Kindlichkeit mit dem Glückwunsch zu nähern, herrscht derselbe Ton der Liebe und Verehrung.

Wenn während der Sommerzeit im Königlichen Schloß die Wohnung der Landhofmeisterin öde dasteht, er von der Treppe, die ihn zu seinem Geschäftslokal führt, trauernd zu ihren Fenstern hinblickt, wenn er wie mit Gespensterschauer der Thüre des Thurms vorbeigeht, durch die er sonst in ihre Zimmer getreten, dann ruft er aus:

Möchten doch alle Wonnen des nahen Frühlings seine holde Tochter umschweben! Wie wohl muß es der Ermüdeten thun, endlich einmal die Hände in den Schooß zu legen, einen Sabbath feiern zu dürfen, begünstigt von der freundlichen, warmen Witterung und all den Erinnerungen an vergangene Zeiten, an frühere entschwundene Genüsse und Träume, die sich in Faulen an jeder Stelle, bei jedem Baum und auf jedem Rasenplatz Ihnen bieten müssen, Erinnerungen aus jenen Jahren, wo Alles noch im Rosenlicht, im jugendlichen Hoffnungsschmelz dastand, was jetzt entschwunden, verhallt, entfärbt, geknickt ist unter der Hand der Menschen und der Jahre.

Im heißen Juli versäumt er nicht, am 23., am Albertinen-, ihrem Namenstage, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Gab es in Ihrem Leben nicht viele heiße Tage? Würde es nicht leichter geworden sein, wenn das schöne Herz in Ihrer Brust weniger warm fühlte? Leichter wohl — aber Sie vertauschten es doch nicht. Und wer möchte es auch nur um die kleinste Nüance anders haben, als es ist? — — Ich wollte Ihnen gern ein freund-

liches Wort sagen, ich will ein uneigennütziges sagen: Möchten Sie diesen Tag doch noch recht oft in Faulen begehen! Amen!

Als die älteren Söhne der Frau v. Auerswald nicht mehr der Mutter aufs Land folgen und den Schulbesuch unterbrechen sollten, da wurde Schenkendorf das Anerbieten gemacht, ein Hausmeisterthum im Schloß zu übernehmen, und freudig ging er darauf ein und verwaltete es mit großer Gewissenhaftigkeit. Er berichtet, wie es um die Vorräthe bestellt ist, er giebt die besten Nachrichten vom Leben und Treiben der Kinder und freut sich, daß Hans dies in einem eignen Brief melden könne, er vergißt nicht, am Sterbetag der erstgebornen Tochter Lydia von Schön Mohnblüten »als schöne Symbole des Schlummers« auf ihr Grab zu legen, er weiß die Dienerschaft in guter Stimmung zu erhalten, wenn es auch alle nach ihrer Herrin verlangt. Auf das Genaueste führt er alle Aufträge aus. Er unterschreibt sich in den Briefen als »unterthäniger, treuer Freiwohner Max«, er hat viel zu schreiben, das er mündlich »ach wie gern in Ihr Herz« ausschütten möchte. Er sieht es als eine Strafe an, wenn er keinen Brief erhält.

Indeß es gab einmal einen gewissen Diogenes, der nicht aus der Schule ging, da der Lehrer, böse geworden, alle Schüler hinauswies. Und als dieser zum Stocke griff, sprach Diogenes: Schlage nur zu, Du wirst keinen Stock finden, der hart genug wäre, mich von Dir zu treiben.

Er sendet die begehrten Bücher hinaus, als man dort Komödie spielen will, eine französische und eine von Kotzebue. »Warum kein anderes Stück?«

Wenn er Folgendes schreibt: »Sie sind unerschöpflich, mir neue Verpflichtungen aufzuerlegen?« so meint er solche, die die fürsorgende Gönnerin immer näher seinem dankgerührten Herzen führten. Er lag längere Zeit krank danieder und sie nahm sich mit mütterlicher Besorglichkeit seiner Pflege an. Er glaubte zu sterben und der Kampf zwischen Liebe und Entsagung, den er, seitdem er die Eine und die Seine gesehn, im stillen Busen kämpfte, ließ ihn die Erlösung herbeiwünschen. Im »Vorgefühl« der schweren Krankheit sang er:

Neigst Du Dich zum Untergange
Meines Lebens schöner Stern?
Ach nicht Erdennoth und Schmerzen
Wecken so allmächt'gen Drang,
Stärker zehrt an stillen Herzen
Stiller Freuden Ueberschwang.
Wollt ihr mich zu Boden schlagen,
Wollt ihr meine Mörder sein?
Länger kann ich euch nicht tragen,
Himmelswonnen haltet ein! (12.)

Merkwürdig, daß Verse aus einem anderen Liede, das aus der nämlichen Empfindung hervorgegangen ist, sich diesen genau anschließen.

Ach! die Liebe kann entsagen
Und entsagend selig sein.
Schweigen sollen alle Klagen. (65.)

Der Dichter erholte sich und konnte das Krankenlager verlassen und sah mit dankbarer Freude der Genesung entgegen. Damals beschenkte ihn Frau von Auerswald an seinem Geburtstage mit einer kostbaren Tasse. Er schreibt am 14. Dezember 1806:

Die schöne Prospektmalerin Hoffnung, die mit der Genesung zum Kranken kommt, hatte mir das Glück vorgespiegelt, schon gestern Ihnen, verehrungswürdigste gnädigste Frau, mich darstellen zu können. Ich würde diesen Gang für einen Kirchengang gehalten haben. — — Fern ist von mir die Idee, als wenn man mit dem Danke eine Wohlthat bezahlen könne, aber ich bin wirklich mit dem Gefühl einer Herzensschuld — sie ist schwerer als eine Ehrenschuld — umhergegangen. — — Der Theetisch sollte beständig der Altar der Gratien sein. Die Gesundheit wird mit einer Schale abgebildet. Sie sendeten mir bei der doppelten Feier meines Lebens eine solche Opferschale. Durch das Geschenk hat ein schöner Strahl meine Zelle erleuchtet.

Nicht weniger fühlte er sich ihr verbunden, als sie ihm »Wilibalds Ansichten« von Ernst Wagner geliehen hatte.

Daß Sie für mein Gemüth sorgten, daß Sie ihm gerade diese Beschäftigung wählten, hat mich gewaltig bewegt. Ich ging nach Hause zu schlafen, aber ich trug eine schönere Erholung mit mir, ich konnte mich nicht trennen von der süßen Lektüre.

Als die Kinder einst unwillig die Bemerkung machten, daß wenn man in das Portal anderer Schlösser trete, die Treppenaufgänge mit Blumenvasen und galonnirten Dienern besetzt wären, wogegen man im eigenen nur Arme in Lumpen gehüllt und Suppentöpfe sehe, so erklärte Schenkendorf mit Nachdruck, ein Treppenschmuck der Art sei der schönste. Die Wohlthat, die ihm selbst dargeboten würde, vermöge er nicht zu fassen und er müsse von einem französischen Dichter den Ausruf borgen: »Götter, ich hatte Stärke für den Schmerz, gebt mir jetzt auch welche für das Glück!«

Scherzhafte Verse wählte er oft zum Ausdruck seiner Dankbarkeit. So ließ er einst den Geburtstagskuchen, eine Baiser-Torte, sprechen:

Hergesandt, um Dich zu laben,
Gönne mir der Lippen Gruß!
Alle, die Dich lieben, gaben
Jeder einen zarten Kuß;

Und ein Engel kam gegangen,
Nimm, so sprach er, leis' genaht,
Tausend Küss' auf Stirn und Wangen,
Einer jeden edlen That.

Also steh' ich Zauberkuchen
Thurm, von Küssen aufgebaut;
Wollest freundlich nun versuchen,
Welcher Nektar mich bethaut.

In wohlthuendem Andenken daran, wie in der Auerswaldschen Familie Alles mit Freude aufgenommen wurde, wodurch er Freude bereiten wollte, schrieb er nach langen Jahren:

Nie werde ich die Tage meiner Jugend und jene glückliche Zeit vergessen, die eigentlich ein immerwährendes Gehen und Kommen nach Ihrer offenen Hausthüre war.

Wedeke, der zwanzig Jahre im Oberlande segensreich gewirkt hatte, erhielt im Herbst 1806 den ehrenvollen Ruf nach Königsberg als Oberhofprediger an der Schloßkirche. Mit der neuen Würde war die eines Konsistorialraths und Professors an der Universität verbunden.

Ihre Gemeinde, schreibt Schenkendorf, und noch mehr Karwinden bedauere ich. Aber man soll ja nicht nach hinten sehn, vorwärts ist die Bahn. Ich freue mich, um meinet-, um Königsberg und um der Akademie willen. Wissen Sie wohl, an wen ich bei dieser Sache denke? An Franz Albert Schultz. Sie haben mich oft Ihren Hausgenossen genannt. Im Bischofshof*) wird es doch nicht anders sein, als in der Widdem zu Hermsdorf?

Aber der Schauplatz des Zusammenlebens war jetzt auf dem Schloß in der Wohnung des Landhofmeisters von Auerswald. Die beiden durch Geist und Schönheit selten bevorzugten Schwestern Elise und Kornelia Wedeke traten in das innigste Vernehmen zu Ida von Auerswald und deren Freundinnen, namentlich zu den Enkelinnen des Kapellmeisters Reichardt, Minna und Luise Dorow und Agnes von Knobloch, geborne Freiin von Schrötter. Als immer willkommene Gäste erschienen auf dem Schloß die jungen Grafen Wilhelm und Karl von der Gröben, Karl von Münchow und Ernst von Kanitz, der Freiherr Ferdinand von Schrötter und vor allem Schenkendorf. Sie alle hatten studirt, waren Freunde der Kunst und konnten den Talenten, die jene Damen in Gesang, Musik, Dichtkunst und Malerei entwickelten, gleichnamige entgegenstellen. Feste reihten sich an Feste und Schenkendorf verstand es, ihnen stets einen neuen Reiz zu geben. Es war, als wenn Unbill, Schmach und Trübsal von außenher Gleichgesinnte, die dem nicht wehren konnten, drinnen um so inniger um den traulichen Herd vereinigte; es galt, in Gemeinschaft sich guten Muth zu bewahren. Die Landhofmeisterin sah gern in ihren Gemächern die junge Welt und unterstützt von der Präsidentin Morgenbesser, die, täglich aufs Schloß kam, um mit Rath und That im Hauswesen Beihülfe zu leisten, trug sie — ungesehn konnte man oft sagen — wesentlich zu Aller Vergnügen bei. Sie besaß das Geschick, wenn die rasche Jugend hie und da zu weit ging, ebenso liebenswürdig als geräuschlos Maß und Haltung wieder herzustellen. Die Zusammenkünfte waren mehr als ein bloßes Mittel, müßige Stunden hinzubringen. Der Landhofmeister,

*) Neben der Domkirche, wo sonst der Oberhofprediger wohnte.

als Kurator der Universität, führte in den Kreis zur Theestunde Professoren ein, wie den Historiker Hüllmann, der mit seiner durch Witz und Liebreiz gleich anziehenden Gattin dem Gespräch stets eine höhere Richtung zu geben wußte.

Dies war bisweilen als Gegengewicht nothwendig, wenn Schenkendorf, dem Alles erlaubt zu sein schien, sich auf eine Weise gehn ließ, als wollte er, wie es einmal geschah, stets aus schönem Munde ungezogen gescholten sein. Ungeachtet seines unruhigen Wesens gefiel es ihm manchmal, das Dolce-farniente zu verbildlichen.

In Indien ist die höchste Heiligkeit und religiöse Anschauung zu finden, weil die Menschen dort nicht arbeiten, sondern ruhen.

So schrieb er und wenn ihm recht wohl war, liebte er es, sich der Länge nach hinzuwerfen, nicht allein im Freien auf den schwellenden Rasen, sondern auch in seiner Stube auf die harten Dielen, um desto bequemer die Akten zu bewältigen und auch sogar im fremden Zimmer auf den Teppich vor dem Sopha mitten unter Damen. Es genügte ihm nicht, zu ihren Füßen zu sitzen, sondern er wollte als ihr Schemel benutzt sein und war ungehalten, wenn man sich nicht dem Wunsche fügte. Ob die Frauen auch Unwillen bezeigten, so konnten sie sich nicht verhehlen, daß er gerade, wenn er sich am ungebundensten zeigte, am liebenswürdigsten, redseligsten und witzigsten war, er mochte den Inhalt schauriger Romane oder scherzhafte Erlebnisse vortragen. An eine solche Stunde, die er auf dem Gute Jaulen verlebt hatte, erinnerte er sich nach langer Zeit noch in einem Briefe:

Mein Gott, säße ich nun wieder einmal auf dem Fußboden zu ihren Füßen, oder säßen wir Alle am Boden auf den Heupolstern, Gespenstergeschichten hörend, Thee trinkend — —

Das Sonderbare fiel damals weniger auf, da dessen Freund Karl Schulz, der gleichfalls im Auerswald'schen Hause Eingang hatte, einen der feinen Gäste Cannot, Cleanth genannt, verspottend, sich in einem Naturleben anderer Art gefiel. Dieser brachte es in einem grausamen Abhärtungsverfahren zur Meisterschaft und schlief gesund und sicher auf einem hohen Tisch, allein mit dem Mantel bedeckt, verschlang bis zur Sättigung rohes

Fleisch und dennoch weich und schmelzend hörte er aufmerksam den Tönen zu, wenn Ida von Auerswald unter einem blühenden Apfelbaum zur Guitarre sang.

Noch mehr war Schenkendorf als zart und fein fühlend bekannt. Der Gesprächige war verschwiegen, wo es nöthig war. Man konnte uneingeschränkt seiner Treuherzigkeit vertrauen. In Dingen, bei denen weibliche Eitelkeit am ersten die Mitwissenschaft eines jungen Mannes ausschließt, ward er zu Rathe gezogen. Zettel seiner Hand, die mit frommer Liebe aufgehoben wurden, lehren uns, zu welchen Aufträgen man ihn erwählte. So schickt er einer Dame »die falschen Locken, die einst den theuern, wahren sich so nahe befanden.« Er übernimmt es, eine goldene Kette an einen Juden zu verkaufen.

Eigentlich betrübt es mich, daß Sie sich Ihres Schmucks berauben wollen, aber Sie fühlen wohl, daß Sie solchen Schmuckes nicht bedürfen. Kornelia, die Mutter der Gracchen, brauchte ihn auch nicht.

Wenn im Auerswald'schen Hause der Einzelne von der Einzelnen sich besonders angezogen fühlte, wie dies mehrere geschlossene, glückliche Ehen später bescheinigten — die des Grafen Wilhelm von der Gröben, des Freiherrn von Schrötter, des Justizraths Morgenbesser — so stand Schenkendorf allen Damen gleich fern und gleich nahe und er dachte an einen seiner Lieblingsverse:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.

Um so unbefangener konnte er sich in seinen stets harmlos gemeinten Einfällen ergehn. Da die Landhofmeisterin eines Tags plötzlich zu den Versammelten eintrat, als zwei zu zwei leise verhandelten, und betroffen fragte, was sich hier begebe, so erwiderte er rasch: »Die Liebe im Narrenhause«, dies ist der Titel einer damals beliebten Dittersdorf'schen Oper. Worauf sie lächelnd sich mit den Worten verbeugte: »Sehr schmeichelhaft für mich.« Mit seinen Bemerkungen nicht zurückhaltend, rasch eingreifend, wo es nöthig war, war er häufig der, der in häßlichen Angelegenheiten, wie man sich auszudrücken pflegt, für den Riß stand. Aus Gefälligkeit gegen den Grafen

Wilhelm von der Gröben verstand er sich dazu, in ein Stück, das bei Auerswald's aufgeführt werden sollte, eine Szene für ihn mit einem Troubadour einzuschalten, welcher der Dame seines Herzens seine geheimste Neigung offenbarte. Während die Proben stattfanden, erhielt Schenkendorf, wie später zu erzählen ist, eine Ausforderung und Gröben, der als Lieutenant einem General gegenüber sein Sekundant sein wollte, bekam Stubenarrest. Deß ungeachtet erklärte dieser, er werde am Tage der Aufführung erscheinen und singen, es koste, was es wolle. Das Wagniß war um so größer, als zu Zuschauern hohe Militair-Personen, unter ihnen ein General Fürst von Hohenzollern, geladen waren, die nicht gut darüber hinwegsehn konnten. Gröben sang und Ida verstand ihn. Am Schluß der Vorstellung zeigte sich Schenkendorf mit den wallenden Locken und dem langen Bart des Troubadours und gab sich für den Sänger aus. Eine Dame, die dazu lächelte, stellte an den unmusikalischen Dichter die neckische Forderung, eine Stelle zu wiederholen. »Der Schwan singt nur einmal«, gab er zur Antwort. Die Offiziere, die dem Betheiligten eben so wohlwollten als der Familie des Wirthes, ließen sich auf keine Erörterung ein und waren höchlich damit zufrieden, einen für den andern nehmen zu können und schwiegen.

Er, der keinen Witz zu unterdrücken vermochte, ließ sich jede Entgegnung, selbst eine Grobheit gefallen, sobald er in ihr keine Bosheit oder Gemeinheit erkannte. Wo er dergleichen wahrnahm, zögerte er nicht, Briefe zu schreiben, deren Inhalt nur durch die Waffe auszugleichen war.

Als er ein Festspiel zu dem Gröben'schen Hochzeitsfest angeordnet und einer der Anwesenden Absichten dem Dichter untergelegt hatte, die ihm fremd und der Mutter der Braut verdrüßlich sein mußten, so erließ er ein geharnischtes Schreiben und bespöttelte die geringe Einsicht des Beschauers, welcher wähnen konnte, daß man etwas der Art »vor einer prosaischen Gesellschaft in Versen auszusprechen« sich erlaubt hätte.

Die Feste pflegten sonst in ungetrübter Heiterkeit zu verlaufen und der Erfinder für sie aufrichtigen Dank zu erwerben. So wurde 1807 das silberne Hochzeitsfest des Kriminal-Prä-

sidenten Morgenbesser auf dem Schloß gefeiert. Auf die Bühne treten Zigeuner auf, die dem Kriminal-Senat und der Karolina zum Trotz ihr Wesen treiben und, wenn sie nicht stehlen, durch Wahrsagen sich Erwerb verschaffen.

Was schmählt ihr, daß es da uns schmecket,
Wo uns der Herr den Tisch gedecket.

Glück über Glück verkünden sie dem feiernden Ehepaar, indeß sie sich selbst bei dem Spruch beruhigen:

Und lacht uns heut kein Sonnenstrahl,
Vielleicht ist's morgen besser!

Zwei Jahre später ruft er bei der nämlichen Gelegenheit dem Auerswald'schen Ehepaar in einem Gedicht ein »bergmännisches Glück auf!« zu.*)

---

*) Beilage IV.

Digitized by Google

IV. Das Haus von David Barckley.

Wenn es auf dem Schloß vornämlich auf eine geistreiche Unterhaltung abgesehn war, so wurde in einem anderen Kreise, der auch im Bereich des Schönen Genuß und Befriedigung fand, eine wissenschaftliche Vertiefung wahrgenommen. Das heitere Geisterleben, das sich in Löbichau bei Altenburg unter dem Schutz der Herzogin von Kurland gestaltete, spiegelte sich im Kleinen im Hause des Kaufmanns David Barckley wieder, der Geschmack an Kunst und Wissenschaft fand. Durch seine Gattin Henriette Elisabeth, eine geborne Dittrich, wurde er in seiner Neigung bestärkt. Alle, die sie kannten, vereinigen sich in ihrem Preise. Der eine nennt sie »eine mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit und echt weiblicher Würde reich ausgestattete Frau,« der andere »eine sanfte, freundliche, fromme, verständige Hausfrau«. Der Zauber ihrer Anmuth versammelte um sie eine Zahl fein gebildeter Männer und Frauen, besonders seit der Zeit, da Barckley ein großes Gebäude, das er in einer Hauptstraße besaß, verließ, um seine Wohnung in einem kleinen Gartenhause*) aufzuschlagen, das von seinem Schwiegervater gebaut, durch Abgeschiedenheit und reizende Lage sich zur stillen Musenstätte eignete. Es befindet sich da, wo der Schloßteich mit seinen freundlichen Anlagen und herrlichen

*) Hinter-Tragheim Nr. 4. Gegenwärtig ein Vergnügungsort: »Jacobsruh«. Durch die Festungswerke ist die Umgegend eine durchaus andere geworden.

Digitized by Google

Baumgruppen beinahe aus dem Stadtbezirk tritt und das Treiben des städtischen Verkehrs im Rauschen einer Wassermühle verhallt, die durch den gegenüber liegenden, mächtigen Oberteich getrieben wird. Das kleine einstöckige Häuschen, von den Freunden Schloß und Villa genannt, vermag nur sehr bescheidenen Ansprüchen zu genügen. Es enthält nur ein größeres Zimmer, dessen Glasthüre in den terrassirten Garten führt und ein einladend freundliches Ansehen hat. Wenn der Winter oder die Kühle des Abends dem Verweilen im Garten Einspruch that, wenn man sich nicht auf dem Nachen, vornämlich in mondhellen Nächten, auf dem Schloßteich schaukeln ließ, so versammelten sich hier die Freunde, die das Schöne mit Ernst und Liebe in sich aufnahmen. Es sollte nicht allein Schmuck, sondern Halt des Lebens werden, und dieses dadurch geheiligt, von den Tags- und Weltereignissen unangefochten, in Betrachtung der höchsten Zwecke Erhebung finden. Schenkendorf spricht seine Ansicht in folgender Weise aus:

Lossagen soll sich der Forscher von jedem momentanen Eindruck der Zeit und der Umgebung, zu einem höheren Standpunkt sich erheben, über dem Universo und dessen Geschichte schweben, wie Gottes Geist über den Wassern, wenn er verlangt, daß das Leben in seinen feinsten Nüancen, in seinen verborgensten Kammern und mit dem Zusammenhange seiner geheimen Quellen sich ihm offenbare.*)

Man folgte mit der lebhaftesten Theilnahme der neuen Richtung der Poesie und erkannte in der Romantik das verlorne oder wieder gefundene Paradies. Das rege, ernste Dichten und Trachten hatte die Farbe der Parteiergreifung den antik gesinnten Widersachern zum Trotz. Gewiß ist es, daß man einseitig verfuhr, daß oft eine krankhafte Phantasie in Nebelgebilden göttliche Offenbarungen entdeckte, aber man war begeistert, man hegte den Genuß der Erbauung, während heut zu Tage bei dem literatur-geschichtlichen Streben eine kühle Beobachtung die Erscheinungen in bunter Reihe an sich vorübergehen läßt und sich ein größeres Verlangen herausstellt, im Schriftsteller den Menschen als den Dichter kennen zu lernen.

---

*) Schenkendorf's Studien S. 76.

Schenkendorf dankte es der Gunst der Umstände, daß er als Lehrer der einzigen Tochter Barckley's, mit Namen Jettchen, Eingang in die Familie fand, um bald die Seele des schönwissenschaftlichen Vereins zu heißen. Unter den regelmäßigen Gästen stand ihm zunächst Friedländer, der im Barckley'schen Hause ein »Belriguardo« sah, in welchem die Wirthin als »Leonore« waltete. An einem Abende wurde nämlich Goethe's Tasso mit vertheilten Rollen gelesen und sie hatte die Rolle der Prinzessin, wie Schenkendorf die des Tasso übernommen. Eine Kousine, die bei ihr wohnte, Rosa Rörbanß und die Schwestern Dorow, die Reichardt's Melodien mit hinreißendem Feuer vortrugen, huldigten der Kunst mit zartem Sinn und weckten seelenvolle Bewunderung. Man versetzte sich gern in die Zeiten zurück, da die Kirchlichkeit der Kunst das erhabenste Gepräge verlieh und man träumte sich unter Italiens tiefblauen Himmel.

Schenkendorf, wie er in einem Briefe schreibt, empfand Sehnsucht »in das Land zu flüchten, wo die Citronen blühn« und beim Anblick einer Orangenblüte ruft er:

> Wo deine warme Heimath blüht
> Dort, wo die stillen Zauber walten,
> Sing' ich ein neues Lied. (10.)

Die romantische Stimmung strebte dahin, wo der Bau des gewaltigen Petersdomes das Wort versinnlicht: es »wird eine Heerde und ein Hirte werden«. Nachmals als der Begriff ein einiges Deutschland Alles in sich schließen sollte, erklärte Schenkendorf, daß »wie einmal Katholizismus und Protestantismus Deutschland leider! getheilt haben«, so lebe er der Zuversicht, daß der Streit »in der volksthümlich germanisch katholischen Kirche« aufhören werde.

Am heiligen Abend 1811 richtet er ein Lied an die heilige Jungfrau: »Maria, süße Königin.« Es klingt in den Gedichten von Duft und Dämmerung, von Blumen und Sternen, von dem balsamischen Dunkel der Nacht und dem verschwiegenen Licht des Mondes, von der Stille, die die Seelensprache laut werden läßt und in deren Schutz die Herzen in einander fließen. Schenkendorf singt »der verwandten Seele«:

Die Harfe bebt von Frühlingsdüften.
Sieh, wie der Mond in's Fenster winkt,
Komm', daß in jenen Blüthendüften
Die Seele Himmelsahnung trinkt.
In dem verschwieg'nen Heiligthume,
Um das die Nacht den Schleier legt,
Entfaltet sich die stille Blume,
Die nur für sie den Balsam trägt.
Siehst Du, wie dort im Sternenkreise
Mit stillem, liebenden Gemüth
Der Mond auf ewig gleiche Weise
Nach der verwandten Erde sieht? (74. 75.)

Kein vergöttlichtes Menschenthum wollte man in schönen Formen eingeschlossen sehn, sondern die Gottheit selbst in heiligen Symbolen. Den Gemüthern that es wohl, mit dem, was fern stand, vertraulich zu thun und das Nahe als fremdartig zu verflüchtigen. »Der echte Dichter verschweigt uns das Heiligste, damit wir es ahnen«, diesen Spruch unterschrieb man allgemein und fand in einem Dunkelklar, um einen schon damals von Schenkendorf gebrauchten Ausdruck zu wählen, Erleuchtung. Es wurden theosophische Schriften mit immer neuem Vergnügen gelesen, Jacob Böhme obenan, den Schenkendorf schon frühe, wohl durch die Mutter, kennen gelernt hatte.

Als Knabe schon vernommen
Hab' ich ein Wort von dir;
Des ew'gen Ursprungs Spuren,
Die Form aus erster Hand,
Der Dinge Signaturen — — (136. 137.)

Besonderen Beifall fanden A. W. Schlegel's Jon, Tieck's Genoveva, Octavian, Zerbino und Sternbald, Novalis' Ofterdingen, Kleist's Käthchen von Heilbronn *) und Fouqué's Undine. Der Kriegsrath Scheffner, der »ins Greisenalter die jugendliche Freude an den Spielen der Poesie hinübertrug« **) und 1803 Gedichte als »Spätlinge« erscheinen ließ, konnte sich in die Undine nicht finden, deren Inhalt ihm Schenkendorf mitgetheilt hatte, nicht in Achim von Arnim's »Gräfin Dolores«

*) Proben daraus erschienen in Adam Müller's Phöbus 1808.
**) Studien S. 121.

und »Halle und Jerusalem«, wie er es selbst dem Verfasser offenherzig gestand. *)

Deß ungeachtet wurde Scheffner, so wie Alle, die zur Unterhaltung in der einen oder anderen Weise beitragen konnten, im Barckley'schen Hause gern gesehen.

Unter den Damen nahm die Verfasserin der »Sternblumen« eine Ehrenstelle ein, welche Frau Barckley »eine sehr interessante Frau und sehr geliebte Freundin« nannte, nämlich Henriette Gottschalk, geborne Hay. **) Jung, hübsch und liebenswürdig sah sie durch häusliches Mühsal ihre zarten Gesundheitszustände untergraben, da sie sich von ihrem Gatten, einem Kaufmann in Tilsit, mußte scheiden lassen. Sie murrte nicht, sondern sie duldete still, sie klagte nicht, sondern pries Gott, der ihr Kraft in Leid und Trauer schenkte, in innig empfundenen Dankgebeten. Wem sie die frommen Lieder — denn dies sind die Sternblumen — mittheilte, den machte sie sich zum Freunde. Als Ergießungen einer wahrhaft gottergebenen Seele wurden sie gelesen und wieder gelesen mit Rührung und Erbauung. Die bescheidene Sängerin widerstrebte, sie dem Druck zu übergeben, der erst nach ihrem frühen Heimgange erfolgte. Ein Exemplar der Sternblumen ließ eine Dame als trostreiches Pfand weihevoller Stunden sich in den Sarg legen. Schenkendorf und die mit ihm gleich dachten, waren bemüht, sie unter dem Volk zu verbreiten und um das christliche Vermächtniß recht Vielen zu Theil werden zu lassen, traf jener die Veranstaltung, daß auf dem Weihnachtsmarkt mit anderen Liedern auch diese feilgeboten wurden. Es war sein Wille, daß bei einer zweiten Auflage seiner Gedichte die seiner Freundin beigedruckt würden. Zusammen mit Friedländer stiftete er ihr, die, 35 Jahre alt, am 1. Mai 1810 erblich, ein Denkmal in einer kleinen Sammlung von Oden und Sonetten. Die Ge-

---

*) Scheffner. Mein Leben, wie ich es selbst beschrieben. Leipzig 1823. S. 303.

**) Beilage V.

dächtnißschrift ist der Erhaltung werth, mag auch im Ueberschwang der Empfindung »der jüngsten Heiligen« ein Glorienkranz von katholischer Färbung geflochten und das Ueberirdische in all zu sinnlicher Verbildlichung aufgefaßt worden, wie es dem ernsten Protestantismus nicht behagen will.

Zu denen, die wie viele nur dann und wann durch einen Besuch den Kreis im Barckleyschen Hause vergrößerten, gehörten der Dr. William Motherby und dessen Gattin, beide von einer unvergleichlich geistigen Aufgewecktheit, die Schauspielerin Hendel-Schütz und jüngere Damen, als Freundinnen der Tochter, wie die ihr verwandten Henriette Rördanß und Charlotte Barckley. Schriftstellernde Talente wurden besonders freundlich aufgenommen und solche, die bereits Ruf hatten, herangezogen. Als sich das Gerücht verbreitete, daß Seume nach seinen Spaziergängen nach Sicilien und Schweden, von neuem sich nach Rußland begeben würde, so beschlossen Schenkendorf und seine Freunde eine Meile Wegs ihm entgegenzugehn, um in angemessener Weise den Dichter vor seinem Eintritt in Königsberg zu empfangen. Geister, die dem Kreise näher standen, waren Achim von Arnim, der wie Reichardt und Himmel dahin zog, wo der preußische Hof einen Zufluchtsort gefunden und die berühmte Missionärin von Krüdener, die Verfasserin des Romans: Valerie. Die Neigung zu religiöser Erbauung steigerte ihre gottselige Beredtsamkeit bisweilen in der Art, daß die Versammlungen Betübungen nicht unähnlich sahen.

Es konnte nicht fehlen, daß der lebhafte Verkehr, in einem abgelegenen Stadttheil, als etwas Ungewöhnliches Aufmerksamkeit erregte, daß die Neugier beflissen war, Seltsames zu entdecken und vor die Oeffentlichkeit zu bringen, aber bei allem Spähen und Lauschen war es unmöglich, etwas aufzufinden, was gegen Ordnung und Sitte sprach. Man vergab indeß den jungen Leuten nicht, daß sie sich nicht lieber mit Brotwissenschaften als mit der Kunst befaßten. Schenkendorf führt darüber Klage:

Digitized by Google

In dieser Stadt hat man verschiedene Ansichten von dem Treiben, dem Thun und Lassen der hier gemeinsam Erscheinenden. Ob dergleichen Beschäftigung uns hindern könne, unsern etwanigen Standpunkt in der Gesellschaft ganz zu erfüllen, ob dieser dadurch nicht vielmehr gewinnen muß, — darüber — abgesehn von jenem Recht und Beruf, die mehr sind als die Gesellschaft — glauben wir mit denen, welchen hier eine Stimme zukommt, einverstanden zu sein.

Auch dem Vaterlande, zu dem wir mit gleichem Muth uns bekennen und dessen Kummer unser Herz verwundet, aber nicht beugt, dem verlassenen, isolirten mag es Freude gewähren, daß noch Leben in seinen Gliedern wohnt, daß dieses gerade jetzt sich zeigt, und daß es, wenn die Sterne wieder günstig scheinen, hoffen darf von seiner Jünglinge sehnsüchtiger Glut, von seiner Frauen göttlichem Sinn, daß die Zukunft ein schöneres, heiligeres Reich gründe, als die Vergangenheit.*)

Er und seine Freunde setzten sich darüber hinweg, daß sie Schwärmer und Träumer genannt wurden.

Mögt ihr mich Träumer schelten,
Beweinen muß ich euch. (167.)

Sie trösteten sich damit, daß auch die Apostel am Pfingstfeste den Ungläubigen voll süßen Weines schienen.

Die Erinnerung an die im Belriguardo selig verlebten Stunden rief Friedländer dankbaren Herzens zurück, als der hesperische Himmel sich über ihm wölbte**), und Schenkendorf, als er nach seinen Kriegsliedern seine Kirchenlieder sang, gedachte der Zeit, als es ihm als eigentliche Aufgabe erschienen war, dem »holden Kreise« durch seine Dichtungen zu gefallen.

*) Studein S. 119.

**) Friedländer's Ansichten von Italien, Leipzig 1820 Bd. I. S. 295.

V. Der königliche Hof.

Wenn Schenkendorf auch schon als Knabe für den Ruhm des Vaterlandes glühte, so ließ ihn doch lange die Politik ungerührt. Mit lebhafter Theilnahme ergeht er sich in Briefen über allerlei Ereignisse, aber daß ein Zeitungsblatt mit Nachrichten über Staatsangelegenheiten ihn nachdenklich gemacht habe, erfährt man nicht. Und als er zuerst dergleichen beachtet, so geschieht es mit so viel Gleichgültigkeit, daß es ihm selbst, da er schrieb, unbegreiflich war und später es noch mehr sein mußte.

Waldau, 3. Oktober 1805. Ich bin vor ein Paar Tagen in Königsberg gewesen. Dort sieht es sehr kriegerisch aus. Ich ärgere mich selbst, daß ich, der sonst so leicht entbrennt, hier gar keine Partei nehmen kann. Ich liebe den guten Alexander und bin dem Napoleon nicht hold. Aber hier glaube ich, thun wir Recht daran, mit Rußland Krieg zu führen, denn soll man sich, soll Preußen sich zwingen lassen? Und überhaupt wozu der jetzige Krieg? Ich finde nichts Großes darin, wenn Buonaparte unterliegt. Aber er wird nicht unterliegen und wozu dann der schreckliche Krieg?

Noch ein Jahr später schrieb er an Frau von Auerswald, die im Oberlande verweilte:

Sie kommen mir recht beneidenswerth vor, daß Sie sich, wenn auch nur auf einige Tage, aus all dem Tumult von Kriegs- und Kammergesprächen flüchten können.

Seinem dichtenden Genius, so scheint es, war der Stand der Dinge störend.

> Die Harfe schweigt im Kriegsgewimmel,
> Sie klang so minnevoll. (9.)

Der Duft der Romantik gefiel sich in der trüben Stimmung und mochte nicht auf einmal als Wolkenschatten vorüberfliehn sehn, was seit lange auf dem deutschen Boden lastete. Aber Schenkendorf gewinnt bald die richtige Einsicht, er erkennt das Entwürdigende der Verhältnisse, in die er sich eingelebt hatte, und als wenn es gelte, die zurückgebliebene Müdigkeit eines schleichenden Fiebers abzuschütteln, sieht er in reger Erwartung dem Kommenden entgegen.

Als die Kunde nach Königsberg kam, daß am 9. Oktober endlich Preußen, dem man mit Unglimpf begegnet war, den Krieg erklärt hatte, da dichtete Schenkendorf das erste Kriegslied. Wenn man einer Vermuthung Raum geben darf, so ließ er es im Theater singen, damit es bei seinen Mitbürgern um so eher Verbreitung finde, denn er nannte es: »Volkslied, als der Krieg erklärt war«. Wir wissen, daß in Berlin vor Beginn des Feldzuges in der Vorstellung von Wallensteins Lager ein neues Kriegslied: »Die Trommel ruft, die Fahne weht«, zur Erhöhung des Muthes und der tapferen Gesinnung gesungen wurde*) und daß in Königsberg das Beispiel Nachfolge fand. Bei der Wiederholung der Vorstellung daselbst fand man für angemessen, nicht zum zweiten Mal das berlinische Kriegslied, sondern nach der Anzeige auf dem Komödienzettel: »ein neues Kriegslied, Musik vom Musikdirektor Hiller« zu singen. Dies war am 21. Oktober und am 20. Oktober, wie wir aus der Handschrift ersehn, zeichnete Schenkendorf die Verse auf. Freilich kann mehr als ein Zweifel dagegen erhoben werden, denn wir lesen: »Nach der Weise des Liedes: Auf auf Ihr Brüder und seid stark ꝛc. zu singen«, und der Inhalt, ganz auf die neueren Ereignisse bezüglich, mußte sich im Munde der Terzkischen Kriegsgesellen befremdlich genug ausnehmen. Wer aber das Theaterwesen von jetzt und damals kennt, wie es die

---

*) Am 19. September 1806.

Dinge leichthin und mit den Formen nicht all' zu genau nimmt, der kommt bei der Annahme bald über die Schwierigkeiten hinweg. In der ursprünglichen, unverkürzten Fassung lautet es also:

Sing' Siegeslieder, Preußenvolk,
Daß sich dein Krieger freut.
Fritz Wilhelm steckt sein Banner auf
Und alles läuft den Heldenlauf,
Zu streiten solchen Streit.

Für Freiheit, Recht und Vaterland
Zieht er des Oheims Schwert.
Den Frieden liebt der edle Mann,
Nicht gegen Freiheit kämpft er an:
Der Krieg ist Lorbern werth.

Wir harrten auf dein Heergebot
O Fürst voll Streitbegier;
Du sannst und wogst, du wogst und sannst,
Eh' du den großen Kampf begannst,
Das dankt die Menschheit dir.

Doch nun du stehst und rufst und winkst,
Greift alles zum Gewehr,
Und alles glüht in Kampfeslust,
Dich segnet jedes Preußen Brust,
Du guter Zauderer! *)

Wie Sparter gegen Xerxes' Heer,
In dicht geschlossnen Reih'n
Steh'n Preußens wackre Krieger da,
Am Grabe der Germania
Zu Rächern sich zu weih'n.

Der alte König blickt herab
Auf seine Heldenschaar.
Er ist es, der sein Volk bewacht,
Er ist die Losung in der Schlacht,
Der Schutzgott in Gefahr.

*) Fabius der Zögerer, einer der weisesten römischen Feldherrn.
Anmerkung des Dichters.

So zieht denn hin, ihr Brüder, zieht,
In den gerechten Krieg,
Wir liefen gern mit Euch die Bahn,
Ein jeder thut, so viel er kann,
Und träumt von Schlacht und Sieg. *)

Dies ist das erste Lied, das der Dichter für die Oeffentlichkeit bestimmte. Er scheint etwas darauf gegeben zu haben, weil vielleicht der königliche Hof, als er sich nach Königsberg zurückgezogen hatte, davon Kenntniß nahm. Es ist als Prolog dessen anzusehn, was Schenkendorf's Brust in der Inbrunst des Vaterlandsgefühls später ausströmt.

Andeutend möge hier berührt werden, was sich 1805 und 1806 auf dem Welttheater begab.

Rußland vermißt sich, die gestörten Verhältnisse in Europa durch Heeresmacht auszugleichen, es stellt Preußen zur Rede wegen seiner kriegerischen Bewegungen und läßt Truppen in Pommern einrücken. Auf einmal an mehreren Punkten dringen die Franzosen über den Rhein in Deutschland ein. Preußen wird durch Hannover für Verluste entschädigt und englische zugleich mit schwedischen Schiffen blokiren die preußischen Häfen. Napoleon hat es nur auf eine Hinhaltung und Täuschung der Preußen abgesehn. Die Kriegserklärung gegen Frankreich wird hervorgerufen lange vorher, ehe sie im Oktober 1806 erfolgt. Der Stolz des preußischen Militairs pocht auf die Hochthaten unter dem großen Fritz und stellt nur Siege in Aussicht. Im Dezember 1805 bricht ein Heer von Berlin nach Sachsen auf und der 81jährige Möllendorf, nicht der geringste unter den Helden des siebenjährigen Krieges, begeht mit seinen Stabsoffizieren neben der Denksäule auf dem Roßbacher Schlachtfeld die Siegesfeier im Voraus.

Ein Blatt in Schenkendorf's Stammbuch lautet:

Lebe wohl! Dies wünschet mit vollem Herzen Dein Dich liebender Bruder Karl. Königsberg, 23. September 1806. Beim Ausmarsch zum gerechtesten Kriege.

*) Das veränderte Lied in Schenkendorf's Gedichten 1862 S. 26.

Vor dem Ausbruch des unglücklichen Krieges gab es in Berlin und Königsberg böse Vorbedeutungen, die das Volk in Angst und Schrecken setzten. Dort fiel am Zeughause von einer Steinverzierung der Kopf der Minerva herab und hier war es der Vogel der Minerva, der Schlimmes verkündigte. Einen ungeheuren Uhu sah man Monate lang alle Tage hoch an der Domkirche in einer Maueröffnung sitzen, bisweilen auch auf der altstädtschen Kirche und auf dem Schloß und hörte des Nachts sein schauriges Gekreisch, wenn er im schweren Fluge umherkreiste.

Nach der Schlacht bei Jena am 9. Oktober 1806 werden innerhalb 15 Tagen die Festungen von Erfurt, Spandau, Stettin und Küstrin dem Feinde geöffnet. Dem Beispiel folgt bald Magdeburg, einige Monate später Danzig und Neisse. Der König zieht am 16. Oktober in Königsberg ein, in seine äußerste Hofburg, gewiß mit keinem andern Gefühl, als sich im 15. Jahrhundert der Hochmeister des deutschen Ordens dahin wandte, der als der Herrscher Preußens sein Haupthaus Marienburg verlassen mußte.

Ach, die Ritter sind gefallen! —
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel.

Doch ein Herr, dem Alle weichen,
Hat den Jammer fromm bedacht,
Hat uns unser Ordenszeichen
Aus der Gruft heraufgebracht. (106.)

Mit Marienburg war des Ordens Glanz und Sein verloschen, nachdem seine Aufgabe gelöst war, aber Friedrich Wilhelm III., von des Berufs redlichem Eifer erfüllt, konnte einer gerecht vergeltenden Zukunft getrost entgegensehn, mochten seiner auch die bittersten Kränkungen und Demüthigungen harren. Wenn Wedeke schon 1803 äußerte, daß das Saamenkorn des politischen Besserwerdens in der Erde liege, so durfte ungeachtet der Unbilden, die sich furchtbar aufdrängten, Schenkendorf und seine Sinnesgenossen daran keinen Augenblick zweifeln. Die ungebeugte Majestät, die unter den Schlägen in des Königs Ruhe

Digitized by Google

klar hervorschien, die seelenvolle Schönheit der Königin, die das Leiden nur in fremden Blicken sah, der frische Muth des Volkes, das auf Fortsetzung des Krieges drang, weckte hehre Begeisterung. Da mußte die bleiche Furcht ersterben, die von den Leichenfeldern herüberwehte, da mußte das Schwache erstarken zu selbstbewußter Kraft, da mußten bescheidene Harfentöne zu vollen Akkorden anschwellen.

Bei dem gewitterschwer herabhangenden Verhängniß war es das gegenseitige Vertraun, durch das der königliche Hof in der Krönungsstadt Freude bereitete und genoß, nicht durch Feste. Bei der Vorliebe Friedrich Wilhelms III. für das Theater, glaubte der Schauspieldirektor sich eine günstige Wendung seiner mißlichen Lage versprechen zu können. Er sah sich getäuscht. Es war vergeblich, daß ein Singspiel von Reichardt unter dessen eigner Leitung aufgeführt wurde, daß ein Komiker*) aus Berlin Gastrollen gab — die politischen Verhältnisse gewährten nicht Ruhe und Sammlung zu Genüssen der Art. Nur am Sylvesterabend 1806, als die Nachricht von dem glücklichen Treffen bei Pultusk**) lauten Jubel erregte und der König und die Königin vom Balkon des Schlosses das jauchzende Volk begrüßte, erregte die Theatervorstellung großes Aufsehn, aber nicht als solche, sondern dadurch, daß ein Student während des Stücks ein Pereat auf Napoleon ausbrachte. Es erfolgte eine Warnungsanzeige von Seiten der Polizei in Betreff des Vorgangs, »der nicht den Beifall des gesitteten, mit Ueberlegung handelnden Publikums erhalten«. Es geschah aus Vorsicht, weil unmittelbar nach dem vermeintlichen Siege der Rückzug der Russen erfolgte und der königliche Hof sich nach des Staates Grenze begeben mußte. Dies geschah vor der Schlacht bei Preußisch Eilau, einem vollständigen Siege kurz vor dem gänzlichen Fall.

---

*) Kaselitz.

**) Am 26. Dezember 1806.

Im Juni 1807, in welchem Monat die Franzosen in Königsberg ihren Einzug hielten, wurde von Schenkendorf und seinem Freunde Ferdinand Freiherrn von Schrötter eine Zeitschrift*) herausgegeben, die mit dem »Vorwort« beginnt:

Der Geist Attila's schreitet furchtbar einher und droht die Welt mit seinen Gigantenplanen zu verwüsten; eine unglückschwere Wolke scheint über dem Schicksal der Völker zu schweben. Doch lebt noch Griechenlands Geist in den Edleren: es wiederholt sich die Zeit der Heroen in Fürsten und Bürgern. Ein erhabener Geist ist der Charakter dieser Zeit. Länder schwinden, Fürsten fallen, eine goldene Zukunft winkt: denn die Wahrheit muß der Lüge trotzen und das Rechte Sieger sein.

Ein gedrucktes Blättchen hat sich in Schenkendorf's Stammbuch erhalten, das den Aufruf enthält:

Mitbürger! Große Unfälle bestürmten das Vaterland. Unser König blieb uns. Wie empfangen wir Ihn?

Wahrscheinlich wurde es gedruckt, um in die Häuser geschickt, an die Straßenecken geklebt zu werden, als die königliche Familie am 16. Januar 1808 von Memel nach Königsberg zurückkehren sollte. Die Freude war eine herzinnige, allgemeine. Die Bangigkeit der drückenden Schwüle war gewichen, der Schlag gefallen, Alles verloren, aber nicht das Gottvertraun und der Muth, um auszubaun, was von den Trümmern haltbar geblieben. Beim Festempfange der heiß ersehnten Häupter ist der Dichter nicht unthätig. Er besingt das Gemach als ein Heiligthum, das die schöne Königin aufnehmen soll;

Es schaut in stillem, gläubigem Entzücken
Ein treues Volk nach dir mit Hoffnungsblicken (40.)

er läßt unter den Blumen, die auf ihren Pfad gestreut werden, die Rosenknospen sagen:

Wollst Göttin uns pflegen
Mit sonnigem Blick
Und spenden uns Segen
Als unser Geschick!

*) Vesta.

Bald naht uns entfaltend
Der Lenz, unser Freund,
Ein Leben gestaltend,
Das selten erscheint. (41.)

Im Theater, wo »der Hausvater« dargestellt wurde und der dicht besetzte Schauplatz Glanz und Schmuck durch Kronleuchter und Laubgewinde erhalten hatte, setzte Schenkendorf's Volkslied

O heilig heilig Band!
O dreimal heilig Band,
Das Fürst und Volk umwand,
Von Gott gewebt. (36. 37.)

die ganze Versammlung in das lebhafteste Entzücken, die mächtig mit einstimmte und alsdann ein dreimaliges Hoch dem, leider! im Hause nicht gegenwärtigen, erhabenen Königspaare ertönen ließ.

Die Feier der Geburtstage am 10. März und 3. August wurden in Königsberg nie mit größerer Freude und Erhebung begangen als diesmal, da die Majestäten selbst die Huldigungen entgegennahmen.

Eine Rede, über »Teutschlands Nationalruhm« in öffentlicher Versammlung gehalten, ist ein schönes Zeugniß dafür, wie ein von Vaterlandsliebe und Begeisterung getragenes Gefühl, dem Ruf der Wahrheit folgend, alle Gefahr verachtet. Der Redner war Ferdinand Freiherr von Schrötter, der, was er vor einer großen Zahl von Damen und Herren in der königlichen deutschen Gesellschaft gesprochen hatte, ohne Scheu dem Druck übergab.*) In den Inhalt einzugehn ist ersprießlich, um den Geist der Zeit kennen zu lernen, und erscheint als gerechtfertigt, um Schenkendorf auch in seinen Freunden zu ehren. Die Rede machte Eindruck, jedoch in verschiedener Art auf verschiedene Zuhörer. Einer unter ihnen war der französische Konsul, der sie übersetzen ließ und so an den Kaiser Napoleon sandte. Mit welcher Empfindung mag dieser folgende Stellen gelesen haben?

*) In der Vesta Bd. II. S. 1.

Der Römer, Vorbild eines sich jetzt in ihm spiegelnden Volkes, verwechselnd das Göttlichste, die Freiheit mit Anarchie oder Despotismus, ohne Wahrheit und ohne Glauben, frech im eignen Lobe, ruhmsüchtig wie jeder, der nicht in sich Befriedigung findet, der Römer überfiel den teutschen Mann, der schale Eroberungssinn scheiterte an Cherusker-Kraft. Hermann würde Hermann geblieben sein, wenn auch der Feind seinen Leib in Fesseln geschlagen hätte.

Karl der Große, nicht nur zum Scheine ehrte er, wie viele geborne und gemachte Bösewichter auf dem Throne, das Göttliche und das Kirchenwesen. Karl beförderte die christliche Religion als Grundsäule der Volkstugend. Wie sein Ruhm lag ihm sein Vaterland am Herzen. Abzusehen ist es daher, daß um zu werden wie er, mehr gehört als sich nachmalige Geschöpfe der Zeit, die Erschlaffung der durch bürgerliche Unruhen aufgelösten Staaten benutzend, einbildeten. Ihm war es nicht am Erobern, um zu erobern, ihm war es am Geiste des Eroberns, das heißt, am Glück der eroberten Staaten gelegen, wohl wissend, daß zwecklose Ländersucht kein Charakter der Größe, vielmehr eine Geistesschwäche ist, nicht minder gemein als jede andere.

[Luther siegte über Karl V.,] der durch seinen Sieg dargethan hat: wie man sich wohl zum Kaiser eines fremden Volkes aufwerfen könne, ohne Herr dieses Volkes zu werden; wie man nicht Herr einer schönen Natur sei, wenn man mit Gold und Schwert das Erdreich erstanden habe.

Unsere Seelengröße sollten wir verleugnen, weil unser Gold in ihren Händen ist? Zur Lüge machen die Vergangenheit, die auf ein ewiges Freiheitsleben wies?

O laßt uns unsre schwache Brüder mahnen an das schöne, thatenreiche Leben der Vergangenheit. — Sollten all die herrlichen Bilder alter Meister werthlos geworden sein, weil sie mit Staub bedeckt waren? Wahrlich eben so wenig als sie sich durch ihre Aufstellung in den neueren Museen verbessert haben.

Im November von Mailand her erfolgte der Befehl Napoleons, daß die Zeitschrift, in der die Rede stand, unterdrückt und der Redner — in Verwechslung des Oheims mit dem Neffen wurde der Minister von Schrötter dafür gehalten — zur Untersuchung gezogen werden solle. Durch Johannes von Müller, der im neugeschaffenen Königreich Westphalen eine ein-

flußreiche Stelle einnahm, wurde die Sache vermittelt und dem Angeklagten widerfuhr kein Leides.

Als ein Seitenstück zu der Rede, wenn auch im gemäßigteren Tone ist Schenkendorf's Gedicht anzusehn: »Die siegende Kraft«, das an demselben Tage im Druck ausgegeben wurde. Hier heißt es:

Der Lorbeer, der das Haupt umschlinget,
Das siegend bis zum Indus dringet,
Ist er des Werthes Unterpfand? —
Der Kraft nur wird der Sieg behalten,
Die unter trotzenden Gewalten
Den Gleichmuth zu bewahren weiß,
Die heiliger Begeisterung voll
Den Tempel, den sie gläubig schauet,
Drob einst der Sieger staunen soll,
In stiller Wirksamkeit erbauet. (33.)

— Wogen verwallen
Und Siegsbogen fallen
Aus stolzer Höh'.
Die glänzender kriegten
Reißt mit den Besiegten
Der Strudel fort.

Soll der Heiland seine Welt erlösen,
Muß das Gute kämpfen mit dem Bösen. (32.)

Neben Schrötters Vortrag sind hier die Vorträge des Professors Süvern zu nennen, gehalten vor einem vornehmen Kreise, der den höchsten Glanz durch die Anwesenheit der Königin empfing und der eine erhöhte Stimmung jedesmal aus dem Hörsaal in die häusliche Umgebung brachte. Süvern sprach »über die politische Geschichte von Europa« und legte überzeugend dar, wie nach dem Tilsiter Frieden, als für Verzagte nichts mehr zu hoffen war, durch den Abschluß erst das Thor der Hoffnungen für die geöffnet werde, die nicht die Besinnung verloren hätten. Hier vernahm man, daß »der Zwingherr« dem Volk Ruhe und Frieden geben wolle. »Ruhe und Friede soll es haben, aber die Ruhe der Todten im Grabe.« Der Vortragende wünschte die Stunden »zu Stunden religiöser Erbauung

zu machen, so daß von der ruhigen, durch keinen Wechsel und Wirbel der Zeit getrübten Heiterkeit jenes ewigen Geistes ein Strahl sich ergösse und festen Glauben an ihn und Stärke in ihm ein jeglicher von hinnen nehme.«

»Der Umstände wegen«, wie man liest, hielt man den Druck der Vorträge für unmöglich. *)

Die dichterischen Freunde ließen sich nicht einschüchtern. Als Schenkendorf und Schrötter darüber zu Rathe gingen, wie einem armen Fräulein **) die Mittel zur bräutlichen Ausstattung zu beschaffen seien, so gaben sie der jungen Dame an die Hand, ein Deklamatorium zu veranstalten, wozu von ihnen Gedichte und Abhandlungen geliefert werden sollten. Um das gute Werk zu unterstützen, fand sich der ganze Hof ein mit Ausnahme des Königs. Eine der vorgetragenen Dichtungen hatte die Ueberschrift: »Vertrauen«. In den Klängen war wieder Balsam für das gedrückte Herz. Die Königin konnte nicht bezweifeln, daß die jungen Schriftsteller sich innigst überzeugt hielten von einer segensvollen, glücklichen Lösung der schmerzvollen Verhältnisse, und was so als volle Gewißheit dargeboten wurde, dem konnte sie ihr Herz nicht verschließen. Sie vermochte nicht sich der Rührung und der Thränen zu erwehren. Als sie mit den Prinzessinnen den Saal verlassen, da erfuhr sie sogleich nach ihrer Ankunft auf dem Schloß, daß der König, unwillig erregt, vom Vorgekommenen genau unterrichtet sei. Die Minister, der Freiherr von Stein in ihrer Mitte, beriethen, was zu thun sei. Diesmal verhielt sich aber der französische Konsul ruhig und die Königin ließ ihnen, die das Aergerniß gegeben, durch die Kammerherrin von Berg sagen, daß sie ihre Gnade nicht verloren hätten.

So war es wohl nicht eine Täuschung ihrer selbst und Anderer, wenn die Dulderin ernst, aber ruhig der Zukunft entgegensah, sie, die unter dem Diadem so viele Thränen vergoß und in ihr Tagebuch die Verse schrieb:

---

*) Luden's Nemesis. Weimar 1814. Bd. I. S. 429 flg.

**) A. v. d. Tr.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Wenn sie in einem Brief die erhebende Versicherung aussprach:

Mein Glaube wird täglich größer und zwar so, daß mitten unter den Unglücksfällen, Erniedrigungen und Kränkungen ohne Zahl, ich niemals ohne Trost gewesen bin, ja niemals ganz unglücklich.*)

Eine Zahl seltener Männer war damals in Königsberg vereinigt und seltene Frauen umgaben die Königin. Die Bande der Verwandtschaft und Geselligkeit gewannen die Innigkeit aufrichtiger Freundschaft. Obenan sind zu nennen die Schwägerin des Königs, die Prinzessin Wilhelm, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg, und die Prinzessin Radziwill. Herablassend und huldreich waren sie gleich unglücklich in tiefster Seele und gleich durchdrungen von echtem Gottvertrauen. Das Geistreiche und Liebenswürdige, Eigenschaften, die sich oft nicht verstehn, war in ihrem Wesen, in ihrer Rede innig verschmolzen. Die Prinzessin Wilhelm verdiente es, daß nach Luisens Tode sie, die Lebende, für die muthentglühte Jugend das wurde, was die Verklärte sonst gewesen, deren Andenken aber auch noch segnend dem Siegeszuge folgte.

Du von Homburgs Höhen
Herrlich Fürstenkind!
Alle Herzen schlagen
Herrin ja für dich.
Alle Zungen sagen
Deinen Namen sich.
Reines Blut, frommes Blut,
Schönes, deutsches Blut! (128. 129.)

Nicht zu übergehn ist die Kammerherrin von Berg, die lebhaft für Kunst und Wissenschaft empfand und nachmals eine

*) Vie de Madame de Krudener par Ch. Eynard. Paris 1849 Bd. I. S. 204.

Gedächtnißschrift: »Die Königin Luise« der preußischen Nation widmete. Eine bedeutende Rolle spielte aber auch die bekannte Frau von Krüdener, die die Königin Antoinette und die Kaiserin Josephine hatte näher kennen gelernt und sich nun Luisens Zutrauen errang, die als eine Märtyrin von Ort zu Ort verwiesen vergeblich eine Heimat suchend, der gekrönten Märtyrin Trost einsprach. Und die Königin, die religiöse Betrachtungen mit ihr gepflogen, erklärte ihr:

»Sie haben mich besser gemacht als ich war. Ich habe die Dinge ernster betrachtet, deren Dasein und Werth ich vorher erkannte, aber in einer mehr schwankenden als zuversichtlichen Weise.«

Es nahm für ihre Lehre ein, daß Frau von Krüdener auf ein opferpflichtiges Christenthum drang und sich darin segensreich als treue Krankenpflegerin bewährte. In einer der Königin gewidmeten Zeitschrift*) las die hohe Frau gewiß mit wohlthuender Rührung einen Aufsatz, in welchem die lieblos beurtheilte Krüdener geschildert wurde, wie sie nach der Schlacht bei Pultusk einer Unzahl von Verwundeten mit Aufbietung aller Kraft Hülfe, Trost und Erquickung gewährte und gern allen Unglücklichen, die in unabsehbaren Schlittenzügen nach Königsberg gebracht wurden, eine Spenderin des Heils gewesen wäre, wie sie jeden in seiner Sprache, den Russen, den Franzosen und den Deutschen anredete, aber jeden in der Sprache des Herzens, jedem Kost und Arzenei mit gleicher Liebe darreichte, wie sie ihrer schwachen Gesundheit uneingedenk nicht Anstand nahm, Abends durch tiefen Schnee zu schreiten, um zu einem schwer danieder liegenden Krieger einen tüchtigen Arzt zu führen. Sie lebte, wenn es sein mußte, in Lazarethen und fürchtete keine Ansteckung in der Zeit, als unter mehreren Aerzten auch ein Neffe Goethe's, der Doktor Schlosser, ein Opfer seines Berufes wurde. Da es ihr gelungen war, der Königin Zuneigung zu gewinnen, so überredete sie diese, mit ihr Militär-Hospitäler zu besuchen, und die Landesmutter ging gern in den Vorschlag ein.

*) Vesta. Bd. I. S. 119: »Frau von Krüdener in Königsberg« von Achim von Arnim.

Schenkendorf, wenn er von edlen Frauen spricht, die in Zeit der Noth sich als Heldinnen zeigten:

Seht sie wunde Krieger stärken
Mit dem Wort, mit Wein und Brot, (409.)

so dachte er wohl zunächst an die Königin und die Frau von Krüdener.

Das seltene Vertrauen, das der ehrwürdige Pfarrer Borowski am königlichen Hofe fand, wurde der hohen Frau durch das Dazwischentreten der zuthätigen Krüdener nicht geschmälert, um so weniger, als diese selbst seine Kirche besuchte und bei ihm zum h. Abendmahl ging.*) Seine Rede behielt in einfacher Klarheit, ihren salbungsvollen visionären Predigten gegenüber, wohlthätig eindringliche Kraft. Das empfand zu großem Segen die Königin und nicht weniger der König. Borowski hatte schon Friedrich dem Großen gedient und war als Feldprediger noch im siebenjährigen Kriege gewesen. Er hatte Preußens Größe entstehen sehn. Aus dem reichen Schatz der höhern Erkenntniß und der Erfahrung versah er das königliche Paar mit Trostmitteln zur Beschwörung des härtesten Geschicks. Der König richtete von Berlin aus an ihn eigenhändig geschriebene Briefe in tiefster Trauer über den Verlust der Königin.

Borowski's Freund, der Kriegsrath Scheffner, der von noch älterer Zeit zu erzählen wußte, konnte sich auch des Glückes rühmen, oft die Zimmer der Königin betreten zu dürfen, um durch anregende Unterhaltung den Ernst des Tages in abendlichen Stunden hinwegzuscherzen.

Wohl niemand mehr als Schenkendorf ersehnte es, ihrer Huld sich gewürdigt zu sehen, ihr in Ehrfurcht zu nahen und ihre Worte zu vernehmen. Da er in Borowski seinen Beichtvater, in Scheffner seinen Gönner ehrte, da er ein Hausfreund der Auerswald'schen Familie war, Gelegenheit gefunden hatte,

*) Dies schreibt Borowski an seine Nichte Elisabeth v. Stägemann, in deren »Erinnerungen für edle Frauen« herausgegeben von Dorow. Leipzig 1846, Bd. II. S. 278.

die Frau von Krüdener und die Kammerherrin von Berg kennen zu lernen, so fehlte es ihm nicht an Vermittlern und schon vor dem Aufenthalt in Memel ging sein höchster Wunsch in Erfüllung. Bei anderen Jünglingen, wie in Berlin, so auch in Königsberg, war es die Schönheit Luisens, die eine feurige Empfindung weckte. Ein angehender Jurist*) feierte sie in Sonetten und, mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihr hingezogen, folgte er ihr nach Memel, wo er in Wahnsinn verfiel und sich ertränkte. Schenkendorf sah in ihrer Schönheit nur den Schein, in dem überirdische Erhabenheit sich dem sterblichen Auge darstellt. Seine Beseligung war edel und lauter. Bei ihrer Erscheinung:

Da fühlt ein überirdisch Wehen
Der frommen Beter kleine Schaar:
Es naht, erzeugt in Aethers Höhen,
Ein Götterbild sich dem Altar! (39.)

Die Heilige,
Die Herz und Seele sanft beweget,
In neuen Flammen zu erglühn — (39.)

Keine andere Flammen sind hier gemeint, als die einer seelenvollen Andacht.

Mutter und Pflegerin,
Bürger voll deutschem Sinn
Preisen Dich hier,
Heilige Leidenschaft
Ist es, die Thaten schafft,
Jede lebendige Kraft
Weihen wir Dir. (36.)

Den Aerger über unangenehme Auftritte, die ihm in einer kleinen Stadt bei Königsberg eine Freiheitsberaubung zuzogen, vertrieb er sich dadurch, daß er, am 10. März, sich an den Geburtstag seiner königlichen Beschützerin erinnernd, ein Gedicht niederschrieb. Als Referendarius war er nämlich beauftragt, die Verwaltung eines Militair-Magazins zu untersuchen und war den Franzosen gegenüber nicht der Nachgebende. Und da er lieber offnen Widerstand leistete als in unbillige Forderungen einging, so ward er gebunden abgeführt und eine Zeitlang ge-

*) Caspar Isert.

fangen gehalten. In heiterem Ton trug er die Widerwärtigkeiten der Gefangenschaft der Landesmutter vor.

Von einem Zusammenleben, wie es damals auf dem Schlosse sich gestaltete, als die königliche Familie und die Auerswald'sche Familie in beschränkten Räumen neben einander wohnten, wird die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen haben. Die Königin sah es gern, daß ihre Söhne und Töchter mit denen des Landhofmeisters täglich gute Nachbarschaft hielten, und verherrlichte deren Feste durch ihre Gegenwart. So bot sich dem Dichter die Gelegenheit dar, ihr in Versen unbegrenzte Ehrfurcht zu bezeigen. Sie versagte es nicht, Zuschauerin zu sein, als nach der Rückkehr von Memel ein von ihm verfaßtes Festspiel: »Die Bernsteinküste« in der Auerswald'schen Wohnung dargestellt wurde.

Auch das Stück trägt die Farbe der Zeit, hergenommen von dem Lande, wo es spielt, von der Stimmung, in der alle Mitwirkenden sich vereinigten, nämlich in dem zuversichtlichen Wunsch der Wiedererhebung Preußens.

Wenn überall im preußischen Staate, so war ein Aufschwung, ein Durchdringen zum Bessern besonders in Königsberg ersichtlich; was zur gedankenlosen Mechanik geworden, erhielt wieder freie Bewegung, die verbrauchten Formen wurden verworfen und der Geist in vorenthaltene Rechte eingesetzt. Durch Einführung neuer Kräfte feierten Schule und Universität ihre Verjüngung, die städtischen Verhältnisse wurden geordnet, mit der Erbunterthänigkeit hörte auch die Erbbevorziehung auf und bis auf wenige Aeußerlichkeiten schwanden die Standesunterschiede zwischen Bürgerthum und Adel. Der ungeheuern Kriegssteuern ungeachtet wurden Werke fortgeführt und neu unternommen, die über das nächste Bedürfniß hinausgingen. Große Summen erforderten verschiedene Gebäude. Das Oberlandesgericht auf dem Schloßplatz, das neue Schauspielhaus, das, als ein Kunstdenkmal gepriesen, beinahe unmittelbar nach der Eröffnung 1808 in Flammen aufging, aber aus der Asche bald wieder emporstieg, endlich die Sternwarte, die einen Napo-

leon, als er ihrer ansichtig wurde, in Verwunderung setzte über den Muth und die Mittel, die zur Begründung neuer Anstalten der Art noch vorhanden seien. Auf das Schauspielhaus und das Oberlandesgericht nimmt Schenkendorf in einem der Königsbergschen Wehrlieder 1813 Rücksicht.

Die Stiftung des Tugendbundes, die in scheuen Seelen die Besorgniß weckte, man dürfte von obenher das Unternehmen als hochverrätherisch beargwöhnen, trug nicht wenig dazu bei, durch einmüthiges Zusammenhalten, durch gegenseitiges Einwirken sich der ungebrochenen Kraft bewußt zu bleiben. Die Königin ließ sich in der Stille von allen Verhandlungen unterrichten und griff in ein kühnes, damit in Zusammenhang stehendes Vorhaben ein, als Schill sich in Königsberg Freunde und Genossen für seine kühnen Plane gewann. Die Königin, so heißt es, verschaffte ihm die erforderlichen Geldmittel zu seinen Heldenzügen. Sie irrte nicht in der kühnen Thatkraft des Mannes, den Schenkendorf sagen läßt:

— vollendet ist mein Leben
Und ich wag' es auszuruhn. (28.)

Man wird fragen, ob Schenkendorf Mitglied des Tugendbundes war, und vielleicht nicht ohne Befremdung das Nein vernehmen. Allein er blieb auch hier sich treu. Mit dem Anschließen ist gewöhnlich ein Ausschließen verbunden, das die freie Wahl behindern oder aufheben soll. Er lehnte es ab, einem Verein beizutreten, durch welchen Werner ein Urchristenthum zu begründen gedachte, er bekannte sich nicht zu den Ansichten Ebel's*), wie hoch er auch dessen Wissen und Eifer schätzte. Eben so wenig wie hier, wo es sich allein um Religion handelte, mochte er eine Verpflichtung übernehmen, wo allein von Politik die Rede war. Er konnte sich nicht die Kirche ohne Vaterlandsliebe und die Poesie nicht ohne beides denken. Das Heilige war ihm ein Einiges und dasselbe in Glauben, Staat und Kunst.

Damals wurde noch Niemand zur Parteinahme gezwungen und verketzert, wenn er, ohne Andere zu stören, seinen

*) Derselbe starb bei Ludwigsburg 1861. Bis zum Jahr 1842 Prediger an der altstädtischen Kirche in Königsberg.

Weg ging. Zwischen dem Für und Gegen ward dem Andersdenkenden Raum und Bewegung vergönnt.

Das war die Haltung, die durch die Anwesenheit des Hofs in versöhnlicher Milde sich verbreitete. Dankbar wurde allseitig der Segen wahrgenommen, der durch ihn sich über die Stadt ergoß in der trübsten Zeit der königlichen Regierung.

Digitized by Google

VI. Der poetische Männerbund.

Schenkendorf war Mitglied und Stifter eines Vereins, der, anstatt Geheimnisse zu bergen, durch Veröffentlichung dessen, was er dachte, beflissen war, in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten.

Schenkendorf war in jeder Art mittheilend und lebte ganz unter Freunden, die mit rührender Treue an ihm hingen. Seine freie unverhohlene und doch zarte und rücksichtsvolle Rede gab seinen Unterhaltungen einen unwiderstehlich gewinnenden Reiz. Gern verpflichtete er sich Allen, indem er stets bedacht war, ihnen Freuden zu bereiten. Auf Ueberraschungen sah er es besonders ab. Als Befreundete von einer Reise glücklich heimkehrten, fanden sie allerlei Gaben mit bezüglichen Versen und Bildern in Garten und Haus, in Wohn- und Schlafstube verstreut, um Gruß und Willkommen schon an der Hausthüre, auch an diese war ein Gedicht geheftet, entgegenzunehmen. — Er fand ein großes Vergnügen daran, Bilder und Bücher zu sammeln, vornämlich Kupferstiche mit Dichterbildnissen und Werke der deutschen Klassiker. Wenn einer seiner Freunde Wohlgefallen an seiner Auswahl äußerte, so war es ihm kaum möglich zu verwehren, daß ihm als Geschenk das überwiesen wurde, worauf gerade sein Auge ruhte. Als er sich im Auslande befand, machte er in Berlin die Bestellung, daß dort Novalis' Schriften gekauft und an den Grafen von Kanitz nach Königsberg geschickt wurden. Die Freunde meinten demnach, daß ihm der Name Schenkendorf nach allen Rechten gebührte.

Keinem war es leichter als ihm eine Verbindung unter strebsamen Jünglingen und Männern zu Stande zu bringen, die in Kunst und Wissenschaft bestimmte Richtungen verfolgten.

»Blumenkranz des baltischen Meeres«, so nannte sich die Verbindung, die, wenn sie auch schon in den Studentenjahren von ihm mit dem Freiherrn von Schrötter gestiftet war, sich wesentlich von den gewöhnlichen auf Universitäten unterschied. Sie bestand aus Adlichen und Bürgerlichen, Offizieren und Civilbeamten. Greis, Mann und Jüngling saßen neben einander und nannten sich gewöhnlich Du. Juden und Schauspieler, die damals der Adel von sich fern zu halten suchte, wurden in die Gesellschaft aufgenommen. Sie sollte nicht die Zahl von Zwölf übersteigen, sich in jeder Woche einmal abwechselnd in der Wohnung der Mitglieder um 5 Uhr versammeln, den Abend bei einem überaus einfachen Mahl sich über Dinge der Philosophie, Religion oder Poesie unterhalten. Für die Speisen hatte der jedesmalige Wirth zu sorgen, den Wein lieferten die Gäste und die gute Laune hatten alle gleich zum Feste beizutragen. Diese bekundete sich in den lebhaften Gesprächen, darin, daß oft bis in die Mitternacht hinein die Versammlungen währten, denn es wurde schwer, aufzubrechen und sich zu trennen, wenn man so gemüthlich neben einander saß. Vor dem Schluß stellte man sich in einen Kreis und mit in einander gelegten Händen sang man feierlich: »In allen guten Stunden.« Schenkendorf, der Herzog genannt, dem ein Bischof und ein Sultan gegenüber standen, zeigte an diesen Abenden mehr als sonst, wie lebendig seine Phantasie sich regte, wie zugleich fesselnd und anregend seine Rede war, die nie stockte und dem stets der rechte Ausdruck zu Gebot stand. Gern erging er sich in Betrachtungen über den Geist, der sich in den verschiedenen Abschnitten der Geschichte ausspreche, und, wenn es hier vorkam, daß er auf Irrthümer aufmerksam gemacht wurde, die seinen Annahmen zu Grunde lagen, so rief er ärgerlich: »Nun so lasse mich träumen, störe mich nicht, denn Du weißt wohl, es giebt viel Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt.« Durch seine Worte flochten sich häufig Goethe'sche Verse und er sah es hier gern, wenn

Mitglieder seinem Gedächtniß zu Hülfe kamen. Als er im Goethe-Liede den Dichterfürsten

Du Herzog sonder Gleichen (90.)

nannte, den er nicht anzureden wagte, da mochte er in sich lächelnd sich an sein Herzogthum in der poetischen Genossenschaft erinnern. Wie Goethe, so wurde aber auch Schiller gefeiert und an einem Abend, an dem man in einem Garten zusammengekommen war, ward dem Verstorbenen zu Ehren die Kardinal-Bowle opferfreudig zur Hälfte auf den Rasen ausgeschüttet, wie er nachmals in feierlichem Ernst von sich in einem Liede sagt:

Den Becher heb' ich in die Lüfte,
Halb trink' ich ihn und gieß' ihn aus,
Und spreng' ihn auf die Rasengrüfte
Auf unsrer Väter stilles Haus (396.)

Auch einem Lessing wurde in dem Kränzchen der Zoll der Verehrung dargebracht und die Röthelstriche von Schenkendorf's Hand in einem Exemplar des Laokoon mögen zu einer Besprechung des reichen Inhalts im Freundeskreise gedient haben.

Da in ihm sich Philologen befanden, so ward hier das Antike nicht ausgeschlossen, darum aber das Romantische nicht weniger geliebt.

Am Concordientage 18. Februar 1809 wurde das Kränzchen, das in Abnahme gekommen, in frischer Kraft wieder hergestellt. Ueber die Erneuerung liegen Urkunden vor. Es sollten gewöhnlich an jedem Abende zwei Arbeiten von Theilnehmern, eine in gebundener, die andere in ungebundener Sprache, vorgetragen und geprüft werden, ob sie des Druckes in herauszugebenden Zeitschriften würdig seien. Ueber neue Erscheinungen in der Literatur sollte eine Beurtheilung niedergeschrieben und so lange verändert werden, bis Alle sie unterzeichneten. So viel als möglich sollte die enge Verbrüderung durch Einstimmigkeit entscheiden, namentlich bei der Aufnahme neuer Mitglieder. Durch Stiftung von Töchterlogen sollte das Kränzchen an Wirksamkeit gewinnen und eine solche zunächst in Berlin ins

Leben treten zu regem Wechselverkehr. Das Diplom zeigt uns im Eichenkranz, der das Blatt umschlingt, die Worte Musis et amicis. Von allen Genossen wurde Rechtschaffenheit, Freundschaftstreue und Kunstliebe gefordert, als die Trägerinnen jeder edlen Gesinnung.

In den ältern Briefen Schenkendorfs nimmt man obenan ein Zeichen wahr, das aus ein Paar absichtlich undeutlich geschriebenen Buchstaben besteht. Sie sind vielleicht als das A und Ω zu deuten. Man dürfte geneigt sein, sie auf das Kränzchen zu beziehn, wo auch die Theologie Stoff zu lebhaftem Ideenaustausch gab, was aber in Abrede gestellt wird. Ein anderes Zeichen, das er brauchte, war ☧.

Unter den Mitgliedern in Königsberg befanden sich als Veteran der Kriegsrath Bock, zu seiner Uebersetzung der Georgica hatte Bürger die Vorrede geschrieben, zwei Philologen: der 1813 verstorbene Professor Erfurdt und der Professor Karl Köpke in Berlin, die beiden Mediziner Assur, der sich später Assing nannte, und Samuel Friedländer, der sich Hermann taufen ließ, im Kränzchen aber den Namen Fridolin führte. Der letzte gehörte zu Schenkendorf's näherem Umgang. Er dichtete mit Glück ernste und heitere Lieder und trug sie selbst vorzüglich sprechend und singend vor. Die beiden Freunde beurtheilten ihre Gedichte sehr streng mit Witz und Schärfe, ohne es darum mit einander zu verderben. Zu den genannten kamen noch drei Schauspieler, Carnier, Fleischer und Greis, die außerhalb der Bühne als Dichter, Tonsetzer und Kenner der schönen Künste sich bemerkbar machten. Greis, als Schauspieler Weiß genannt, übersetzte den Cervantes und erfand zu manchem Liede eine gefällige Melodie, Fleischer, mit dem Griechischen vertraut, hielt ästhetische Vorlesungen, und Carnier, ein fertiger Lateiner, schrieb Trauerspiele. Auch die Malerei wurde vertreten durch den Justizrath Höpfner, der in Pastell arbeitete, durch Bock, der Gemälde sammelte, und durch die Grafen Dohna-Wundlack, den nachmaligen Obermarschall, und Ernst von Kanitz. War Schrötter Schenkendorf's innigster Freund, so war der General

Graf Karl von der Gröben sein ältester Freund. Ihm widmete er das »Gebet« vor der Schlacht.

Die für den Christ gestritten,
Sie scheinen herzuschau'n,
Die Glaubenstod erlitten,
Die Männer, Kinder, Frau'n,
Mit ihren Marterzeichen,
Die sel'ge Zeugenschaar
Scheint auch für unser Haar
Die Palmen darzureichen. (195.)

»Der Max will auch nicht säumen«, da es galt, dem Helden glückzuwünschen, dem nach glorreich beendigtem Kriege neben der Lorbeer- auch die Myrtenkrone winkte.

— als zum zweiten Male
Die falsche Babel sank,
Aus goldner Beuteschale
Der deutsche Wehrmann trank,
Da war auch Dir beschieden,
Mein Graf, ein Siegespfand — — (416.)

Die dichterischen Freunde zogen Achim von Arnim in ihren Verband. Dagegen blieb der Etatsrath von Kotzebue, der 1806 auch in Königsberg eine Zeitlang verweilte, von ihnen unbeachtet. Schenkendorf lachte im Theater über seine Lustspiele, auf einer Privatbühne spielte er in einem seiner Stücke »die falsche Schaam«, aber er fand keinen Beruf, ihn aufzusuchen. Kotzebue arbeitete damals im geheimen Archiv und bereitete die Herausgabe seiner »Geschichte Preußens unter der Ordensherrschaft« vor. Dem Archiv-Direktor Hennig den ungeschmälerten Umgang mit ihm gönnend, mochte Schenkendorf, schon um den einen zu vermeiden, sich nicht dem anderen nähern.

Dem Kränzchen wohnten bisweilen Gäste bei, die durch ihr Erscheinen den Versammelten jedesmal einen Festabend bereiteten, so der Regierungsrath und Professor Delbrück.

Da das Kränzchen in der Art blühte, so mußte es Schenkendorf um so mehr verdrießen, als ein hochgestellter Mann den Ausspruch that, in so ernster Zeit habe man etwas Besseres zu thun, und demnach zwei ängstliche Mitglieder in Folge der Aeußerung Miene machten, auszutreten. Mit einem Eifer ergriff da der tief verletzte Dichter die Sache und verfocht sie,

als wenn er das Höchste gefährdet sähe. Nachdrucksvoll betonte er es, daß man gerade in schwierigen Verhältnissen sich nicht dürfe verstimmen lassen und sich heiteren Sinn erhalten müsse. Seine Wohlthäterin trat vermittelnd ein und konnte ihn damit beruhigen, daß das Gesagte nicht so strenge gemeint sei und daß keine Verachtung des Kränzchens darin liege.

Vieles, das im literarischen Kreise vorgelesen wurde, wird als erste schriftstellerische Versuche ungedruckt geblieben sein, vieles, das wir in zwei später näher zu bezeichnenden Zeitschriften finden, haben wir wohl als aus ihm hervorgegangen anzusehn.

Ein ähnliches Gelübde, als Schenkendorf 1814 auf dem Schloß zu Heidelberg that, da er an gleichgesinnte Freunde die Aufforderung richtete:

Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Unsre Vorzeit zu erneun,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrein. (244.)
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verschollnes altes Lied,
Leb' auf's Neu in heil'gen Schriften! (301.)

wird schon damals die Mitglieder des Kränzchens zu gemeinsamem Wirken verbunden haben. Bei der Vorliebe für die altdeutsche Poesie ist es anzunehmen, daß die Minnelieder, die in geschmackvoller Uebertragung 1808 gedruckt wurden,*) an manchen Abenden den dichterischen Freunden zur Unterhaltung dienten.

*) In den »Studien« S. 104—114.

VII. Zeitschriften und Stammbücher.

Merkwürdig ist die Thätigkeit, die auf dem Felde der Tagesliteratur sich in Königsberg zwischen den Jahren 1806 bis 1809 entfaltete.

Mehrere Jahre hindurch bestand eine »Morgenzeitung«, die von Schenkendorf, wenn er auch in einer Ankündigung unter den Mitarbeitern aufgeführt wird, wohl nicht mit Beiträgen bedacht wurde, indem er dem Urtheil Kotzebue's beipflichten mochte, daß das Blatt von den Reizen des Morgens nur die Nüchternheit habe.

Der »Volksfreund« wurde von Bärsch, dem Kampfgenossen Schill's, ins Leben gerufen, um dem Tugendbund Bekenner zuzuführen.

Das »Bürgerblatt« wurde vom Professor Dr. Heidemann herausgegeben, der als Oberbürgermeister in der Landwehr diente.

Drei Zeitschriften sind hier zu berücksichtigen, »Vesta«, »Studien« *) und »Der Spiegel«, namentlich die beiden ersten.

Wenn sonst gewöhnlich Ehrbegierde die Knospen jugendlicher Poesie ungeduldig hervortreibt, noch ehe sie das Wetter vertragen, so ist es Vaterlandsliebe, die Schenkendorf's und Schrötter's frühes Schriftstellerthum weckte. Das Frühzeitige ist hier das Rechtzeitige. Das erkannten Männer, wie Scheff-

*) Beilage VI.

ner, Fichte, Süvern, von Baczko, welche sich gern bei den schriftstellerischen Unternehmungen betheiligten. Auch von Stägemann, den wir unter den Mitarbeitern vermissen, versprach vaterländische Oden einzusenden. Der Unterstützung von Seiten der Schriftsteller entsprach die des Publikums, wie man aus der Liste der Unterzeichner entnimmt. Um so auffallender ist es, daß die beiden Zeitschriften »Vesta« und »Studien« Seltenheiten geworden sind. Man sieht, daß je zeitgemäßer sie waren, um so weniger Anspruch erheben durften, die Zeit, für die sie bestimmt waren, zu überdauern. Es blieb auf dem Herde nur als leicht verwehende Asche zurück, was kühn und hell emporgelodert.

Die »Vesta«, als deren Herausgeber sich die beiden Freunde nannten, erschien in Königsberg in zwei Bänden vom Juni bis Dezember 1807. Die Fortsetzung »Studien«, als ein einziges Heft, in Berlin 1808, trägt auf dem Titel nur den Namen Schenkendorf.

Die Herausgeber hatten keinen anderen Gewinn als den Ruhm, den Kampf mit der Welteroberungssucht durch ein nachdrückliches Wort fortzusetzen, um so nothwendiger, als im Glanz der Allgewalt auch die Bezwungenen hie und da etwas Großes sahen.

In einem Gedicht auf Schenkendorf heißt es:*)

> Wenn ohne Schaam so manche unsrer Sänger,
> Das Vaterland vergessend, seine Dränger
> Hoch feierten mit nied'rem feilen Sinn:
> Schlugst du, getreu der alten Barden-Ehre,
> Die Saiten, riefst zum Kampf, zur Gegenwehre
> Kühn zeigend auf der Ahnen Beispiel hin.

Die »Studien« erschienen zur Unterstützung einer abgebrannten Stadt in Ostpreußen.**)

Der Ertrag der »Vesta«, der sich durch Kostenersparnisse erhöhte, ward »unter Familien-Armen, welchen ihr Zartgefühl,

---

*) Von Sixt v. Armin, zuletzt gedruckt in der Koblenzer Zeitung 1861 Nr. 45.

**) Heiligenbeil.

Digitized by Google

öffentlich den Beistand Fremder anzusprechen, verbietet«, vertheilt. Die »Vesta«, wie erzählt, auf kaiserlich französischen Befehl unterdrückt, hörte auf, als nicht nur die Fortsetzung, sondern auch eine zweite Auflage angekündigt war. Daß sie so lange bestand, verdankt sie der Beischrift auf dem Titelblatt: »Für Freunde der Wissenschaft und Kunst«, statt: Für Freunde des Vaterlandes.

Bei der »Vesta« verhielt sich die Censur unthätig, die bei den »Studien« willkührlich eingriff, obgleich man, sich zahmer stellend, sie hier weniger herausforderte.

Olbers hatte 1807 einen neuen Planeten entdeckt und Vesta genannt, so war man nicht verlegen um den Titel der Zeitschrift, nicht zweifelhaft, an wen man bei dem Stern zunächst zu denken habe. »Wo Frauen walten, herrscht die Sitte und wo die Sitte gilt, kann sich der Geist erheben«, voll Begeisterung »für die Erscheinung einer höhern Welt in einer reinen Frauenseele«, so lautet es in Schrötter's Rede. »Unserer Königin« weihte Schenkendorf die vaterländischen Blätter als der Heiligen, die des Herdes pfleget. Es spricht sich in ihnen ein unverzagter Sinn aus, der keine Noth anerkennt und der oft mit edlem Zorn auf Abhülfe dringt. »Es ist das Leben, das mit dem Leben kämpft. Wenn die Tugend mit der Sünde sich nicht mäße, woher sollte Frieden kommen?« Wenn in dem ersten Heft die Sprache dreist und unverhohlen ist, so steigert sie sich noch in den folgenden nach der traurigen Zusammenschmelzung des Staats und weiß nichts von Einschüchterung:

Kann ein Volk, dessen Charakter sich auf Freiheit, Biedersinn und Kunstgefühl gründet, kann ein solches Volk dem Spiele eines fremden Sinnes auf immer erliegen oder wird es nicht vielmehr, vom Augenblick überrascht, sich plötzlich zur alten Würde und zum neuen Leben hinaufschwingen? Die Frage gebührt jedem, die Antwort dem Volk.

Neben Gedichten und Abhandlungen, die in keiner näheren Beziehung zu den Forderungen der Zeit stehn — Fichte über Machiavelli, von Baczko über Kant's Anthropologie — finden wir andere, die entschieden darauf hinzielen, nämlich auf eine Freiwerdung des Geistes durch neue Verhältnisse und Einrich-

tungen. Scheffner giebt eine gereimte Lobpreisung auf die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Graf Dohna-Wundlack rühmt Pestalozzi und dessen Erziehungsinstitut.

Merkwürdig sind Schenkendorf's philosophische Aufsätze in beiden Zeitschriften. In ihnen trägt er seine Ansichten über Mannichfaltiges vor, seine Weltanschauung im wissenschaftlichen Ueberblick, mit dem Geist eines Sehers, seine Vorstellungen von der Zukunft bald in aufblitzenden Aphorismen, bald in mehr ruhiger Darlegung. Er tritt in das Allgemeine hinaus, um in das tief Innerste einzukehren, er berührt verschiedene Punkte, um beim Ausgangspunkte der Gedankenfahrt auf den ersten zurückzukommen. Beziehungen auf die scharf einschneidenden staatlichen Veränderungen dringen sich ihm auf, wenn er von Menschheit, Bestimmung und Umwandlung handelt.

So spricht er in einem Aufsatz über den Zusammenhang der Künste. Sie sind, seiner Ansicht nach, alle eines; obwohl eine der andern untergeordnet, fließen sie da zusammen, wo ihre Quelle war im Heiligthum der Christenheit.

Der Streit der Künstler.*)

— — — Der Geist wird nicht im Genusse gestört, wenn zugleich mit den Düften des Abendroths ätherische Tön' unser Haupt umsäuseln. Scheinlos, gestaltlos wallen sie umher im ewigen Raum, ein Echo jener Harmonien, die der göttliche Plato vernahm, und schlagen den Akkord an in der Brust des unsterblichen Menschen. Die ewigen Saiten der Schöpfung erklingen, ein Spiel, eine Harmonie. Alles lebt, Alles haucht Töne und Geist aus; Mensch und Thier und Metall: sogar das Holz fügt sich geschmeidig zur Resonanz.

Der Musiker rühmt in solchen Worten seine Kunst als die erhabenste, worauf der Bildhauer sich also vernehmen läßt:

Vergiß nicht, daß Gestalten diese Töne entquellen und daß sie wieder an Körper schlagen müssen, wenn ein korrespondirender Ton antworten soll. Ein Ohr muß da sein, das den Ton empfängt, wenn dieser ein Ton, wenn er sein soll. Kannst du einen Geist

*) Vesta. Bd. II. S. 163—173.

und Wirkungen eines Geistes dir denken, ohne dessen Erscheinung im Raum? Vermissest du denn in meinen Werken das Ebenmaß, das Verhältniß zu einer höhern bedingungslosen Schönheit? Ich will den schlagenden Grund nicht länger sparen. Menschen und Thiere, Holz und Metall, wie du sagtest, erklingen. Ich gebe noch mehr zu. Steine bildeten, tanzend nach Amphions Melodie, die thebische Mauer. — Des Bildners Meißel aber belebt den Stein, den jener nur bewegte. Die spröde Masse erweicht sich der glühenden Phantasie, dem festen Willen. Ins Leben hinein führt der Künstler die reine Idee, er stellt sie hin in göttlicher Gestalt.

Der Maler meint, die Bildhauerei müsse dem Musiker als zu körperlich bedünken.

»Kaum hingegossen, hingeathmet nur, wünschest du, was in deinem Gemüth lebt. Ob nicht des Malers Kunst euch beiden genügen sollte? Sieh nur die holde Gestalt, zarter als dein zärtester Marmor — wie das Fleisch sich zu heben scheint, der Busen athmet. Und doch magst du ihn mit Händen nicht greifen, den seligen Traum, aus Düften und Farben gewoben.

In die Rede fällt da der Dichter ein.

Fremder Organe müßt ihr euch zur Mittheilung bedienen. Der Dichter nur, der eigentliche Sänger, braucht nichts als sich selbst, kein Werkzeug, kein Instrument. Gleich dem Vogel singt er den Ton, den ihm Gott in die Brust legte. Singen ist ihm Bedürfniß und ob er selbst zu Grunde ginge darüber. Sein ist die Sprache, das hohe Bindungsmittel der Geister, sein das Epos, das ewig lebendige Wort. Jeder Deutung unfähig, die das subjektive Gefühl hineinlegen will, nicht Hieroglyphe, nicht Bild, Ausspruch des göttlichen Geistes. Ob Aug' oder Ohr, oder Gefühl der vorzüglichere Sinn, strittet ihr? Opfert hier dem Geiste, der jede sinnliche Bestechung verschmäht. Erkennt dem Dichter den Preis.«

Da mischt sich in die Zahl der Künstler einer, der das Ziel alles künstlerischen Strebens glücklich errungen hat.

Giebt es denn Künste? fragt er. Alle seid ihr ja Zweige des Einen großen Baumes, der in der Erde Wurzel schlägt und mit der Krone gen Himmel strebt, gen Himmel reicht. Und trennen wolltet ihr die Zweige vom Herzen der Mutter, daß eine erbärmliche Schule werde aus dem Garten des Herrn? Eine Regel, ein Geist und ein Gott! Führen muß ich euch, den Born euch zeigen, aus dem ihr trinken könnt Leben und Schöpferkraft die Fülle. Verzeihe großer Weltgeist dem

Staube, der des Staubes Führer sein will. Ach ich hatte gekämpft und gerungen nach Erkenntniß, nach Licht und voller Gnüge. Von einer Wissenschaft floh ich zur andern, von einer Kunst, mit euch gesprochen, zur andern Kunst. Ich war unglücklich mit allen Schätzen, die ich heimgebracht hatte von meinen Zügen im heiligen, geistigen Lande. Da umleuchtete mich plötzlich die Klarheit des Herrn. Ich ward gewürdigt, zu schauen das große Mysterium, das Leben der Schöpfung, das sich nicht sagen, nicht beschreiben, nur leben läßt. Eins ist die Schöpfung in sich und ob ihr nach tausend Punkten strebtet, ihr nahet doch nur einem Ziel. Jedes Gebilde der Künstler, alle Gedanken der Menschen, alles nur Blumen eines Kranzes, Flammen eines Altars. Welche Kunst hab' ich erlernt, in der alle die euern zusammenfließen! Zu welchem Kunstwerk hat die Liebe mein Leben geadelt — da sprach ich es aus, das heilige Wort, den Namen des Gottes und der Kunst. Gott ist die Liebe. Liebe ist die einige schaffende Kunst, der ihr mit euern Ideen alle entströmtet; und ob ihr euch der alma mater nimmer erinnert, doch müßt ihr wieder zurücksinken in ihren Schooß, wenn ihr mit euren Schöpfungen leben wollt.

Zwei Aufsätze sind umschreibende Einleitungen zu zwei Gedichten.

Stimmen und Blätter.*)

Verweht war Gottes lebendiger Geist auf der Erde, verzerrt sein Ebenbild und abgestorben, entartet in den verschiedenen Zonen der zarte Keim, der einst im Paradiese schlief. — — Griechenland war untergegangen in Rom. In den hercynischen Wäldern und den Klüften des Kaukasus arbeitete die ewige Mutter an der Gestaltung neuer Kraft — noch war sie nicht reif, zu Tage gefördert zu werden, und wo sie erschien, ward sie verschlungen vom großen Ungethüm, das seine Fühlhörner nach allen Seiten bewegte. Versunken im tiefsten moralischen Verderben lag die Menschheit — den Sättigungspunkt hatte die Sünde erreicht. Nun mußte man dursten nach einem lauteren Quell und die ganze Erde und alles Leben auf ihr war ein Schrei nach Erlösung.

Was dehnst du und zerrst an der Fessel Prometheus? Harre geduldig, bis der verheißene Göttersohn, dein Enkel, erscheint!

*) Studien S. 91—96.

Was horchst du begierig empor, Menschheit? — Regt sich des Todes, des Urquells Sehnsucht in dir? Möchtest wiederkehren zum Punkte, von dannen du ausgingst? Diese Seufzer, meinen sie das verlorne Paradies? Schau auf nach deinem Vaterlande! Im Osten beginnt es zu tagen.

Die Zeit der Wunder ist entschwunden; der Heiligen Bilder prangen in den Tempeln, sie selbst sind nach dem Himmel heimgegangen. In Deutschland glüht der letzte Funken und es beginnt des Glaubens Wiedergestaltung.

Ist Glaub' und Liebe noch nicht ganz gewichen — und wo darf er die Zukunft hoffen? Verstumm' o Sphinx mit deinen Fragen! Gieb den Lüften deine Blätter, Seher, und den Flammen die Vergangenheit. Sing' uns das Lied der Zeit!

Das Lied der Zeit (im Dezember 1806) ist ein Adventslied *), das mit der Klage der in namenlosen Wehen danieder liegenden Welt das flehende Gebet verbindet: sie möge erlöst werden »von der Gewalt des Bösen.«

Der Menschheit veränderter Standpunkt.

Ein Cräyon. **)

— — — Es liegt in dem Menschen der künstlerische Trieb, aus dem vielleicht alles Leben floß, Formen zu geben auch dem Wesenlosesten, sogar den reinen Begriff in Worte zu kleiden, alles, was ihm begegnet, zu personifiziren. Die Geschichte der Menschen, d. h. das Leben und Treiben der Geister hienieden, die Brechung und Reflexion der göttlichen Strahlen, seit der Schöpfung bis heute, läßt sich auffassen als Geschichte eines einzigen Wesens, M e n s c h h e i t. Auch die Menschheit hat alle Epochen und Situationen durchlebt, von denen Gewöhnlichkeit und Gemeinheit nichts weiß. Das Pflanzenleben der Kindheit in Asien, die Phantasien des Jünglingsalters in Griechenland, die Periode der Kraft und der Geisteserstarrung, das Harren und Sehnen, die Metempsychose durch die Geburt der Liebe und einst — so hofft und glaubt der Christ — wird auch sie sinken in Todesschlaf und aus der Gruft erstehn in einer neuen himmlischeren Gestalt.

— — —

*) Schenkendorf's Gedichte 1862 S. 19.

**) Studien S. 75—80.

Wenn wir dem Begriff Universum eine Form geben wollen, so kann dies nur die vollkommenste Figur, der Zirkel sein. Im Zirkel, oder nach dem Bilde der alten Weisen, in der gekrümmten Schlange, neigt sich das Ende gegen den Anfang. So dämmert auch in jedem Gemüthe die Erinnerung an einen Morgentraum, an ein früheres schönes Seyn und aus der Sehnsucht nach diesen entschwundenen Gütern möchte sich vielleicht manche Erscheinung erklären lassen. Wo er auch irren mag der Pilger Menschheit, oft genug regte bis jetzt sich in ihm das Heimweh nach den Fluren der Jugend, der Kindheit. Immer zieht es ihn nach Osten! Wie aber jetzt? Europa scheint eines Medeenbades, vielleicht auch einer langen Ruhe zu bedürfen, bis die Gestalten in ihm wieder eine Physiognomie gewinnen werden; denn die bloßen Aderlässe helfen, wie wir sehn, bei Greisen nicht mehr. — Fast scheint es, daß wir von der kräftigen jauchzenden Erhebung in der Levante uns neigen sollen zur elegisch-schmelzenden Abendsonne. Nach Indien strebte einst die ganze Kraft der Portugiesen und jetzt ist gerade von ihnen aus der erste europäische Staat gen Westen gewandert. Preis dir Kolumbia! in deinen ärmern Gefilden entstand der erste Staat nach philosophischen Prinzipien, wenngleich auch eine Geburt der Zeit; in deinem gesegneteren Theile wohnt jetzt ein frommer katholischer Fürst. — Ob die Kelche orientalischer Blumen nicht auch unter deinem Himmel blühen und duften sollten? Leben ist überall, Liebe überall, Gott überall. Auch am stillen Abend mag man Hallelujah singen, an den Gestaden der Südsee wie am persischen Meerbusen wohnen Träume und Ahnungen. Einst muß die Figur des Zirkels doch wieder hergestellt werden, in den Anfang fließen das Ende!

Hier sollte das Lied folgen: »Als der Prinz von Brasilien Europa verließ« *), wie wir dies in einem Exemplar der Vesta von Schenkendorf's Hand bemerkt finden. Die Censur, um den Eindruck des damals verfänglich Bezüglichen zu schwächen, hielt es für angemessen, die Prosa von der Poesie zu trennen und das Gedicht 18 Blätter weiter zu versetzen. Der poetische Geleitsbrief für den, lieber den Thron als die Freiheit aufgebenden, Helden:

So flohn der Weisen und der Künstler Schaaren,
Verscheucht von Lanzen der Barbaren. (24.)

*) Schenkendorf's Gedichte 1862 S. 24.

damit er noch weniger Anstoß gebe, verlor die Ueberschrift und »An ********« mußte genügen.

Ein Jahr nach den Studien erschien eine Zeitschrift: »Der Spiegel« von zwei Mitgliedern des Vereins: «Blumenkranz des baltischen Meeres« herausgegeben, den beiden Schauspielern Fleischer und Carnier. Es weht in ihr ein durchaus anderer, ungeachtet des satirischen Aufsatzes nur zu unschuldiger Geist. Die Herausgeber hatten mit der argwöhnischen Censur einen schweren Stand und nur mit fein und listig angelegtem Truge konnte politisch-Verfängliches eingeschwärzt werden. Im Spiegel finden wir nur einen Beitrag von Schenkendorf. Wie der Schriftstellerin Friederike Brun ging ihm das Loos des ehrwürdigen Pius VII. zu Herzen, als der Greis am 6. Juli 1809 aus Rom abgeführt wurde. In dem Gebet, in dem das Dies irae, dies illa durchklingen sollte, wird der Zorn des Himmels auf den gekrönten Gewaltthäter herabgerufen.

Wappne dich mit deinem Blitze! —
Ihn, der an der Frevler Spitze,
Stürz' mit seinem Höllensitze. (23. 516.)

Die Aufnahme war möglich, indem der Verfasser das Gedicht nicht allein nicht unterzeichnete, sondern drei Jahrhunderte zurückdatirte und für Uebersetzung einer alten lateinischen Hymne ausgab, die von Carnier, Zögling einer Jesuitenschule, geliefert und als Urtext beigefügt wurde.*)

Mit Stammbüchern nahm man es bis zu Schenkendorf's Zeit wichtiger als gegenwärtig. Wenn man jetzt ein Sentenzen-Album nur in Damenhänden sieht, so war damals das Stammbuch ein unentbehrliches Besitzthum jedes Studenten, der sich einer feineren Bildung rühmte. Aus Stammbüchern erkennen wir, in welchen Kreisen er sich bewegte und wohin damals, da der Saitenton der Guitarre noch die Empfindungen der Jugendschwärmerei begleitete, die poetische Sinnigkeit sich vorzugsweise neigte. Der Geist, der in dem Barclay'schen

*) Schenkendorf's Gedichte 1862, S. 21, 514.

Verein wehte, tritt uns unmittelbar aus zwei Stammbüchern entgegen, aus dem Nachlaß Schenkendorf's und seines vertrauten Freundes Friedländer. Das des ersten ist in himmelblauem Atlas gebunden und auf dem obern Deckel entdecken wir in goldenen Sternen, von der Hand des Buchbinders, das Sternbild des Orion, auf dem untern eine Lyra. Wenn wir das Buch aufschlagen, so erblicken wir ein schwarzes Kreuz, 1. Kor. 3, 11. Symbolische Zeichen, wie Kreuze, Sterne, Halbmonde und deutungsvolle Buchstaben stehn oft neben dem Namen derjenigen, die sich einschrieben. Auf Hippel's Ausspruch: »das Kreuz ist des Sternes Fundament«, ist wiederholt in den Stammbüchern Bezug genommen. Eine Dichterin, Ida, erklärt sich dahin: »Der echte Dichter verschweigt uns das Heiligste, damit wir es ahnen«, eine andere, Henriette Gottschalk: »Sprechen ist Silber, Schweigen ist Gold.« Manche Denkschriften sind altdeutsch, spanisch, griechisch, lateinisch, aber keine französisch. Mehrmals sind sie aus dem Roman des Novalis entlehnt, »eines Dichters, den ich vor allen liebe und ehre«, wie der Einschreibende bemerkt. Schrötter zeichnet nicht eigne Verse ein, sondern in verschiedenen Stammbüchern denselben Spruch:

Es hat vns got den trost gegeben:
Swes lip mit truven ende nimt,
Daz der zum himmelriche zimt.

Dem fügt er einmal bei: Mal que tiene la muerto por extremo.

Deutsche Verse in antikem Maß sind selten. Die einzigen, die Schenkendorf dichtete, schrieb er »dem treuen Jugendfreund Friedländer fern von der Heimat« 1816 ein:

Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen, so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Die Blätter enthalten einen reichen Schatz an schönen Bibelstellen, denen die andern Verse und Sprüche gleichsam nur beigeordnet sind. Das Komische, das sonst oft — und das finden wir schon im 16. Jahrhundert — einen bedeutenden Raum in Büchern der Art beansprucht, ist ganz ausgeschlossen. Der

Schmuck von Bildern und Zeichnungen wird nicht vermißt. In dem einen ist eine Ansicht von Marienburg zu loben, in dem anderen der Kopf der Sixtinischen Madonna. Darunter schrieb der Maler: »Oft saß ich zu deinen Füßen und Thränen füllten die Augen.« Der Besitzer des Stammbuchs fügte 1812 hinzu: »Immer wirst du mich begleiten Madonna, ein freundlich holdes Gestirn in stürmischer, düsterer Nacht. Immer blicke gnädig herab und erhalte das Gemüth rein und treu, daß es dich ganz fasse und deine unendliche Schöne.« Auch Bildnisse im Profil in Bleistiftzeichnungen werden gefunden, wahrscheinlich von der Hand des Grafen von Kanitz. Eines stellt die Verfasserin der »Sternblumen« dar, das andere Schenkendorf's ältesten Freund, der emporblickend ein Schwert in gefalteten Händen hält mit den Buchstaben: I. H. S.

Nach der Erzählung von den Erlebnissen und Bestrebungen Schenkendorf's bis zu seinem 25. Jahre ist hier die schickliche Stelle, seine ersten schriftstellerischen Leistungen und die in ihnen bekundeten Ansichten, Gesinnungen und Neigungen näher zu betrachten, um das Verhältniß zu erörtern, in dem er zu den deutschen Dichtern der romantischen Schule steht, und das Eigenthümliche sich zu verdeutlichen, in soweit es, als vorleuchtender Schein vor dem Aufgang, den Geist der Kriegslieder und der religiösen Dichtungen im Voraus verkündigt.

Zwei namhafte Romantiker haben über Marienburg geschrieben, Schenkendorf und Eichendorff. *) In dem obenstehenden Schriftstück des erstern vermissen wir das Schwungvolle jugendlichen Feuers. Es hört sich mehr als ein Nachklang anderer Stimmen an, (Wedeke hatte Aehnliches ausgesprochen **) denn als Erguß eigner Empfindungen und Ausdruck selbst gewonnener Ansicht. Dennoch ist es für den Verfasser bezeichnend und auch sonst der Beleuchtung werth.

*) Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Königsberg 1844.

**) Beilage III.

Der Hülferuf war eine rettende That. Das Hochmeisterschloß entging der zerstörenden Hand, die, wie sie das Schloß daneben verwüstet hatte, auch hier schon eines prächtigen Giebels sich bemächtigte. Wenn der Staatsminister Freiherr von Schrötter, wie es sich aus den Akten ergiebt, »die Beschuldigung in den Briefen eines Oberländers« nicht unbeachtet ließ, so war doch erst Schenkendorf's Aufsatz für ihn bestimmend, indem er, durch das Spiel einer begünstigenden Zufälligkeit von einer falschen Vorstellung geleitet, zur rechten Einsicht kam. Schrötter, wie dies oft der Staatsminister von Schön erzählte, deutete die Unterzeichnung: v. Sch. auf diesen und ward dadurch besonders veranlaßt, des Schleunigsten einen Gegenbefehl nach Marienburg zu senden. Es sollte nicht allein der Zerstörung sofort ein Ziel gesetzt, sondern auch Vorschläge zur Wiederherstellung gemacht werden.

So nimmt der Dichter eine Stelle unter den Männern ein, welche im Anfange dieses Jahrhunderts, von der Schönheit altdeutscher Kunst innigst durchdrungen, vorurtheilsvoll hintangesetzte Werke durch sinnige Betrachtung wieder zu Ehren brachten und die Welt mit verkannten Schätzen bereicherten. Wenn der Eine mittelalterliche Gedichte aus dem Staube hervorzog, der Andere auf Tafeln, die als alte Breter verkauft wurden, Wunder der Malerei entdeckte, so erhielt Schenkendorf durch das Wort: »Wer retten kann, der rette!« die Krone der Kunst des deutschen Ordens, des alten Preußens bedeutsamstes Baudenkmal, das Schloß Marienburg.

In blindem Eifer wüthete man damals noch gegen die Gothik. Die Formen, in denen sich seelenvoll das Romantische ausspricht, wollte man wie verderbtes Mönchslatein beseitigen, damit das Altklassische durch Hinwegräumung des Altfränkischen Platz gewinne. Schenkendorf wollte die Ritterburgen lieber in Ruinen bewahrt wissen, als durch neue Magazine ersetzt sehn.

Wenn er aber auch, von edlem Zorn ergriffen, die Stimme erhebt, so war es jetzt und später nicht seine Art, der Unvernunft mit Gift und Stachel zuzusetzen. Mit der Sache haßt er nicht immer den Thäter, wie er auch nachmals in den Kriegsliedern nicht den Feind mit Spott und Hohn verfolgt.

Digitized by Google

Er liebt es, »wenn die Kraft an der Wehmuth schmilzt«, wie es in einem angeführten Briefe heißt — das ist seiner eigendsten Empfindung gemäß.

Das als Heiligthum aus der Vorzeit Ueberkommene erfüllt ihn mit Ehrfurcht und selbst die mißrathenen Formen einer furchtbar großen Madonna in Marienburg reizen ihn nicht zu verächtlichem Lachen. Bei der Betrachtung drückt er nicht Mißliebigkeit gegen den katholischen Heiligendienst aus, was bei ihm, der auf durchaus protestantischem Boden groß geworden, nur unter Protestanten lebte, kaum hätte Wunder nehmen können. Aber in versöhnlicher Gesinnung fühlt er sogar mit denen mit, die einst jenes Riesenbild aufrichteten als Symbol und Hort des christlichen Glaubens.

Die Feier der Jungfrau Maria vermag er nicht von der des Weltheilandes zu trennen und am Weihnachtsabend 1811 singt er:

> Maria, süße Königin!
> O Mutter laß mich bei dir sein,
> In deinen Schleier hüll' mich ein! (311.)

Wenn er sich von Ironie und Satire freihält, so liegt es ihm gleichfalls fern, sich weichen Klagen hinzugeben. Bei einem andern Romantiker hätte der Untergang des Ordens-Haupthauses leicht die Saiten schwermuthsvoller Trauer angeschlagen. Er vermag den trübsinnigen Blick nicht anders auf den Bildern der Zerstörung ruhen zu lassen, als mit dem Gedanken, daß was echt sei, sich als solches bewähren müsse.

In einem Brief — es ist von einer kränkenden Behandlung die Rede nach seiner Rückkehr aus dem Oberlande — sagt er, man brauche Zeit, um von einem so tiefen Fall, als ihn betroffen, sich zu erholen, aber zugleich erklärt er: »Glauben Sie nicht, daß ich klagen will, das halte ich ein für alle Mal für unschicklich.« Und er hielt Wort und klagte nicht, da ihn stets ein erhebender Glaube mit der Zuversicht des Besseren erfüllte. Er empfand das Wohlthätige eines alten, von ihm angeführten Liederverses:

> Halte deine Krone feste,
> Halte männlich, was du hast!

In Hermsdorf sowohl als in Schlodien erachtete man es für zeitgemäß, in dem Volke das Bedürfniß nach dem Edlen zu wecken und zu pflegen. Das mochte für des Dichters Denkweise bestimmend gewesen sein. Er hielt es für recht und ehrenwerth, an Bauer und Handwerksmann Lieder zu richten, um wohlthätig auf den gemeinen Mann einzuwirken und in Jahrmarktsbuden neben dem gewöhnlichen Liederkram sinnvolle religiöse Gedichte in Form von Gebeten feilbieten zu lassen. Drei seiner Gedichte nennt er Volkslieder, und wie an Studenten*), so erinnert er auch an Handwerkslieder.

Lebe wohl Gesellen-Lade,
Du mein werther Aeltermann,
Meistertochter, deren Gnade
Ich im treuen Dienst gewann. (120.)

Das Komische, das in seiner Poesie sonst nicht vertreten wird, finden wir im »Schustergesellenlied«, wie es die volksthümliche Haltung verlangt, mit Glück angewendet:

Schneider sind zum Spott erlesen
In dem weiten deutschen Land:
Schusterarbeit muß man loben.
Schneider will den Leib umfahen,
Schuster kniet vor seinem Kind,
Sich in Züchten ihr zu nahen,
Bleibt er immerdar gesinnt. (119. 120.)

Das poetisch Volksthümliche hatte und behielt für ihn seinen Werth, wie wir das aus seinem Wohlgefallen an Hans Sachsens Werken ersehn. Er schenkte sie in der Kemptner Ausgabe einem Freunde in Königsberg und in der Büsching'schen Bearbeitung, ein Jahr vor seinem Tode, einem Freunde in Carlsruhe und bat ihn, sein zu gedenken, wenn »die einfältige Ansicht der Welt und des Lebens, die Kindlichkeit und Fröhlichkeit und Frömmigkeit, die ewige Jugend dieses Dichters« ihn erfreue.

Die romantische Schule, wie sie sich in Berlin und Dresden gestaltete, wiederholt sich in Königsberg in verwandten Erscheinungen. Das erkennen wir aus dem Gesagten, so wie aus dem Folgenden. Es ist der Druck von außen, bei dem, je schwerer er auf dem Staate lastet, um so sehnlicher die Seele nach einer Freiwerdung des Innern verlangt, und wäre es

auch nur in traumbildlichen Vorstellungen. Da vergegenwärtigt man sich gern, wie der Stolz von Augustus' Legionen am deutschen Heldenmuthe brach. Dem Antiken gegenüber muthet das als unheimlich verschriene Mittelalter vertraulich, heimisch an und überstrahlt traurig verfallene Ueberreste mit dem freudig erweckenden Schein neu aufgehender Herrlichkeit.

Frauen nehmen an der Pflege der neuern Dichtkunst fördernden Antheil, und verbreiten romantische Stimmung. Schöngeister unter den Juden werden von ihr angezogen und der Bund der Kirche mit den Künsten, so überschrieb A. W. Schlegel eines seiner Gedichte, ist nichts anderes als eine Feier des Katholizismus. Schon um der prosaischen Langweiligkeit zu entrinnen und dem altklugen Geschwätz, das sich in Idyllen und Oden breit machte, setzt man sich über den Vorwurf der Lichtscheu hinweg und sucht die Poesie aus der Erleuchtung in den Schatten der alten Kirche zu retten.

So dachte man auch in Schenkendorf's dichterischer Umgebung.

»Das antike Leben, sagt derselbe, die unbefangene naive Poesie ist in die sentimentale aufgelöst.« *) Um so mehr treten Frauen in die Vorderreihe. Die Königin Luise glaubte man an der Spitze des Zuges zu sehen. Im Vorwort der von Schenkendorf herausgegebenen Zeitschrift lesen wir: »Der schöne Genius, welcher im weiblichen Gewande die fürstlichen Gemüther zum heiligen Kampfe belebt, die eiserne Beharrlichkeit des Königs, die Riesenkraft des Feindes geben diesem Zeitalter einen romantisch heroischen Flug.« **) Der Verfasser singt von den klaren frommen Frauen:

> Als die schlechte Zeit gekommen
> Und die wälsche Raserei,
> Blieben unsre Klaren, Frommen
> Von dem bösen Taumel frei,
> Männernacken war gebogen,
> Stolzgewappnet Frauenbrust***) — — (408. 409).

*) Studien S. 79.

**) Vesta. Bd. I. S. 7.

***) Ob bei den letzten Versen Schenkendorf im stillen Sinne nicht Friedrich Wilhelm III. einer Luise gegenüberstellte?

Wenn Frau Henriette Barkley auch nicht zu Königsbergs Dichterinnen gehörte, so trug sie sicher mit zur Belebung der romantischen Kunst im Kreise ihrer Bekanntschaft bei, schon dadurch, daß sie von Schenkendorf's Gedichten Abschriften in gefälligen Zügen fertigte, um sie Anderen mitzutheilen. Neben Henriette Gottschalk, die mit glaubensseligem Gemüth die »Sternblumen« sich zur Himmelskrone wand, dichtete Ida von Auerswald und zwei Lieder nahm Schenkendorf unter seine Gedichte auf, um mit ihnen seine Sammlung zu »schmücken«.

Die beiden Mediziner Friedländer und Assur (Assing) folgten in ihren Poesien der romantischen Richtung, ehe sie sich noch dem christlichen Glaubensbekenntniß zugewandt hatten. Sie mochten mit ihrem Gewissen sich dadurch abfinden, daß sie die kirchlichen Begriffe auf Symbole zurückführten, um die Tiefe und allgemeine Wahrheit zu veranschaulichen. So konnten sie ihrem Freunde Schenkendorf beistimmen, wenn er sagt: »Dem Griechen lebte die ganze Natur; der Christ findet auch Leben in ihr, Symbol des Lebens, Sakrament.« *)

An welchem Boden das poetische Glaubensbekenntniß haftete, geht aus dem Gebet hervor, mit dem Schenkendorf seine Gedichte 1815 eröffnete: »Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes«. Er fleht zum Heiland für die Kirche:

Thränen rufen Dich und Lieder,
König sende Hülfe nieder,
Gieb ihr ihren Hirten wieder!
Paul und Peter, Kirchensäulen,
Heil'ge Schirmer wollet eilen,
Unsres Vaters Herz zu heilen. (21. 22.)

Das klingt nicht anders, als wenn A. W. Schlegel im Namen der Kirche die Künste anredet: Ihr müsset euch

Vor allen gern der großen Stadt verpflichten,
Der weltlich einst, nun kirchlich keine gleich,
Und in der Stadt euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüssel öffnen, die im Reich
Des Himmels lösen können oder binden,
Dort sollt ihr mich, euch Beifall winkend, finden.**)

---

*) Studien S. 78.

**) Aus den Stanzen »der Bund der Kirche mit den Künsten«.

Die Feier der römischen Kirche und die des Mariendienstes gab mancherlei Vergleichen Vorschub, in denen das Heilige zum Unheiligen verzerrt wird. So wendet sich Schenkendorf »an Myrrha«, als sie Mutterfreuden entgegensieht, mit den Versen:

Wie die Seher prophezeiten
Des Messias Erdenbahn,
Die der Hochgebenedeiten
Die Empfängniß kundgethan,
Möcht' auch ich die holde Blüte grüßen,
Die des Kelches Blätter noch umschließen.
In der Nacht entsproß die Blume —
Doch wer zöge keck und frech
Von der Isis Heiligthume
Den geweihten Vorhang weg?
Mag im Dunkel dann das Heil'ge walten,
Herrlich wird das Leben sich gestalten.
Trage muthig denn die Bürde,
Träume von der Jungfrau Sohn.*)

Seitenstücke dazu bei den romantischen Dichtern Deutschlands sind nicht schwer aufzufinden. Ohne Uebertragenes zu beargwöhnen, wird man oft durch eine wunderbare Uebereinstimmung überrascht.

Es ist nicht Uebertragung, sondern nur dankbare Beziehung auf bekannte Gedichte, wenn wir bei Schenkendorf lesen:

Uns klingt aus alten Mähren
Viel Wunders alter Zeit (412.)

Für die Freiheit eine Gasse! (29.)

Den Feldherrn sing' ich und die Waffen. (397.)

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich euch doch treu. (295.)

Dazu gab Gott das Eisen,
Den Armen gab er Kraft,
Das männlich zu beweisen,
Wuchs mancher Lanzenschaft. (156.)

Es ist nur Scherz, wenn er jenes Gebet von 1810 für Uebersetzung aus dem Lateinischen ausgiebt.

---

*) Studien S. 43.

Bei seinem ersten Auftreten scheint es allerdings, als wenn bisweilen der Rythmus eines Lieblingsliedes ihn zu einer neuen, aber ähnlichen Erfindung leitet. Das Goethe'sche: »Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz« mag den Grundton zu seinem Liede: »An den Mond« (7) gegeben haben. Noch mehr mahnt ein anderes: »Freiheit« (58) an Friedrich Schlegel's gleichnamiges Lied vom Jahre 1807:

Doch die höchste Liebe
Nimmt nicht andern Lauf,

so heißt es bei diesem und bei Schenkendorf:

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf. (59.)

Das Entlehnen ist sonst mehr ein Anlehnen, wie wir das bei dem Festspiel: »die Bernsteinküste« erkennen, zu dem Zacharias Werner das Muster lieh. Derselbe galt bei ihm und seinen Freunden viel, so daß die Bewunderung an Abgötterei streifte. Von der »Weihe der Kraft« sagte einer der Verehrer, es habe in der Tragödie »ein deutscher Mann, fähig selbst ein Luther zu sein, den Ursinn seines Lebenszwecks in der herrlichsten Form dargestellt.« *) Ein anderer ahmte die »Söhne des Thals« nach und zwar auch in einem zweitheiligen Trauerspiel so glücklich, daß es dem Verfasser derselben zugeschrieben wurde. **) Schenkendorf führte gern Sinnsprüche von Werner an:

Das Bißchen Menschensinn, es wächst fürwahr
In Wäldern mit den Zedern um die Wette,
Wie es in engen Zellen dumpfig wird.

Das Leben wird im Tode nur geboren.

In dem hier mitzutheilenden Festspiel nehmen wir das Wiegen der harmonischen Klänge, das geisterhafte Weben und Verschweben, das Wehn der großen Natur in ähnlicher Weise wie in musikalisch gedachten Stellen der Werner'schen Tragödien wahr. Hier ist zunächst »das Kreuz an der Ostsee« zu nennen, in dem auch Bernsteinfischer auftreten.

---

*) »Vesta« Bd. II., S. 15.

**) »Die Kreuzfahrer.« Anonym von Carnier. Königsberg 1806.

Die Bernsteinküste.

Chor.

Die finstre Macht zerbricht,
Wenn Mitternacht entrinnt.
Der Tag beginnt.
Lob sey dem Licht!

Strophe.

Jungfraun in den Wasserfluten,
Die ihr im krystall'nen Schlosse
Nähret heil'ge Sonnenrosse,
Salamander in den Gluten,
Sylphen, die in blauen Lüften
Ewig schon das All umschifften,
Geister, Geister ehrt den Meister!
Uns grüßt das Licht!
Eingehüllt in Dämmerungen,
Sich genügend in der Leere,
Selig in sich selbst verschlungen
Schwebte Gottes Geist
Waltend über'm ew'gen Meere.
Plötzlich fuhr er auf und nieder
Winkend, webend, allbelebend,
Da ward es Licht und Funken sprangen,
Da ward es Licht und Sonnen klangen,
Es regte Tellus nun die Glieder —
Lob sei dem Licht!

Antistrophe.

Aus den Wassern stieg das Leben,
Auf den Wassern sahn wir schweben
Einst den Geist.
Ach, den Wassern gleicht noch heute,
So in Schmerzen, so in Freude,
Jedes Herz und jeder Geist:
Himmel stürmend, Wogen thürmend,
Dann sich senkend und zur Tiefe lenkend
Seinen Lauf, nimmt es Wolken auf.
Frühlingsbächlein, die sich küssen,
Inniglich umfließen
Bräutigam und Braut.
Bilder eines Götterkrieges,
Eines blutig schönen Sieges
Stürzen zwei gewalt'ge Heere
In einander dort die Meere,

Wo sich Nord- und Ostsee traut.
Lob sei der Flut!

Chor.

Glut ist in die Flut geronnen,
Hat das alte Meer entbrannt
Und die Wellen spülen Sonnen,
Goldne Tropfen nun ans Land.

Strophe.

Schon kräuseln dort sich goldne Flocken,
Dem heil'gen Meer
Entsteigt mit Flammenlocken
Jetzt Lucifer.
Preis Dir, dem Fackel Schwingenden,
Licht uns und Leben Bringenden,
Phosphorus Deinen Gruß
Fühlen wir Geister,
Kündest den Meister.
Führ' uns in eiligem strahlendem Lauf,
Führ' uns die goldene Sonne herauf!

Antistrophe.

Es lieben die Wogen
Und küssen den Strand,
Sie sind ihm gewogen,
Sie schirmen das Land.
Die Schemen zerstäuben,
Die Nebel vergeh'n —
Das Rechte muß bleiben!
Was neu hier begonnen
Im Einfluß der Sonnen,
Wird ewig bestehn.

Chor.

Lichtgeist will sein Werk vollbringen,
Will die Finsterniß bezwingen,
Sieg soll nur dem Licht gelingen!

Nach einer Pause künden Töne, ähnlich denen der Harmonika, das Erwachen des h. Adalberts*) an und begleiten ganz aus der Ferne dessen Rede. Dann landen Bernsteinfischer.

---

*) Des Apostels der Preußen, der an dem Ort, wo sich sonst das frische Haff ins Meer ergoß, den Märtyrertod fand. Bei Werner tritt sein Geist in Gestalt eines Zitherspielmanns auf.

Zum Festspiel gehören die Lieder:
»Das Bernsteinfischerlied« (47)
»Der versunkene Ring« (45).

Dem Titel des letzten ist beigefügt: »Nach dem Littauischen.« Man möge nicht daraus folgern, daß Schenkendorf es übersetzt, daß er das Littauische verstanden habe. Er dichtete das Lied frei nach der Uebersetzung der bekannten Daina: »Der versunkene Brautring.«

Von dem Festspiel ist leider! in der Handschrift nur soviel erhalten, als (wahrscheinlich noch vor Ausarbeitung des Ganzen) dem Tonsetzer übergeben wurde. Jedenfalls war das Stück mehr lyrisch als dramatisch.

Mehrere der deutschen Romantiker sahen ihren eigensten Beruf darin, Fremdes und Fremdgewordenes und zugleich den Geschmack der früheren Jahrhunderte in die Poesie der Neuzeit einzuführen. A. W. Schlegel entlehnte, wo nicht Stoff und Gedanken, so den Ton von fremdländischen Dichtern. Auch wenn er nicht übersetzte, so bot er den Lesern »Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie« (unter diesem Namen gab er ein Büchlein heraus) in mancherlei Dichtungen dar. Wenn wir auch bei Schenkendorf, vornämlich in der ersten Zeit, Anklänge an Bekanntes entdecken,*) so hören wir doch nie, daß er seine Stimme verändert. Er verleugnet sich nicht, nicht zur Miethe, er wohnt für gewöhnlich im eigenen Hause, wenn er auch mit vielen dasselbe zu theilen scheint.

Eichendorff**) will den Sänger, der den Namen eines Freiheitssängers verdient, einen passiven genannt wissen, der weniger erfinde als nachempfinde. Man mag ihn so heißen, in sofern, wie bei keinem anderen Dichter, das feierliche Rauschen seiner Saiten von den Strömungen der Zeitumstände abhängig ist, in sofern er bei der Schmach des Vaterlandes von der Vergangenheit ehrenhafter Größe den Trost für die Zukunft borgt,

---

*) Ohne Grund hat man zwischen Hölty und Hölderlin und zwischen ihm Verwandtes finden wollen.

**) Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Bd. II. S. 125.

in sofern er, als nach den Freiheitskriegen sich nicht alle Wünsche erfüllen, sich duldsam fügt.

Alles widerspricht sonst dem Begriff des Passiven.

Seine Begeisterung, eine ureigene, nicht eine anempfindelte, läßt ihn mit Feuer ergreifen, was sein Lied gestaltet. Und dieses ist Schöpfung des bestimmenden Augenblicks. Er liebt es nicht, seine Stimmung auf Fremdes, Fernliegendes zu übertragen, sondern am Gegenstande festzuhalten, in dessen Betrachtung er sich versenkt. Bei festlich scenischen Anordnungen im Auerswald'schen Hause finden wir Belege dafür, daß der poetische Gedanke und die Ausführung kein mühsames Suchen und kein langes Nachsinnen erforderte. Er will »den Text morgen Nachmittags liefern«, er gesteht, »seine Rolle erst am Hochzeitsmorgen geschrieben« zu haben.

Daher das Unmittelbare und das Gegenständliche, das seinen Gedichten den eigenthümlichen Stempel aufdrückt.

Wenn auf die Unmittelbarkeit und Gegenständlichkeit seiner poetischen Anschauungen keine Rücksicht genommen und ihm durch den Ausspruch, daß er nichts fördert, sondern »alle romantischen Elemente in reiner Seele noch einmal wiederspiegelt«,*) Originalität streitig gemacht wird, so hat dies Urtheil keinen Halt und ist eben so ungerecht als die Bemerkung, es wirkten seine Lieder, »wie der Nachsommer der scheidenden Romantik, schon etwas herbstlich verblaßt, mehr wehmüthig als verheißend.« Neu belebend weht es uns aus seinen Gesängen an. Wir vermissen nicht die Kraft der frischen Morgenluft, wohl aber die Schärfe. Der Geist der Versöhnung überwacht selbst seine Verstimmung und alles Schneidende bleibt fern. Kein Schrei der Verzweiflung betäubt den gläubigen Ton.

In der höheren Bedeutung des Wortes ist jedes seiner Gedichte als ein Gelegenheitsgedicht anzusehen, als ein Denkmal einer erhöhten Stimmung, die bei bestimmten Anlässen ihn, weniger im Geheimen als offen, mit Vielen zusammen wohlthätig erfüllt. Das lyrisch Verflossene zieht sich dadurch zu festerer

---

*) Eichendorff a. a. O. S. 124.

Digitized by Google

Gestalt zusammen, die individuelle Empfindung verbirgt sich und es ist mehr die Volksstimme, die sich als Gottesstimme offenbart.

Das Romantische, das wir noch in dem Aufsatz über Marienburg vermissen, bricht bald darauf im Frühlingswehn der Poesie aus vollen Knospen hervor. Das Antike, das von der Schule her an seinem Vorstellungskreise haftete, stirbt ab. Es will nicht mehr passen, wenn er 1805 in einem Hochzeitsliede die Braut bei der schmerzlichen Trennung damit tröstet:

Hat Dich Trennung gleich entrückt;
Hat von Tauris' fernem Strande
Nicht die Priesterin zum Lande
Der Hellenen hingeblickt?

Wenn er in einem Volksliede 1806 den Vergleich macht:

Wie Sparter gegen Xerxes' Heer. (27.)

»Warum, so fragt er, uns ewig sehnen nach Griechenland, wenn wir mehr haben als Griechenland, das doch in keiner Hinsicht Ideal sein kann.« Nach ihm ist das Antike etwas Abgeschlossenes, Beendigtes und bietet daher nicht der Seele, was sie verlangt. »In gläubigen, schaffenden Gemüthern ruht als ein heiliges Depositiorium, als Pfand gegen den moralischen Tod der Menschheit, die Kraft zu erschaffen, ewige Jugend. Eine ewige Jugend verschwistert uns mit den Erfahrungen der Ewigkeit.« *) Er hielt es für Pflicht, einfache Formen zu wählen und sich »alle ausländischen, griechischen, wie italienischen fremd sein zu lassen«. Es kam ihm nicht darauf an, was man poetisch-ideal rc. nennt. Im Gegensatz zu der boden- und heimatlosen idealen Unzucht **) (wie er sich im Unwillen nur zu derb ausdrückt) wollte er, daß seine Gedichte sich auf eignem Grund und Boden in deutscher Eigenthümlichkeit bewegen sollten.

Grund und Boden ist bei ihm Reflexion, die ihn selbst in lyrischen Ergüssen hält und ein Hingerissensein verbietet. Dich-

---

*) »Studien« S. 77.

**) Das Wort erfuhr eine Milderung in Schenkendorf's Gedichten 1862 S. 548.

terische Empfindung und Auffassung überwiegt bei ihm das eigentliche Dichten.

Wenn der Mensch mit seinen großen Zwecken wächst, so kann man auch sagen, das Gedicht mit seinen großen Aufgaben. Der heilige Krieg facht erst die rechte Flamme an. Der Hauch der Lyrik rauscht nun wie »Sturm von Gott gesandt«.

Digitized by Google

VIII. Schmerzvolle Ereignisse.

Die englischen Familien, die sich in Königsberg niedergelassen und durch den Namen, den sie auf der Börse behaupteten, Achtung und Ansehn in der Gesellschaft erwarben, hatten häufig bedauerliche Vorfälle im Kreise der Ihrigen zu beklagen. Aeußerer Wohlstand und häuslich glückliche Verhältnisse konnten es nicht verhüten, daß mehrere in Schwermuth verfielen und durch Tiefsinn und Verzweiflung zum Selbstmorde geführt wurden. Durch eine Zahl von Beispielen kann dies belegt werden, namentlich in der Barckley'schen Familie.

David Barckley, den man in auffallender Tracht geschäfts- und zwecklos hin und her durch die Straßen eilen sah, fand seit längerer Zeit in einer durch Kunst und Poesie belebten Geselligkeit keine Zerstreuung mehr. Er zog sich ganz davon zurück, ohne sich dagegen auszusprechen. Den Nächsten war es höchst unerwartet, als er seinen Entschluß erklärte, eine andere Wohnung beziehen zu wollen, aber er allein für sich. Als Theilnehmer an der Mühlen-Societät, war er Mitbesitzer von Windmühlen, die neben einem Stadtthor in langer Reihe aufgebaut waren. Der sogenannte Mühlenhof war vom Vater der Madame Barckley, dem Ober-Bau-Inspektor Dittrich angelegt, der die Mühlen für eigne Rechnung erbaut und dann an mehrere Kaufleute käuflich abgetreten hatte. Das Geschäft warf einen sicheren Gewinn ab und sowohl er als sein Schwiegersohn David Barckley ließen ihr ganzes Vermögen darauf eintragen. Dieser richtete sich hier eine Wohnung ein und

Bayerische Staatsbibliothek München

verließ seine Frau und seine zwölfjährige Tochter, die beide wetteifernd beflissen waren, ihm in angenehmer Häuslichkeit die Tage zu versüßen. Es wäre nöthig, äußerte er sich gegen sie, um seinen Vortheil besser wahrnehmen zu können, gegen andere soll er sich dahin ausgesprochen haben, er verließe sie aus Liebe, um sie nicht durch seine überhand nehmende Melancholie zu Grunde zu richten.

Im Juni 1807 gingen die Windmühlen in Flammen auf, die in die Liste der städtischen Feuerversicherung mit einer hohen Summe eingetragen waren.

Nur um den im unglücklichen Kriege anrückenden Franzosen, unmittelbar vor ihrem Eintritt in die Stadt, ein glänzendes Feuerwerk zu geben, ließ sie das Militair-Gouvernement in Brand stecken. Der Verlust der Betheiligten bekundete sich in einer Masse von Entschädigungsklagen, ohne daß je eine auch nur annäherungsweise befriedigende Ausgleichung der verwirrten Vermögensverhältnisse zu erwarten stand.

Die Einäscherung des neuen Wohnsitzes war für Barckley nicht ein Ruf, zu den Seinigen zurückzukehren. Er zog es vor, die Tage auf einem Landgut bei Königsberg*) zuzubringen. Einsiedlerisch lebte er hier noch zwei Jahre, seine Verstimmung erreichte eine immer bedenklichere Höhe und endlich, wie es sein Bruder kurz vorher gethan, nahm er sich das Leben. Jener hatte in seinen kaufmännischen Unternehmungen Unglück gehabt, David Barckley sah sein nach damaligem Zuschnitt ansehnliches Vermögen, oder glaubte es wenigstens gesichert zu sehn, da er vom Ausgange des Prozesses mit der Stadtbehörde sich nur Gutes versprach. Der Tod der Brüder, die sich beide ertränkt hatten, besonders der des letzteren, konnte dem Gerücht Stoff zu allerlei üblen Deutungen geben. Aber wie auch die Sache besprochen wurde, so wälzte die Welt keinen Tadel auf die Hinterbliebenen. Nahe Verwandte des Mannes boten Alles auf, um der Wittwe und ihrer Tochter Trost zu gewähren, sie nahmen sie zu sich aufs Land, damit sie in anderer Umgebung und friedlicher Abgeschiedenheit die

*) Spittelhof.

erste Trauerzeit abwarteten. Barckley war ohne Groll gegen die Gattin gestorben, die er in den unbeschränkten Besitz des Erblasses *) eingesetzt hatte.

Mit unglücklichem Erfolg bestand ungefähr um die nämliche Zeit Schenkendorf ein Examen und ein Duell.

Die Bestimmung, die Forderungen bei dem großen Examen zu schärfen, führte darauf, Fragen zu erdenken, die das Erdenken einer genügenden Antwort kaum zulässig machten. So erzählte man, ein Kandidat habe seine Meinung abgeben sollen über die Krystallisation des Sonnenäthers. Schenkendorf zählte mit vieler Laune die Dinge auf, auf die er den Bescheid schuldig geblieben wäre. Wenn auch Alle, die ihn kannten, der Ueberzeugung waren, es sei ihm Unrecht geschehn, wenn er auch Aerger und Kränkung sich hinwegzuscherzen suchte, so konnte er doch den Stachel der Demüthigung nicht ausstoßen, der bei einem Mißlingen der Art zurückbleibt. Es gab Schadenfrohe, denen der Vorfall als erwünscht erschien. Ein Student S. von sehr gewöhnlichen Anlagen, Herausgeber eines sehr gewöhnlichen Unterhaltungsblattes, war von Schenkendorf wegen Sprachfehler aufgezogen und meinte jetzt, der Tadler habe seinen Examinatoren gegenüber größere Fehler sich zu Schulden kommen lassen.

Ein außerordentliches Aufsehn erregte ein Pistolen-Duell. Jeder Königsberger, der von Schenkendorf gehört hat, weiß davon zu erzählen mit Einzelheiten, die sehr von einander abweichen. Der Gegner war der General von R., ein alter pedantischer Herr, der auf seinen Spaziergängen, die er um der Gesundheit willen machte, die Schritte zu zählen pflegte. Einem Schlitten, der in stürmischer Eile daher kam, wich er nicht frühe genug aus. Er behauptete, von dem Pferde berührt, ja beinahe umgestoßen zu sein. Er zog nicht nur den Degen und focht wie wild umher, sondern begleitete auch die Abwehr mit den allergemeinsten Fluchwörtern. Schenkendorf saß neben einer

*) Man schätzte das Vermögen auf 40,000 Thlr.

Dame in dem Schlitten und hielt, wenn er sich auch mäßigte, seinerseits nicht mit der Sprache zurück. Er wurde vom General gerichtlich verklagt, noch ehe dieser einen Brief des Inhaltes empfangen, daß er, der Regimentern aus dem Wege gegangen, ebenso einem Schlitten mit vollem Schellengeläute hätte Platz machen sollen. Da Schenkendorf von Adel war, so konnte der General nichts gegen ein Duell einwenden, doch gab er vorläufig nicht die Zeit an, wann es vor sich gehen solle. Unterhandlungen, mittelbar oder geradezu, wurden darüber fruchtlos gepflogen. Mehrere Briefe blieben unbeantwortet. Der General schützte wichtige Geschäfte vor, und die Sache zog sich ins Unbestimmte hin. Die Stadt, vom Vorgefallenen unterrichtet, sah dem Ausgang des Duells in höchster Spannung entgegen. Auch der Hof wußte darum und theilte im Stillen die Besorgniß Aller. Der General hatte den ersten Schuß, der als ein vorzüglicher Schütze bekannt war, wogegen der Andere kaum eine Pistole abgedrückt hatte. Durch das Hinhalten übte der General nicht weniger an ihm als an seinen Freunden eine grausame Tortur aus; vielleicht wollte er dadurch eine demüthige Abbitte erzwingen. Schenkendorf brachte endlich den Vorgang und, was sich sich daran knüpfte, dem Offizierkorps zur offenen Kenntnißnahme und bewirkte, daß endlich die Zeit des Zweikampfs und als Ort Elbing festgesetzt wurde. Der General war willens den Gegner zu erschießen und hegte den Vorsatz noch den Tag vorher. Da las er am Abend in Sturm's Betrachtungen und ward in so weit milder gestimmt, als er auf dem Kampfplatz dem Sekundanten erklärte, er wolle dem jungen Manne nicht ans Leben gehn, sondern ihm nur ein Wenig das Schreiben verderben. Die Kugel drang in Schenkendorf's rechte Hand, der sogleich mit der linken die Pistole ergriff, aber noch vor dem Schuß zusammensank. Als er sich erholte, äußerte er, es sei die vorauszusehende Lähmung der Rechten kein so gar großes Unglück, und sich beherrschend überwand er mit Gleichmuth den augenblicklichen Schmerz und die drohende Aussicht einer schmerzhaften Operation.

Das Uebel war schlimmer, als er es sich gedacht hatte, und stimmte ihn mehr als ernst, so wohl ihm auch die all-

Digitized by Google

gemeine Theilnahme that. Die Verwundung verlangte eine ärztliche entschiedene Behandlung, so daß er einem neuen Kampf mit dem Tode sich preisgegeben sah. Er zeigte sich standhaft und folgte, sobald es ohne Gefahr geschehn konnte, einer Einladung nach Schlodien, wo ihm im Dohna'schen Schlosse sich eine Samariter-Herberge öffnete. Hier übernahmen die Krankenpflege seine Freunde, die Grafen Karl von der Gröben und Karl zu Dohna, die bisweilen ernstlich für sein Leben zu fürchten hatten. In Erinnerung daran stiftete er dem Gedächtniß Dohna's ein Denkmal in den Versen:

Mein Dohna, keusch und fromm und gut,
In Schlachten so verwegen,
So treu im Krankenpflegen
Ein Ritter vom Spital. (147.)

Die Braut desselben, eine schöne junge Dame, die sich gerade in Schlodien aufhielt, übernahm zu des Kranken noch größerer Befriedigung den Diakonissendienst. Zarter Frauenhand wollte er die Genesung danken, da er für Ehre und Ritterthum die Wunde erhalten. Er sah es gern, wenn sie bei Tisch ihm die Speisen zerlegte. Aeußerst langsam schritt die Heilung vor, die sich weit über ein Jahr hinauszog und eine zeitlebens unbrauchbare Hand zurückließ. In schlaflosen Nächten schöpfte er Ruhe, Geduld und Trost aus dem Evangelium und dem Gesangbuch, aus dem ihm nach seiner Angabe vorgelesen werden mußte.

Noch sehr leidend wurde er auf seinen Wunsch nach Königsberg zurückgebracht, wo die mütterlich besorgte Frau von Auerswald und seine treuen Genossen wetteiferten, ihm zu Willen zu leben. Noch im April und Mai 1810 vermochte er nicht die Stube zu verlassen und mußte einzelne Tage sogar noch im Bette zubringen. Dies ersehn wir aus Briefen an seine Wohlthäterin, die er, wie man schon aus den Zügen erkennt, mit der linken Hand schrieb; später lernte er mit ihr eben so deutlich als vordem mit der rechten schreiben.

In einigen Zeilen wünscht er ihr Glück zu ihrem Geburtstage am 5. Ostermond 1810, nicht ohne Beifügung einer Gabe.

Es ist das erste Mal, seit mir der Zutritt zu Ihnen verstattet ist, daß ich fehle an dem höchsten Festtage Ihres Hauses; seit einigen Tagen bin ich an mein Bette gefesselt.

Am 11. Mai sendet er derselben das Schriftchen über die heimgegangene Verfasserin der »Sternblumen« und meldet sich als einen, der wieder »für immer brauchbar in Freude und Schmerz« sei, wenn es auch im Anfange des Briefes heißt: »Dürfte ich um die mir gnädigst versprochene Wanne für meinen armen Arm bitten?«

Aber auch, als er sich ganz gesund fühlte, waren die Nachwehen des Uebels noch nicht überwunden, denn auf die lange Haft, zu der ihn der Arzt verurtheilt hatte, sollte nun die ihm vom Tribunal zuerkannte folgen. Schon im Jahr 1809 hatte er vom Könige Begnadigung erbeten.

Mir hat der König mein Gesuch abgeschlagen und zu appelliren befohlen. Jetzt kömmt es also auf das Urtheil des hiesigen Tribunals an, aber den König werde ich fortan gewiß in Ruhe lassen.

In einem Brief vom Juli steht: »Ueber meinen Festungsarrest weiß ich noch nichts Näheres.«

Da dem General wegen Annahme des Duells kein Vorwurf gemacht wurde, so wurde auch die Untersuchung gegen den andern Theil niedergeschlagen. Eine harte Strafe dagegen ward Anfangs wegen der Beleidigung, die das Duell herbeigeführt, festgesetzt, das Urtheil darauf gemildert und endlich durch königliche Begnadigung ganz aufgehoben.

Kaum war die Wunde geheilt, so wurde dem Dichter eine tiefere geschlagen und mit ihm allen Preußen und Allen überhaupt, zu denen je der Ruf von der königlichen Dulderin gedrungen war. Da, wo sie geboren war, beschloß die Königin Luise am 19. Juli 1810 ihr reich gesegnetes und darum beneidenswerthes Leben. Ein unerwarteter Schicksalschlag, so erschien es Vielen, sollte dem Lande den letzten Trost nehmen, Luisens Thränen getrocknet zu sehn.

Eine Verzagtheit, wie kaum unter den unseligen Kriegsereignissen, bemächtigte sich in Königsberg der Gemüther bei der

plötzlichen Trauerbotschaft. Sie hatten Luisens Schmerz mitempfunden und Glück und Freude für ihre fromme Landesmutter herabgefleht. Für die Treue ward den Königsbergern die rührendste Huld beim Abschiede bewiesen. Die sichere Aussicht, des ihnen verheißenen beglückenden Besuchs in einer nicht allzufernen Zeit froh werden zu können, gewährte im Gnadenschein versöhnenden Trost. Als die Königin von Memel zurückkam, wurden ihr beim Empfang Rosenknospen mit den Schenkendorf'schen Versen überreicht:

Ob wir auch vergehen
So schnell wie der Mai,
Wir duften, wir weben
Von Lieb' und von Treu. (42.)

Jetzt redete der Dichter sie selbst als die Rose an, die schnell wie der Mai vergangen sei:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose? (43.)

Dem Zeitungsblatt, das in Königsberg die Kunde verbreitete, folgte unmittelbar das mit dem Gedicht. Dieses war »Dem 19. Julius 1810« überschrieben. Das Motto dazu war aus einer Klopstock'schen Ode gewählt, die auch dem Andenken einer Königin Luise galt. Sechs Jahre später singt Schenkendorf von ihr, der es nicht beschieden war, an dem durch Sehermund ihr verkündigten Glanz des Vaterlandes sich zu erwärmen:

Eine hat im Sturmestoben
Längst ihr schönes Haupt gesenkt. (409.)

Fortan ist sie ihm eine Heilige. Jenes Gedicht schließt er mit den Versen:

Du zum Martyrthum Erkohrner
Herr und König schau' nach oben,
Wo Sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heiligen Sie loben. (44.)

Er hielt es für angemessen, der Verklärten am 1. September in Gemeinschaft mit dem bekannten Wilhelm Dorow eine

Trauerfeier nicht in der Hof- und Schloßkirche, sondern in der katholischen Kirche zu veranstalten und zwar im Namen der Königsberger, denn am Katafalk, auf dem oben auf blauem Sternenmantel die Krone prangte, auf dessen Stufen vier Kinder saßen mit einer Sonnenblume, einem silbernen Kreuz und Lilien, mit Mohn und Palmen und mit weißen Rosen, stand die Inschrift: Ludovicae Reginae cives Regiomontani. Die Fenster der Kirche, die zur Morgenandacht um 10 Uhr geöffnet wurde, waren verhängt und Kerzenbeleuchtung verbreitete eine dämmrige Helle. Dorow, der Neffe Reichardt's, hatte von diesem eigends dazu gesetzte Musikstücke empfangen. Auf einen Trauermarsch folgte Klopstock's »todte Clarissa«, als Kantate bearbeitet, und darauf Mozart's Requiem. Katholischer Gottesdienst eröffnete die Feier, die mit einem Altargebet beendigt wurde.

Wenn dieselbe auch in überaus zahlreicher Versammlung ohne Störung vor sich ging, so daß die Marschälle ein leichtes Amt hatten, so mußte doch das Kirchliche bei Vielen gerechten Anstoß geben, denen es vielleicht schon mißfiel, daß das Theater-Personal die Musik aufführte und der Theatermaler die Dekoration angeordnet hatte. In der Zeitungsanzeige, in der den Unternehmern Dank ausgesprochen wird, heißt es am Schluß, daß sie für ihre Mühe durch keinen Tadel gekränkt, durch kein Lob entschädigt werden könnten.

Eine von der Stadt in der Schloßkirche angeordnete Todtenfeier fiel nüchtern und prosaisch aus. Sie machte die erstere um so weniger vergessen, als Schenkendorf und Dorow durch eine Cabinets-Ordre die allerhöchste Anerkennung empfingen. *)

*) Dorow »Erlebtes« Bd. III. S. 42.

IX. Veränderte Verhältnisse.

In dem Stammbuch Friedländer's liest man von der Hand einer Dame, die mit ihm im Belriguardo glückliche Tage verlebt hatte: »Es ist ein herrlich Ding, außer der Regel zu sein!« Unter den heiligen Sinnsprüchen, unter den vielen Bibelstellen, die Andere eingezeichnet, nehmen sich die Worte befremdlich aus. Um sie recht zu verstehn, ist es nöthig, sie zu ergänzen, wie sie Hippel niedergeschrieben hat.*) »Es ist eine herrliche Sache, außer der Regel zu sein! Gott ist außer der Regel und es giebt Ausnahmen, die göttlich sind.« So ist der Ausspruch keiner Mißdeutung unterworfen und vermag kein falsches Licht auf den geistigen Freundschafts-Verkehr im Barckley'schen Hause zu werfen. Die Frau von Krüdener wurde von ihren Anhängern in Königsberg um so mehr geehrt und gerühmt, weil ihr Leben außer der Regel war. Sie, die nach Borowski's Ausdruck**): »durch böse und gute Gerüchte gegangen« war, die, wie man wissen wollte, die Weisung erhalten hatte, dem Hofe nicht nach Berlin zu folgen, stand ihnen als rein und fleckenlos da, als die Fromme, die kein Stolz verblende, keine Herabwürdigung beuge.

Frau von Krüdener schloß sich nun innigst an die Wittwe Barckley und ihre Tochter an — waren auch die Trauerkleider

*) Handzeichnungen nach der Natur. 1790. S. 18.

**) In einem Brief an Elisabeth. »Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth Stägemann.« Von Dorow. Bd. II. S. 278.

verschwunden, so nicht das Gefühl, mit dem sie angelegt waren — und zeigte ihre ganze Beredtsamkeit, um durch geistlichen Trost die verzagten Gemüther aufzurichten. Mit ihnen betend und singend überwachte sie ihre Gedanken und wies sie auf eine glückliche Zukunft hin, die sich jedem Christen erschließe, wenn auch oft jenseits des Grabes.

Das Leben im Belriguardo war ernster und stiller, der Haushalt, stets einfach, noch einfacher geworden. Befreundete, die sonst regelmäßig kamen, vermieden jetzt, da die wirthschaftliche Einschränkung sich ihnen bemerkbar machte, sich zum Abend einzustellen. Andere hatten ihren Wohnsitz verändert. Die Zahl der ausgeschiedenen Mitglieder ergänzte sich nicht durch neue.

Das stimmte niemand so trüb als Schenkendorf, trüber, als wenn er auf seinen Arm blickte, den er in einer schwarzseidenen Binde trug. Daß zu den Abtrünnigen auch die Hendel-Schütz gehörte, hätte er leichter verwunden, wenn nicht eine ärgerliche Szene vorangegangen wäre, eine eigentliche Szene, da sie sich im Theater im Oktober 1811 begab. Ihr Gatte, der Professor Schütz, war ein trauriger Schauspiel-Direktor und noch traurigerer Schauspieler, der in der letzten Rolle, die er unter Bezeigungen des Mißfallens gab, sich durch sein Benehmen gröblich gegen das Publikum verging. Schenkendorf war unglücklicher Weise zugegen, als Sturm und Aufruhr gegen den Unbesonnenen losbrach. Aus Rücksicht für seine Gattin, die er als Künstlerin schätzte, nahm er Partei und wollte der zornigen Menge Ruhe gebieten. Das gelang ihm nicht, und dadurch, daß er eine schlimme Sache verfocht, verdarb er es mit Mehreren, die in näherem oder entfernterem Umgang mit ihm standen und ihm bis dahin geneigt gewesen waren. Die Hendel-Schütz und das durch ihren Einfluß inniger gewordene Verhältniß mit J. M. gab Grund zu einer Entfremdung, die Schenkendorf schmerzlich empfinden mußte. Von der Familie Wedeke, deren liebreiche Begegnung ihn zu unvergeßlichem Dank verpflichtete, ward er nun kühler aufgenommen. Man legte es ihm übel aus, daß er nach Barckley's

Tode die Hinterbliebenen wie vordem besuchte. Man erging sich in Vermuthungen, ob es der Mutter oder der Tochter gelte. Jene war zehn Jahre älter als er und diese zehn Jahre jünger; wenn bei der einen die Schönheit keine Kränkung durch Alter und Trauer erfahren hatte, so war die andere eben zu einer blühenden Jungfrau herangereift.

Die verschwiegene Neigung, die, seitdem er Frau Henriette Elisabeth Barckley das erste Mal vor fünf Jahren gesehn, aus inniger Verehrung hervorgegangen war, erwuchs zur Liebe, die er bei aller Beherrschung nicht mehr länger zu bekämpfen, zu verbergen vermochte. Wohl konnte er von sich sagen:

Der schon früh entbehren lernte,
Der im Herzen für Entfernte
Einen stillen Altar trägt.

Er sah sie 1806 in Waldau, als er sich daselbst ein Jahrlang aufhielt. Wie eine himmlische Erscheinung trat sie ihm entgegen und verschwand so plötzlich.

Fleuchst du schon in deinen Himmel
Schöner Engel wieder auf? (62.)

Sie mußte ihren Besuch verkürzen, da ein Kranker die Rückkehr erforderte. Wahrscheinlich war es der Gatte, den sie pflegen sollte; und der Jüngling mit dem Schmerz der Entsagung nannte sie

Meines Geistes holde Braut (62.)

Zwei Monate später in dem Gedichte: »Todessehnen« ruft er:

Ach wer nimmt von meiner Seele
Die geheime schwere Last,
Die, je mehr ich sie verhehle,
Immer mächtiger mich faßt. (64.)

Das brechende Herz kann dort nur genesen,

Wo die Geistersprache Leben
Mit der Liebe Namen nennt. (65.)

Es wird ihm wohl im Vorgefühl des erlösenden Todes:

Ach nicht Erdennoth und Schmerzen
Wecken so allmächt'gen Drang,
Stärker zehrt am stillen Herzen
Stiller Freuden Ueberschwang.

In heitern Augenblicken winkt ihm aber auch schon diesseits eine selige Zukunft.

Schon hier soll mich die Geisterliebe krönen?
Ich glaub' es nicht, daß mir der Sieg gelungen;
Noch immer ist der Friede nicht errungen,
Und unaufhaltsam fließen meine Thränen.*)

Er weiß, daß sie ihn schätzt, die er als Eleonore feiert, weil er in ihr Tasso's Eleonore d'Este erblickt, als die heilige Elisabeth, da sie Henriette Elisabeth heißt. Am Elisabeths-Tage, dem 19. November, erzählt er ein Wunder der Heiligen, deren Werth vom eigenen Gemahl verkannt wurde. Zu oft nur wird die Myrtenkrone zur Marterkrone,

Lächelnd in der Marterkrone
Stilles duldendes Geschlecht,
Wird für deine Treu zum Lohne
Deinem Herzen je sein süßes Recht? (78.)

Um so mehr verehrt er sie als eine Heilige

Patrona mit Gebeten
Wollst uns im Licht vertreten. (67.)

Der Tod hat die Bande gelöst. Sie kann nun frei handeln und eine neue Wahl treffen, um einen Flehenden und Leidenden zu beglücken. Sie weilt auf dem Lande, seine Gedanken weilen bei ihr:

Es spricht zu mir die Frühlingsluft:
Geliebter,
Dein harrt ein blütenreicher Kranz,
Betrübter!
Nur mußt du kämpfen drum und thun
Und länger nicht in Träumen ruhn. (75.)

Die Düfte und Lüfte wollen seine Boten sein:

Zur Liebsten tragen wir Dein Ach,
Und kränzen ihr das Schlafgemach
Mit Blüten.
Wir wollen, wenn Du einsam gehst
Und einsam dann und traurig stehst,
Sie hüten.
Der Frühling kündet gute Mähr
Und nun kein Ach, kein Weinen mehr,
Betrübter! (76.)

*) Studien S. 53.

Als Schenkendorf die Studien herausgab, lebte nicht mehr ihr Gatte, und er wagte es, in Gedichten als deutungsvollen Räthseln sich ihr zu erklären. Nach ihrer Heimkunft vom Lande wurde der Himmelfahrtstag für ihn das Fest der Sehnsucht, denn an ihm konnte er nicht mehr der inneren Stimme Schweigen gebieten und die geheim gehaltene Empfindung verhehlen. Das lange Gedicht: »Eleonore. Am Himmelfahrts-Abend« will als ein Kunstwerk hervorstrahlen und erinnert wegen einer gewissen Kostbarkeit des Ausdrucks an »Das hohe Lied« Bürgers, wenn auch hier sich jauchzende Lust und dort sinniger Ernst bekunden soll. Es galt, einer Empfindung ein prangendes Denkmal zu setzen. Das Absichtliche läßt das Schöne, das in beiden Gedichten nicht verkannt werden kann, nicht ungefärbt genug erscheinen.

Der Dichter tröstet die trauernde Wittwe, die gern zu den Sternen den Blick erhebt, über den Verlust damit, daß die Blüte, die hier fällt, an einem besseren Ort gedeiht. Er beschwört sie, nicht im Schmerz dem Leben entsagen zu wollen.

Willst Du, wo tausend Blumen blühen,
Mit abgewendetem Gesicht
In stolzem Gram vorüberziehen?
Das kannst Du schöne Seele nicht! (73.)

Die Blumen, so der Flur entsteigen,
Sie scheinen meinem Liebeswahn
Der Sehnsucht hohe Bahn zu zeigen,
Sie blicken alle himmelan. (72.)

Hat dieses Lied die Lust erneuert,
Die, Dir von dort herabgeflossen,
Vom Schmerze nur verdrungen ward,
Hat es Dein Herz mir aufgeschlossen —
Dann hab' ich auf die rechte Art,
Von heil'ger Mitternacht umschleiert,
Von einem Geisterchor geküßt,
Des Heilands Himmelfahrt gefeiert,
Die mir das Fest der Sehnsucht ist. (74.)

In demselben Gedicht wird uns in anderen Strophen ein Idyll vorgeführt: Betrübt über einen plötzlichen Tod, wenn

auch nur über den eines Vogels, feierlich gestimmt durch den Mondschein, der der Trennungsstunde leuchtete, sprach sie mit ihm, wie das Loos der Vergänglichkeit und die Unaufhaltsamkeit der Zeit auf Lebensgenuß verzichten lehre:

Du sprachst von Deines Vogels Leiche,
Als ich im sanften Mondenscheine
Von Deinem Schlosse Abschied nahm;
Doch dieser Schmerz war nicht der eine,
Der über Deine Seele kam.
Ein größrer Harm befiel dies weiche,
Dies milde zarte, himmelwärts
Gewandte, unerschöpfte, reiche,
Von mir erkannte heil'ge Herz.

Vergönne mir es nachzulallen,
Was in geweihten, ew'gen Stunden
Dies Herz zu meinem Herzen sprach;
Was ich auch, wenn Du schwiegst, empfunden,
Denn nie sann ich ihm klügelnd nach;
Du klagtest, daß die Blüten fallen,
Wenn sie der Frühling kaum gebar,
Und daß die zarteste von allen*)
Noch immer Ephemere war.

Du zagst, ein neues Band zu knüpfen,
Und unternimmst es kühn, dem hehren
Geweihten, wundersamen Hang
Den Eintritt in Dein Herz zu wehren,
Das er so wonnevoll durchdrang.
Weil jeder Fessel sie entschlüpfen,
Willst Du Dich keiner Hore freun,
Nicht mit ins ewge Leben hüpfen
Und Dich den Schattengöttern weihn?

Ich folge Dir als Dein Geselle.
— — —
Die schönste Blüte hat die Welle
Der Zeit auch mir hinweggespült.**)

*) Für »zarteste«, wie der Dichter kaum geschrieben haben wird, ist vielleicht dauerndste zu setzen.

**) Studien S. 38, 39.

Im Sonett: »Die Vermählung«, kommt die von der Sehnsucht eingegebene Sprache in einem deutlicheren Bilde zum Vorschein.

Wie zwei Bäche freundlich sich begrüßen,
Wenn ein schönes Eiland sie umzogen,
Wie dann liebentbrannt die sanften Wogen
Stärker sich und mächtiger ergießen.

Wie sie innig dann zusammenfließen,
Eins vom andern ewig eingesogen,
Um der Ichheit eitles Glück betrogen:
Also möchte Dich mein Geist umschließen.

Ha! der süßen ewigen Vermählung,
Ha! des Glücks untadlicher Erwählung
Zu den herrlichsten Vergötterungen,

Ich erliege den Begeisterungen:
Nimm, o Göttliche, mein armes Leben,
Nimm es, um ein schönres mir zu geben!*)

Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die Gefeierte die Gedichte nicht gelesen und, wenn sie sie gelesen, nicht verstanden haben sollte. Wahrscheinlich wollte sie ihn nicht verstehn und tröstete sich vielleicht damit, daß der Unterschied der Jahre, für ein Mißverhältniß geltend, ihr eine gewisse Sicherheit gebe vor seinen Anträgen und daß die dichterische Schwärmerei als unbeständig verrauschen werde.

Gerade damals an dem ihm heiligen Elisabeths-Tage, 9. November 1811, feierte Charlotte Henriette Barckley ihr Vermählungsfest, eine seltene Schönheit, eben so bewundert als geliebt. Ihre Tante Barckley mochte, vielleicht weil ein ihr verdrüßliches Gerede sich immer mehr Bahn brach und eine lauernde Beobachtung sie belästigte, der Feier nicht beiwohnen und bat

*) Das erste von vier zusammenhangenden Sonetten (in den »Studien« S. 52), die »Die Vermählung«, »Sehnsucht und Ruhe«, »Kinderträume« (in Schenkendorf's Gedichten 1862, S. 63) und »Kampf um Frieden« überschrieben sind.

Schenkendorf, einen Glückwunsch für sie in Versen auszusprechen. In ihnen, die die Braut in einer zierlichen Abschrift von ihrer Hand empfing, zittert eine ahnungsvolle Trauermelodie hindurch, wie sie damals des Dichters Brust erfüllte und zwei Jahre nachher, am Grabe der Neuvermählten, in dumpfen Akkorden wiederhallte.

Aus Fernen tönt ein Gruß herüber,
Ein Segen, den die Liebe sprach,
Ihn fühlt das Herz und trüb' und trüber
Blickt stille Wehmuth lächelnd nach.

Der Lust und Ahnungsfülle heute
Im reichen Herzen sich bewegt,
Du fühlst, holdseligste der Bräute,
Wie Geisteshauch die Myrte regt.

Das sind der Sehnsucht Liebeslaute,
Die durch des Kranzes Blätter wehn.
Den zarten Klang wird die Vertraute
Der Geistersprache leicht verstehn.

Sie flüstern Liebesgruß und Frieden,
Und segnen das beglückte Herz.
Sie wehn, wie Blütenduft aus Süden,
Und tragen still Dich himmelwärts.

Da wird ein heller Stern sich zeigen,
Des Weibes Pfad verklärt sein Licht.
Der Dichter, der ihn sieht, muß schweigen,
Erfüllt hat er die Botenpflicht.

Die Braut hatte oft im Hause der Tante an den poetischen Unterhaltungen Theil genommen und so konnte er, der der Hoffnung lebte, sie bald als Verwandte zu begrüßen, ihr selbst ein Gedicht widmen, dessen Schlußstrophe lautet:

Mag ich fern und fremd erscheinen;
Deinen Reiz darf ich erkennen,
Darf ich Deinen Freund mich nennen
Und mich zählen zu den Deinen.

Gewiß nur mit Mühe überwand sich Schenkendorf, sich laut seiner Angebeteten zu eröffnen und als er es wagte, ward

er abgewiesen. Frau Barckley handelte im Sinn ihrer damals noch lebenden Mutter, die von keiner zweiten Vermählung wissen wollte und der Meinung war, daß Einer, der nichts sei und nichts habe — ist doch mit der Poesie kein einträgliches Geschäft zu treiben — an keine Verheirathung denken dürfe. Sie, die also die Verbindung als eine Mißheirath nicht zuließ, hatte als Wittwe selbst zum zweiten Mal geheirathet und auch einen Adlichen*).

Wie Schenkendorf bei dem rücksichtslos herrischen Wesen der eigenen Mutter bittere Stunden zu verwinden hatte, so auch sie, die er liebte. Und beide standen sich darin gleich, daß wenn sie keine kindlich innige, eine ehrfurchtsvolle Gesinnung ihr entgegentrugen und die Härte still hinnahmen, verbunden für alles Gute, das sie empfangen hatten. Der Mutter wußten es beide Dank, in der Jugend eine sorgfältigere Ausbildung genossen zu haben, wie sie damals in der Regel dem Junker und der Bürgerstochter nicht zu Theil wurde. Noch zwanzig Jahre später lesen wir, daß die demüthig bescheidene Frau zu »der Gnade« der Mutter Zuflucht nimmt, der sie »ehrerbietig die liebe Hand küßt«. Das Mein und Dein trübte noch mehr das Verhältniß, denn die verwickelten Prozesse über die Verluste in Mühlenhof stellten die Mutter als Klägerin der Tochter gegenüber. Jene, um zu dem Vermögen ihres ersten Mannes Dittrich zu kommen, verfolgte ihr Recht durch Einklagung derjenigen, die die Mühlen gekauft hatten, und die Tochter war als Barckley's Erbin Mitinteressentin. Sie hatte über das schöngeistige Treiben, welches sie von Mutter, Schwester und Bruder entfernte, von den Ihrigen nur mißbilligende Aeußerungen erfahren. Der Bewerbung Schenkendorf's wurden jetzt die unedelsten Beweggründe untergeschoben und, da er eine Annäherung versuchte, so ward er von der Mutter der Wittwe in beleidigender Weise abgefertigt.

Die gefeierte Barckley brach da alle Verhältnisse ab, bis auf das eine mit der Frau von Krüdener, der sie niemals mit größerer Hingebung vertraute. Als diese sich nach Baden

*) Ober-Forstmeister Freiherrn v. Schenk.

überzusiedeln entschloß und zur Trennung Anstalt machte, so erklärte ihre Freundin, mit ihrer Tochter mitzureisen. Dies geschah im November 1811 zur höchsten Ueberraschung Aller, die den letzteren mehr oder weniger nahe gestanden. Der Aufbruch konnte nicht geräuschlos vor sich gehn, da zur Begleitung der Frau von Krüdener, außer einer Tochter, Diener und Dienerinnen gehörten. — Die Missionärin kam später noch einmal nach Königsberg zurück, die beiden aber, die daselbst geboren waren, nie wieder.

Sie begaben sich zunächst nach Schlesien, hielten sich während des Winters in Gnadenfrei auf und setzten dann die Reise fort, um sich in Carlsruhe niederzulassen.

Ueber das Vernehmen zwischen Schenkendorf und Frau Barclay möge hier schließlich bemerkt werden, daß wenn die Darstellung dieser Lebensgeschichte sonst auf glaubhafte Nachrichten sich begründet, die von noch lebenden Freunden und Bekannten mitgetheilt oder bezeugt sind, dieses bei der letzten Erzählung nicht der Fall ist. Friedländer, in den von ihm gelieferten Lebensabriß*) sagt, nachdem er an den Aufenthalt in Waldau gedacht: »Um diese Zeit lernte er seine nachherige Gattin kennen und von dem ersten Augenblick dieser Bekanntschaft war das Glück seines Lebens entschieden.« In der Angabe nennt er sie wohl nicht absichtslos: »eine Frau«, deren seltene Eigenschaften er rühmend hervorhebt. Leicht darüber hinweggehend vermeidet er es, so geradezu zu verrathen, daß sie eine verheirathete Frau war. Wir können bei Friedländer, einem seiner »ältesten und vertrautesten Jugendfreunde« einen Irrthum oder eine falsche Aussage kaum annehmen, (so gern wir es auch unserem Gefühle nach möchten) wenn gleich ein anderer Freund, der neun Jahre hindurch mit dem Dichter in brüderlichem Verkehr stand, dagegen Zweifel erhebt. »Von einer Liebe in Waldau, so schreibt derselbe, habe ich nie etwas

---

*) Im Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Bd. IV. S. 159. Abgedruckt in der Ausgabe von Schenkendorf's Gedichten 1837.

erfahren. In der Jugend pflegt so etwas Freunden nicht verborgen zu sein.« Die angeführten Gedichte dürften indeß kaum anders zu deuten sein, als es hier geschehen ist und sprechen demnach für das Bestehen einer schon früh gefaßten Neigung.

Eine Verlobung erfolgte vor oder nach dem Abschied. Es wurden Briefe zwischen den beiden Liebenden gewechselt.

Wie Schenkendorf vordem Platz im Auerswald'schen Hause nahm, wenn es seine Bewohner räumten, so zog er jetzt in das verlassene Barckley'sche Haus. Dadurch wurde der letzte Schein des Geheimnisses verflüchtigt. Freunde suchten ihn hier auf und, damit die Räume nicht ganz der ehemaligen festlichen Heiterkeit entbehrten, so wurde der Geburtstag seines geliebten Professors Köpke, eines Gymnasiallehrers, hier feierlich begangen. Er verehrte ihm ein Bildniß Lessings, unter welches er das »Lied aus dem Spanischen« setzte:

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich:
Dennoch denk' ich
Heut und morgen
Gern an gestern.

»Aehnliche Empfindungen, so heißt es in einer Mittheilung, wie sie hier so einfach ausgedrückt sind, beherrschten auch Schenkendorf. War er doch mit seinem warmen, überströmenden Herzen Verlobter und lebte im Andenken an die Entfernte. Ihr Bild schwebte ihm jeden Augenblick vor der Seele. Er entwarf oft die lebhaftesten Schilderungen und fühlte sich glücklich, wenn er für sie ein empfängliches Ohr und Herz fand.« Auch die beliebten Mondscheinfahrten auf dem Schloßteich wurden fortgesetzt.

Deßungeachtet mußte ihm die Oede und Leere unheimlich erscheinen. »Wenn ich die Enge bedenke, die mich zuletzt in Königsberg umfing«, so schreibt er, als auch er der Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte, und schildert das entzückende Panorama, das auf seinen Reisen sich ihm eröffnete.

Den Schmerz der Verlassenheit konnte er für die Dauer nicht ertragen, da sein Freund Graf Karl von der Gröben seit langen Jahren die Heimat verlassen hatte, da der Freiherr von Schrötter, mit dem er so lang gute und böse Tage genossen, sich nach Berlin begeben, ebenso sein treuer Friedländer, im Anfange des Jahres 1812, nach erlangter Doktorwürde. Sich in die Umstände fügend, die nicht wenig Selbstverleugnung forderten, beschloß er bei seiner Rührigkeit die Wirksamkeit des Kränzchens auszudehnen und den »Blumenkranz des baltischen Meeres« bis nach der Spree hin zu verbreiten. Es sollten im April 1812 Geistesgenossen dafür in Berlin gewonnen werden. — Er wohnte den ästhetischen Vorträgen Delbrück's mit glühendem Eifer im Auerswald'schen Hause bei. Das Karmen, das dem Vortragenden überreicht wurde, war das Gedicht, mit dem der Dichter von Königsberg schied.

Die Stätte, die ihn aufgenommen, das gefeierte Belriguardo hatten den Hort verloren und der Hort seiner Poesie die rechte Stätte. Wie verlangte es ihn nach dem Kreise, welchem seine Elisabeth-Eleonore als die Meisterin des Bundes vorstand,

dem holden Kreise,
Wo wir der Jugend frisches zartes Leben,
Der Fraun und Jungfraun alte gute Weise
Und aller Engel Macht und stilles Weben
Im Innern oft gefühlt, so stark als leise,
Ob Dich und jener Chor mein Lied erbaute,
Das war das liebste Ziel, nach dem ich schaute. (423. 424.)

Er erkannte es jetzt, wie weit die That hinter dem Vorsatz zurückbleibt, wenn er vor sechs Jahren sang, daß man auch in der Entsagung Seligkeit genießen könne:

Ach! die Liebe kann entsagen,
Und entsagend selig sein. (63.)

Die Enge der Stadt empfand der Vaterlandsfreund da erst, als im März die französischen Heerschaaren auf dem Zuge nach Rußland den Platz in Beschlag nahmen und die preußische Kriegsmacht als verbündet sich ihnen anschloß. Die Franzosen liebte er nicht als Feinde, als Freunde waren sie ihm vollends verhaßt.

Und als das Heer der Wälschen kam,
In jenen finstern Tagen,
Und keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erschlagen,
Mocht' ich den Jammer nimmer schau'n,
Weit ging ich von der Heimat Au'n,
Dem Rhein die Noth zu klagen.

Und aus den grauen Trümmern klang
Der strengen Geister Schelten:
Die Heimat, die in Schutt versank,
Soll dir nicht alles gelten.
Die alten Steine liegen da,
Der Väter Segen ist euch nah,
Erbaut euch neue Schlösser! (170.)

Wenn es in dem Liede heißt, eine innere Stimme gebiete ihm, »die Braut von fernher heimzuführen« und wir uns darunter die Freiheit zu denken haben, so lag ihm näher nun eine andere Brautfahrt, und nicht zufällig war es, wenn der Weg auch ihn über Gnadenfrei nach Carlsruhe führte.

Mochte er auch gern an die Jugendgeliebte im Oberlande erinnert sein, deren Freundin, eine fromme, ihm zugethane Seele, so oft sie nach Königsberg kam, ihn aufsuchte*), so war es doch die Frau im Wittwenschleier, die er jetzt die erste Liebe nannte. Und wenn er später aus der Fremde sich nach der Heimat zurücksehnt, so haben wir zunächst an Königsberg zu denken.

Ich grüßt' euch gar zu gerne:
Wo ich die frühste Lust empfand,
Wo mich die erste Liebe band,
Da blüht ein Garten Gottes. (169.)

*) Charlotte Jenin, nachmalige Assessor Fischer.

X. Vermählung in Carlsruhe.

———

„Gehe hin in Frieden!« sprach der ehrwürdige Borowski, als Schenkendorf das letzte Mal in der neuen Kirche bei ihm zum heiligen Abendmahl gegangen war, wie wir dies aus seinem Stammbuch ersehn. Aus demselben ersehn wir, daß er in der Mitte des Juli 1812 aufbrach und sich von der mütterlichen Stadt lossagte, die er nicht wieder betrat, von der mütterlichen Freundin, die er zuletzt auf der Reise nach Deutschland auf ihrem Landsitz Faulen aufsuchte. Sein Gefühl war ein getheiltes. Das Glück, dem Ziel seiner Sehnsucht nachzuringen, ward getrübt durch die rücksichtslose Härte und feindliche Gesinnung der Verwandten seiner Verlobten. An dem Himmel der Liebenden führten sie düstere Wolken herauf, die, wenn sie auch nicht den innig geschlossenen Bund zu zerstören vermochten, doch für den Augenblick die Lebenskraft beider gewaltsam erschütterten. Das war um so schwerer zu überstehn, als sie Anstand nahmen, sich darüber gegen die Vertrautesten auszusprechen. Keine Andeutung davon ist in dem Brief enthalten, den Schenkendorf an die zärtlich mitfühlende Frau von Auerswald richtete, Carlsruhe, 29. Dezember 1812:

Obgleich ich seit meiner Abreise noch nicht so glücklich war, ein Wort von Excellenz zu vernehmen, so treibt es mich, doch im Geiste wenigstens, die wohlbekannten Stufen zu Ihnen hinanzusteigen, Stufen in jeder Hinsicht, sowohl der Treppe als des Gemüths. Hinter mir liegt eine reiche Vergangenheit, in der ich zugleich so viel innerlich gelebt habe, daß ich für ein ganzes armes und ent-

behrendes Leben Schadloshaltung und Geistesnahrung in der Erinnerung hätte. Wie gern weilt mein rückwärts gewendeter Blick auf den Tagen und Jahren, die ich im Kreise der Ihrigen und, gleichsam geweidet von ihren Augen, verlebte, wo die Huld und Gnade, die dem schüchternen Jüngling entgegenkam, sich am Ende in Vertrauen und Freundschaft von der einen, in die blindeste Ergebenheit von der andern Seite auflösete. Mein häusliches Glück muß gerade so überschwänglich und die Natur, in der ich lebe, gerade so schön sein, als beides ist, um mir die süßen Gewohnheiten, welche ich jetzt entbehre, zu ersetzen.

Ich lebe hier ein ruhiges und eingezogenes, aber wahrhaft seliges Leben. Der Ort hat als Residenz manchen Reiz, ist aber auch todt, wie die mehrsten Residenzen kleiner Fürsten. Die ihn umgebende Natur ist erfreulich, die ärmste in dem ganzen, sonst so herrlich begabten Großherzogthum, das sich längs dem Rhein vom Odenwald bis an den Bodensee herunter erstreckt; aber er hat viele Vortheile, weil er der schicklichste Mittelpunkt zu jeder Excursion ist und nur eine halbe Stunde vom Rhein liegt. Zumal ist es ja Winter und bei dem endlich errungenen Glück, das der Bezirk meines Hauses oder meiner Arme einschließt, wäre es mir gleich, auch in Tobolsk zu wohnen. Wenn es mir einfällt, auszugehen, so sehe ich doch an der Perspektive einer jeden Straße dieses Stadtfächers entweder den Hardtwald, in den sie hineingebaut ist, oder doch die Vogesen oder die Badener Berge, welche sich an den Schwarzwald schließen. Lauter Namen, bei denen einem wohl das Herz im Leibe lachen kann. Ueberhaupt, wenn ich das herrliche Land übersehe, durch welches ich gewandert bin, als Einfassung des Gemäldes einen silbernen Rand mache von den Flüssen, die dem Knaben schon so lockend und badelabend klangen, als Oder, Elbe, Pleiße, Mulde, Ilm, Werra, Main, Neckar, Rhein — wenn ich zur Staffage die herrlichen Menschen, Menschen hinzeichne, die mir begegnet sind, z. B. in Weimar die Frau v. Wolzogen, die Verfasserin der »Agnes von Lilien«, hier der treffliche Jung-Stilling, so erscheint mir der letzte Sommer wie ein Traum und ich fürchte zu erwachen.

Seit ich Ihnen bald nach meiner Ankunft im September schrieb, habe ich einen großen Theil des Herbstes in Baden, eine kleine Tagwanderung von hier, zugebracht und mich nicht ganz ohne Erfolg der dortigen warmen Heilquellen bedient.

Sie können denken, wie mich schon das Leben im Weinlande begeistert; auch der Weinlese habe ich beigewohnt. Wenn ich noch

erwähne, daß ich hier bei einer Menge Volksfeste zugegen gewesen bin, daß ich Iffland in zehn bis zwölf Rollen gesehn, so ist das Alles, was ich jetzt von hier aus zu schreiben weiß.

In dem Brief übergeht Schenkendorf, daß ihm Weimar unvergeßlich sein mußte durch ein Reise-Abenteuer und dadurch, daß er Goethe sah. Man hatte in Berlin versprochen, gegen Zurücklassung des Königsbergschen Passes, ihm einen Kabinetspaß nachzuschicken. Da er an dem bestimmten Ort diesen nicht vorfand, so reiste er ohne Paß und wurde im Weimarischen Gebiet arretirt. »Gehe, schreibt er an einen Freund in Berlin, in das Büreau des Grafen von der Goltz, frage, schimpfe und besorge mir den Paß«. Goethe's Erscheinung war für ihn überwältigend. Sein Anblick schon allein war im Stande, seiner Weltansicht eine veränderte Richtung zu geben. Der Glanz, den das Haupt des Olympiers verbreitete, verflüchtigte — wenigstens vorübergehend — den Duft der Romantik.

Der Stirne lichter Bau,
Ein Firmament, umzogen
Von ewig klarem Blau.
Mit Worten Dich zu grüßen,
Hat Stolz mich nie verführt.
Die Hand nur möcht' ich küssen,
Die so die Saiten rührt.
Du Herzog sondergleichen,
Du sel'ger Dichterfürst!
Auch in des Aethers Hallen
Tönt ja nur Dein Gesang. (89. 90.)

Eine andere Stimmung als in Weimar kam in Carlsruhe über ihn. In einen ausgezeichneten Freundeskreis ward er durch die Erwählte eingeführt, wo aber der Wiederschein des Heiligen und das Visionäre die antike Klarheit dämpfte. Er wohnte zusammen in einem Hause mit der Frau von Krüdener und wie ein Sohn ward er von Jung-Stilling, einem ihm schon frühe liebgewordenen Schriftsteller, aufgenommen.

Wir waren innig und bekannt,
Eh' man des Fremdlings Namen wohl,
Des Unbekannten, Dir genannt.

Dein ganzes langes Leben stand
Verklärt auf Deinem Angesicht,
Wie Botschaft aus dem Vaterland,
Ein Wiederschein vom ewgen Licht,
Der treu sein Stillingsherz bewahrt
Am Hof und in der losen Welt. (362.)

Den liebevollen Greis, den er in anderen Liedern »Christusheld«, »Gotteszeuge« nennt, beglückwünscht er in drei Jahren hintereinander zu seinem Geburtstage,

Bist uns des ew'gen Vaters Bild,
Der nimmermehr veraltet. (364.)

Er besang sein silbernes Hochzeitsfest und mit dem patriarchalischen Alten die würdige Hausfrau und die trefflichen Töchter. Wie fühlte er sich wohl in ihrer Mitte, denn ihm war

— — sein Haus ein Bild
Von alter deutscher Art. (367.)

Der fromme Stilling, der selig in seinem Geisterverkehr, nie unliebenswürdig auf die herabblickte, die ihm in den Bereich des Ueberirdischen nicht zu folgen vermochten, der vom Großherzog Karl Friedrich und vom Kaiser Alexander Freund genannt, seine kindliche Demuth bewahrte, der ein gepriesener und viel gesuchter Augen-Operateur, nie seine Thaten herausstrich, er war, neben dem rühmlich bekannten Kirchenrath Ewald, Zeuge der am 15. Dezember 1812 vollzogenen Trauung. *) Sie fand so spät statt, da die Verlobte vielleicht nicht eher in sie willigen mochte, als bis verwickelte Vermögensverhältnisse einigermaßen geordnet waren. Schenkendorf, dessen beide Eltern noch lebten, war, wenn er von seiner Großmutter nicht etwa geerbt hatte, mittellos. Blick und Herz der Verbundenen war mit Liebe der Vergangenheit und der Heimat zugewendet, obwohl die von daher kommenden fortgesetzten Quälereien geeignet waren, ihnen das Ferne zugleich mit dem Nahen zu verleiden. Sie erhöhten sein Unwohlsein und führten ihr bei ihrer sonst blühenden Gesundheitsfülle eine Krankheit zu. Das glückliche Zusammenleben war dadurch vielfachen Störungen unterworfen

*) Beilage VII.

und nur zu oft sah er sich durch den Segen, den er sich von den Bädern versprach, genöthigt, Monate und Monate einsiedlerisch zu verleben.

Schon vor der Vermählung trieb es ihn zu den Quellen von Baden-Baden, dem »schönsten und freundlichsten Ort, den er kannte«.

Aller Wonnen, aller Gnaden,
Allen Zaubers reich und voll,
Jeder Wunsch in dir beschlossen,
Wie du selbst von Bergesrand. (351.)

Den Frühling darauf verweilte er wieder im

Thal von Baden, zu gesunden
Kam ich hin, ein kranker Mann. (351.)

Hier empfing er die Gattin, die hier gleichfalls Genesung suchte. Hier legte er wahrscheinlich an einem Lieblingsplatz das Gedicht »An das Thal zu Baden« nieder für sie, deren »alte Zucht und Frömmigkeit«, »Treue Lieb' und Demuth« er erhebt

Allem Großen, Guten, Schönen
Ist das fromme Herz geweiht. (96.)

— — Herz der Herzen,
Schöne Frau, so still und mild, (354.)

»die Hehre, Reine«, die die geweihten Oerter aufsucht (im Nonnenkloster in Baden kniet sie an der Gruft der heiligen Frauen) und die durch ihre Anwesenheit ihm jede Stelle weiht —

Ihr Stellen, ihr geweihten Plätze,
Ihr trugt ja das geliebte Bild. (98.)

Er empfindet es in beseligender Liebe und Wahrheit, daß ein »hochwürdiges Sakrament« der Bund mit einem Wesen sei,

Das ich mir nicht erlesen,
Das mir mein Gott erlas. (327.)

Unsre Ehe ward geschlossen,
Wo vor Gott die Engel stehn. (378.)

O schöner Bund von Ich und Du. (357.)

Du Himmelsblick, du reines Licht,
Du täuschest nicht mein Sehnen. (356.)

Die Huldigung, die er ihr darbringt, ist so zart und innig, so scheu und ehrerbietig, daß man kaum den Gatten erkennt, am wenigsten den, der vorher sechs Jahre hindurch so oft, vielleicht Tag für Tag sie sah und sprach und sich ihres stäten Wohlwollens erfreuen konnte. Sie bleibt seine Dame und sie blüht dem ritterlichen Minnesinger in unverwelklicher Schöne. Er nennt sie noch »ein liebes frommes Kind«, da sie dem vierzigsten Jahre entgegengeht. Zwei Jahre später will er ihr aus der Ferne die Kunde senden:

Daß ich krank vor Liebe bin. (377.)

Er spricht von ihrem »ewig blühenden süßen Leib«:

Engelseele, Götterleib! (163.)
Honiglippe, Rosenmund
Küsse mich zu jeder Stund,
Arme, weich und wonniglich,
Liebesketten bindet mich! (163.)

Diese Aeußerungen ersterben aber in dem Wunsch:

— gerne will ich sterben
In heil'ger Liebesbrunst. (326.)

Eine gewisse Feierlichkeit, die wohl von Kälte zu unterscheiden ist, scheint stets über dem Verhältniß gewaltet zu haben. Sie ließ nicht den liebenswürdigen Uebermuth, der sonst bei dem Dichter überall zum Vorschein trat, aufkommen, um so weniger, als er mit der Würde eines Ehemanns zugleich die eines Vaters übernahm. Er nennt die Tochter*)

viel süßes liebes Kind,
Das wie die Mutter still gesinnt. (334.)

und blieb ihr stets ein treuer, väterlicher Freund. Denen, die unter ihren Verwandten der Gattin und ihm wohlgeneigt waren, schrieb Schenkendorf:

Den lieben Freunden tausend herzliche Grüße von dem Wandersmann, der endlich angekommen ist an das Ziel seines langen Strebens und Wartens und sich freut, jetzt noch ein näheres Anrecht auf das Zutrauen und Wohlwollen zu haben, dessen er sich schon früher zu erfreuen hatte. Gönnen Sie mir das Glück, das mir jetzt so

*) Frau Hauptmann Henriette v. Heineken geb. Barckley in Minden.

reizend entgegenlacht, lassen Sie mich, so viel in menschlichen Kräften steht, für das Glück derer sorgen, die uns die liebsten sind.

Die Freundschaftstreue, die seinen Busen erwärmte, fand auch im fremden Lande Glück und Heimat in einem gewählten Kreise von Männern und Frauen.

Was auf der einen Seite der Geheime Hofrath Jung, genannt Stilling, und der Kirchenrath Ewald, das waren auf der anderen Seite die Frau von Krüdener und die Frau von Graimberg. Diese, geistreich und unternehmend, hatte durch Stiftung und Leitung des Fräulein-Instituts, einer großen Erziehungsanstalt, sich eine segensreiche Stellung gebildet. Wie Schenkendorf's Liebe auf Jung's Hausehre ruhte, einer kränklichen Frau, und auf den Töchtern, namentlich Karoline, die ihm als eine Schwester und ein »wahres Tugendbild« erschien, so auch auf der blühenden Mädchenzahl der Graimberg'schen Schule, auf die Gottes Segen herniederfloß.

Dein Garten blüht in seiner Hut. (380.)

Er begrüßte als »der Demuth frommes Bild« die

Mädchen, welche singen und scherzen. (354.)

Die Familie von Schenkendorf verlebte glückliche Abende im Jung- und im Graimberg'schen Hause und empfing von den Freunden Besuch, denen Gleichgesinnte sich anschlossen. Der Kern der Unterhaltung bestand in religiösen Betrachtungen. Das Zusammenkommen gewann abwechselnden Reiz durch Musik und Poesie. Man sah es gern, wenn der Amtmann Kinzinger auf dem Klavier humoristische Stücke vortrug und vornämlich war es Fräulein Henriette Barckley (sie ist ihm »das bescheidene, gebildete, bezaubernde Jettchen«), die ihm Beifall zulächelte. Der Hauptmann Wilhelm von Meyern, der Verfasser des Romans Dya-Na-Sore, fand dankbare Zuhörer, wenn er seine Dichtungen vorlas. Auch die bildende Kunst wurde in dem Kreise vertreten durch Charles de Graimberg, den Schwager der genannten Dame, der die trefflichen Ansichten des Heidelberger Schlosses zeichnete, durch den Geheimen Hofrath Ladomus, Professor der Mathematik, einen Freund der schönen Baukunst, und

durch den hannöverschen Gesandten von Reden, der nachmals in Rom volle Genüge fand, seinen Sinn für das Schöne zu nähren.*)

Das war ein geselliges Vernehmen wie in Königsberg — und doch ein anderes. Die lichte Jugendblüte, die sich da entfaltete, senkte sich hier herab, von reichen Thauperlen beschwert. »Es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.« Dies schien sich hier als Gegensatz zu dem frischen Lebensmuth der früher geschilderten Kreise auszusprechen. Das heiter Anregende vertrug sich nicht mit dem ernst Beschaulichen. Der Ton der Minne, der Glanz der Ritterlichkeit war verklungen und verloschen oder wurde niedergehalten. Es fanden sich, wie Frau von Schenkendorf schreibt, hier nur solche Seelen zusammen, »die das Erdenleben an den Himmel knüpften«.

Schenkendorf's Wesen, wie es war, konnte nur noch auf den Spaziergängen lebendigen Ausdruck finden. Es war ihm, wenn er es sich auch nicht selber eingestand, bisweilen zuviel und er riß sich los, um sich an andern Anschauungen zu erbauen. Die Gedichte, die unter freiem Himmel entstanden, sind frei von einer religiösen, pantheistischen Färbung. Er schwelgt in der Gegend, wo der Rhein und die Donau, als ungleich geartete Kinder, ihr Wiegenfest feiern. Ueberall treten ihm die Zeugen der mannhaften Zeit blutiger Fehden und unbeugsamer Kraft entgegen. Wenn auch einsam, so fühlt er sich darum nicht allein, indem die gestaltend webende Seele allen Gegenständen Leben und menschliche Bildung giebt. Beim Anblick des alten Wartethurms auf dem Thurmberg bei Durlach:

Vom Hügel schaut ein Riese
Ins liebe grüne Thal. (93.)

Schaust auch Du herab vom Hügel
Grauer, hoher Rittersmann,
Thurm — —? (92.)

Der Burggeist in Baden-Baden,

Das ist aus alter kühner Zeit
Ein stolzes Riesenbild (234.)

*) Beilage VII.

Das Bergschloß daselbst,

> — — ein altes Haus,
> Es schreiten zu Nacht und am Mittag
> Viel Rittergestalten heraus. (239.)

Die Vogesen, die den Hintergrund begrenzen, umgeben ihn als »die alten Wächter«.

Unermüdlich wanderte er in Baden-Baden umher. Gern theilte er hier den Genuß mit Frau und Tochter, die wie er der mittelalterlichen Richtung zugethan waren:

Da habe ich manchen Berg und manche Ruine bestiegen. Es hat auch nicht an Klöstern gefehlt, wo der müde Wandersmann mit Brod und Wein und Früchten gelabt wurde. Sehr gern gedenke ich einer Reise in das Murgthal, das sich im Schwarzwalde verliert und auf einer Strecke von sechs Stunden 14,000 Menschen ernährt. Wir machten die Lustreise zu Fuß und führten nur einen Esel mit uns, worauf sich die jedesmal müde Dame setzte, wodurch das Ganze, zumal in den wilden Gegenden — denn wir zogen bis in den Schwarzwald — etwas von der Flucht nach Aegypten erhielt.

> Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
> Euch säte Gottes Hand,
> In euren grünen Zweigen weht
> Ein schauervoller Klang:
> Das ist ein ferner Liebeston,
> Er klingt wohl tausend Jahr
> Von Geistern, deren Zeit entflohn
> Und deren Burg hier stand. (319. 320.)

Wenn er nicht reiste, so machte er Reiseplane. Er gedachte, sich bald

der herrlichen Fahrt den Rhein hinunter bis gen Cöln und Coblenz zu erfreuen. Welch eine Welt von Genüssen ist mir da aufbehalten! Und im Hintergrunde noch die Perspektive, wo aus den blauen Bergen weiße werden, die Schweiz — —

Aber auch in Carlsruhe selbst hatte er sich Lieblingsplätze ersehn, namentlich die schattigen Gänge des Schloßgartens. Oft erzählte er, »mit welcher Andacht er dort die Nachtigallen belauscht und dies glückliche Geschlecht beneidet habe, dem es gegönnt sei, hier so ungestört ein seliges Liederleben zu führen«.

Darüber vergaß er aber nicht Königsberg, seiner »Jugend Amme« und sein Freund Kanitz konnte ihn durch keine Hoch-

zeitsgabe angenehmer überraschen, als durch Uebersendung eines Bildes mit einer Ansicht des Schlosses und der Auerswald'schen Wohnung. »Ich fand, so schreibt er, dieses Bild unerwartet und habe es seitdem täglich, auch wohl stündlich betrachtet.«

Seinem Leben in Carlsruhe fehlte das Streben und sein Blick war daher gern der Vergangenheit zugewendet, ohne die früheren Verhältnisse sich zurückwünschen zu wollen. Er widersprach der Gattin nicht, die in der Fremde nichts vermißte und in der Umgebung die vollste Befriedigung fand. Er wiederholte das Lob, das sie den Freunden zollte, und es war aufrichtig gemeint, wenn er erklärte:

Und ich habe mehr gefunden
Als ich singen und sagen kann,
Der ich irre, der ich wandre
Manche Nacht und manchen Tag,
Aber nimmermehr mir andre
Freud' und Freundschaft suchen mag. (354. 355.)

Indeß mit der altpreußischen Gesinnung im Herzen konnte es dem Dichter nicht genug sein, in Baden auf deutschem Boden zu stehn. Wohl hielt ihn der Rhein mit Zauberbanden fest, aber schmerzlich mußte er die französische Luft empfinden, die vom Elsaß herüberwehte, um so mehr, als die Großherzogin von Baden Napoleon's Adoptiv-Tochter war und in die staatlichen und geselligen Verhältnisse, namentlich in der Residenz, sich überall Französisches einmischte. Wälsch und knechtisch ist dem Dichter eins. Oft mußte er französisch sprechen, so ungern, so wenig geläufig er es sprach.

Wie wenig deutsch der Großherzog dachte, das lernte er erst später in Frankfurt kennen. Minder auffällig war es, daß ihn

der König von Bayern, Wrede, Eugen Beauharnais, Hortense, die Großherzogin, welche noch die beste von allen ist, ganz umsponnen

hielten. Das Willkührregiment und die Verschwendung am Hofe waren ihm eben so neu, als widerwärtig. Mißliebige wurden des Amtes entsetzt und verhaftet ohne Anführung eines Grun-

des, ohne daß jemand daran Anstoß nahm oder darüber sprach. Die Masse der hohen Herren, die »mit Pförtnerschlüsseln« »wälsche Tänze« aufführten, machten durch ihr Ansehn auf ihn einen verstimmenden Eindruck.

Im Badischen giebt es 70 Kammerherrn, 34 Generale bei höchstens 12,000 Mann Truppen. Kehrte Baden in sein altes Verhältniß zum Reich oder in ein ähnliches zurück, so würden Hof und Volk werden, was sie vor Kurzem noch waren, einfach, patriarchalisch u. s. w.

Badens Schutzgeist kommt nach ihm nicht eher wieder zu Ehren, als »bis hier kein Wälscher flucht«. Es werde dann endlich

der Fluch gewendet,
Der auf diesem Boden ruht. (220.)

»Dort unten« im Schwarzwalde müsse der Kampf für die Freiheit der Fremdherrschaft ein Ziel setzen:

Bewahre Du die treuen Gaun
Vor wälschem Sklavenstand! (312.)

Es mußte den Dichter Ueberwindung kosten, unter den Badensern mit der Wahrheit zurückzuhalten, nicht offen sich aussprechen zu können, dessen Auge von edlem Feuer sprühte, nicht voll Muth und Entschlossenheit aufzutreten, sobald es sich um die ersten Güter des deutschen Vaterlandes handelte.

Bei seiner Regsamkeit, bei seiner Empfänglichkeit für poetische Eindrücke jeder Art, war es für ihn von Wichtigkeit, daß er in Königsberg in Gesellschaften von der verschiedenartigsten Zusammensetzung sich nicht nur hineinfand, sondern eigends hineingehörte. Wenn er für seine Meinungen und Ansichten in der einen das Rechte vermißte, so fand er in der andern einen glücklichen Gegenhalt. In Carlsruhe sah er, daß Alle, mit denen er in Umgang stand, gleich dachten und fühlten. Er ward dadurch Mitglied einer engern Gemeinde und die Einförmigkeit hatte etwas Bedrückendes. Um die erwähnte Geistesverwandtschaft in einem Beispiel darzulegen, genügt ein Hinweis auf das Graimberg'sche Fräulein-Institut. Hier hatte Jung-Stilling unterrichtet, darauf die älteste und die zweite Tochter, und als später Frau von Schenkendorf Vorsteherin

wurde, so veränderte sich in nichts das Gepräge, das der Lehranstalt die Stifterin aufgedrückt hatte. In dem Gedicht, das der trefflichen Karoline Jung zugeeignet ist, »das Allerheiligenfest«, wird ein Traum erzählt von überseliger Verzückung, wie ihn Alle träumten, besonders das Haupt des Vereines. Arndt nannte Jung-Stilling einen gebornen Schwärmer und Geisterseher. Daher kam es wohl, daß Schenkendorf, auf seinen Streifzügen in Gottes freier Natur verhauchend, was ihn beengte, häufig zu spät von dem Spaziergang zu der Gesellschaft zurückkehrte.

Die Berge hab' ich oft durchzogen,
Wenn ich zu spät am Abend kam,
Dort ist so mancher Schmerz entflogen,
Geheilt so mancher bittre Gram. (459.)

Der Gram wurde ihm vorzüglich durch seine Abhängigkeit von Frauen bereitet, die er liebte und in deren Vernehmen er nur Liebe erkennen konnte. Nach wie vor erkannte er gern es dankbar an,

Frauen haben mich erzogen,
Ihrem Dienst mich früh geweiht,
Haben meinen Sinn gebogen
Von der Rohheit zu der Weiblichkeit. (77.)

Jedoch mehr als es gut war, wurde er von den Frauen beeinflußt. Es war nicht zufällig, daß seine Ehe am Geburtstag der Frau von Graimberg stattfand. Er schreibt:

Wider meinen frühern Plan habe ich, den Wunsch der sich hier mit uns in einem Hause aufhaltenden Frau von Krüdener berücksichtigend, Carlsruhe zu meinem Aufenthalt wählen müssen.

Zum Frühlinge gedenke ich nach Heidelberg zu gehn, soweit ich von meiner Frau abkommen kann.

Es war seine Absicht, in Heidelberg »den Umgang manches großen Mannes zu genießen, manche Arbeit und manches Studium« vorzunehmen. Wahrscheinlich würde er dort mit Eifer der altdeutschen Literatur obgelegen und deutsche Geschichte studirt haben.

Die Mutter, die vordem als Poltergeist ihn aus der Ruhe aufstörte und ihn trieb, wider Willen nächtlich unheimliche Spaziergänge anzutreten, machte sich ihm auch in der Ferne bemerkbar.

Digitized by Google

Meine Mutter wünscht meine Heimkehr, sie hat es mir zur Gewissenssache gemacht, mich zu den neu errichteten Kreisdirectorstellen zu melden.

Er sollte, wie man es jetzt nennt, Landrath zu werden suchen und zwar in ihrer Nähe im Sameland. Ohne Neigung zur Landwirthschaft würde er alsdann in Nesselbeck haben wohnen und die Sorge für das Gut übernehmen müssen. Er lehnte das Zumuthen nicht ab und war bedacht, möglichen Falls etwas zur Vorbereitung zu thun, indem er in Carlsruhe das Institut des Oberforstraths Laurop besuchte, in welchem Forstwissenschaft und mancherlei auf Landwirthschaft Bezügliches gelehrt wurde.

Im preußischen Staate eine Anstellung zu erhalten, in welcher Form es sei, der Mahnruf konnte bei ihm seine Wirkung nicht verfehlen.

Digitized by Google

XI. Zum Freiheitskampf!

Es brach das merkwürdigste Jahr an, das die ganze neuere Geschichte kennt, 1813.

Schenkendorf mußte sich frei fühlen von aller Verstimmung, frei wie ehemals unter seinen Jugendfreunden, als das neunundzwanzigste Bülletin vom 3. Dezember 1812 erschien, durch welches man nicht umhin konnte, den Rückzug der großen Armee aus Rußland zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und an welches sich allerlei verfrühte Nachrichten anknüpften. Zu Ende Dezembers schrieb er nach Königsberg, man habe wissen wollen, daß dort schon andere Fahnen wehten. Wenn sich dies auch als leeres Gerücht herausstelle, so werde Gott Alles zum Besten wenden und er singe mit Paul Gerhard: »Weg' hat er allerwege, an Mitteln fehlt's ihm nicht.«

Nie hing seine Seele mehr an Königsberg als damals, denn

Im Freiheits-Morgenrothe,
In Moskau's heil'gem Schein
Kam ein geweihter Bote
Zu dir, der edle Stein.
Er zog in Kraft zusammen
Der Landesväter Kreis,
In den trug seine Flammen
Held York, der strenge Greis. (261.)

Als auf dem Landtag, am 5. Februar 1813, nach York's eindringlicher Ansprache und unabweisbarem Aufruf zur Landesbewaffnung laut der Beifall der Versammelten ertönte und der

Digitized by Google

Freudensturm in ein mächtiges Lebehoch ausbrach, so dämpfte ihn der strenge Greis mit dem kalten Wort: »Nicht hier, meine Herren, sondern auf dem Schlachtfelde!« Die große Armee, die, wenn sie auch in Mitleid erregendem Aufzug die nordischen Eisfelder verlassen hatte, als mühselige, verkümmerte Reste der ehemaligen Herrlichkeit, so konnte sie sich selbst da noch in Uebermacht dem preußischen Heer entgegenstellen. Durch die Verweisung auf das Schlachtfeld ward die Begeisterung nicht eingeschränkt, sondern nur noch mehr zu Thaten des Ruhms entflammt. Sie hat sich als echt bewährt, denn in Ostpreußen und Littauen stellten je 26 Seelen einen Soldaten, nachdem die Aufforderung zum freiwilligen Kriegsdienst von Breslau aus ergangen war. In Breslau umarmten sich als Freunde am 15. März Friedrich Wilhelm III. und Alexander, um als Zwillingssterne der Kriegesfahrt vorzuleuchten. Im Liede »der Kaiser Alexander« heißt es:

O steiget Moskau's Flammen
Wie Säulen himmelan!
Der Flammenburg entstammen
Soll der gewählte Mann,
Der Mann, von Gott erlesen,
Der seinen Ruf gehört,
Daß er des Teufels Wesen
In dieser Zeit zerstört. —
Gen Deutschland mußt du ziehen
Ins mütterliche Land,
Gen Deutschland sollst du ziehen,
Du lieber Gottesheld,
In Deutschland soll erblühen
Das Heil für alle Welt,
Da wird es dir erscheinen,
Was Gott der Herr gedacht,
Als er zum Heil der Seinen
Den großen Plan gemacht. (103. 104.)

Ein Russe erklärte, der Sieg über die Franzosen wäre Alexanders zweite Thronbesteigung, zu der die Unterthanen ihm von neuem huldigten, und Friedrich Wilhelm III. war nie mehr als Landesvater erschienen, als da er durch den »Aufruf an mein Volk« mit offner Zuversicht unter die Seinigen trat:

»Keinen andern Ausgang giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehn. — —«

Es gilt dem Kampf

— — für ew'ges Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht,
In frischer Kraft soll sich erheben
Der Mensch, zu lange schon ein Knecht. (139.)

In der Stiftungs-Urkunde des eisernen Kreuzes, Breslau 10. März 1813, wird gesagt, die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug und nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewähre sich nun in der Bekundung hohen Muthes. So brachte das schwarze Kreuz, das Zeichen der deutschen Ordensritter, der König wieder zur Aufnahme im Kampfe für Glauben und Wahrheit.

Wieder schmückt es unsre Fahnen,
Wieder deckt es unsre Brust —
Und im Himmel noch die Ahnen
Schauen es mit Heldenlust.
War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt;
Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Uebermuth. (106. 107.)

Jetzt erkannten Alle als richtig, was Süvern schon 1807 als die Grundübel des Zeitalters bezeichnet hatte, Verblendung, Eifersucht, Erstarrung. Unter den Leichen auf Rußlands Schneegefilden war der Gott zum Menschen geworden, das Mittel zur Besiegung Deutschlands, durch Anschürung und Unterhaltung argwöhnischer Parteisucht, fand endlich in der Verbrüderung ein fruchtbares Gegenmittel, eine gewisse Gedankenlosigkeit, mit der man sich in den widernatürlichen trostlosen Zustand fand und Abhängigkeit auch da wählte, wo sie nicht geboten war, von wälscher Mode und Sitte, wurde

durch den Freiheitsruf glücklich gebrochen. Wiederholt erinnert der Dichter an das, was in der Art früher verschuldet ward:

Wir haben an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem, deutschem Ohr gelauscht,
Wir bauten mit am Siegesbogen,
Wir saßen mit beim Götzenmahl. (208.)

Süvern hatte gelehrt, daß der Einzelne nur im Allgemeinen lebt, nur in ihm sicher ist und ungestraft sein Interesse von dem des Ganzen abgesondert — nicht einmal denken darf. Das hatte Schenkendorf von jeher eingesehn, dem das Heil Deutschlands in der alten Reichs-Verfassung begründet zu sein schien.

Süße Lehnspflicht Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die wälsche Lehre nicht. (28.)

Was er gewünscht und ersehn hatte, eine Erneuung alt bewährter Einrichtungen, begrüßte er nun als sicheren Segen der nächsten Zukunft. Er bewegte sich jetzt in dem mit Liebe gepflegten Gedankenkreise jugendlich stark wie damals, als er die Zeitschriften herausgab, um deutsche Größe französischen Großsprechereien gegenüber zu stellen und durch die Zuversicht des Besseren bange Zweifel zu entkräften. Er ruft die Geister längst verstorbener Helden wach, um die Enkel zu muthiger That zu entflammen. Die Verklärten sollen als Heilige die Streiter im Glaubensmuth befestigen. Wenn Karl der Große Schwert und Zepter ergreift,

Dann kommt die bessre Zeit
Vom Himmel zu uns nieder. (248.)

»Das Lied vom alten Helden« (Friedrich Barbarossa?) schließt mit der Strophe:

Vom hohen Felsensitze
Stürzt in verjüngter Pracht
Wohl an des Volkes Spitze
Der Held sich in die Schlacht,

Um deutsche Schmach zu rächen
Strömt Frankenblut in Bächen. (238.)

In dem »Kriegslied«

O blickt herab auf unser Heer
Vom Haus der ew'gen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide,
Hier ist das Leben, hier das Blut,
O schenket Glauben, schenket Muth! (180.)

Unter ihnen denkt er auch an die verklärte Königin Luise. Sie hält den schützenden Schild über den Sohn und Thronfolger, als in der Schlacht bei Lützen seine Kühnheit den Gefahren trotzt.

O reite junges edles Wild
Du ritterlicher Degen —
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach Deinen Wegen,
Die Mutter schützt den Königssohn
Du erbest doch der Väter Thron. (126.)

Als König Friedrich Wilhelm III. im Siegesglanze strahlt, da heißt es:

Nicht schöner hat Sie Dich geschaut
Am ersten Tag, die junge Braut,
Die dort nun betet,
Wo's Blau sich röthet. (200.)

Als das Werk glücklich vollendet ist, da steigt der Dank auch zu ihr empor, denn sie, welche

Längst ihr schönes Haupt gesenkt,
Hat, ein Gnadenbild von oben,
Ihrer Völker Zug gelenkt. (409.)

Zu den Helden, denen er in den Kriegsliedern Ehrenkronen wand, gehören zunächst sein Bruder und sein ältester Freund. Dieser bezeichnet die beiden Brüder als zwei sehr verschiedene Naturen und doch beide eins in Wahrheit und in der Kraft.

Der Hauptmann Karl von Schenkendorf, mit dem Orden Pour le mérite geziert, denn schon im Unglücksjahr hatte er Proben der Tapferkeit gegeben, erstritt sich in Lützen das eiserne

Kreuz und den Wladimirorden, um in der Schlacht bei Bautzen seine Heldenbahn zu beschließen.

Bei Hochkirch ihn empfangen
Hab' ich mit Liebesgruß,
Und ahnungsvoll empfangen
Den letzten heißen Kuß. (133.)

Vor zehn Jahren hatte er mit dem Grafen Karl von der Gröben den Bund geschlossen, den er seit dem Oktober 1806 nicht mehr gesehn. Als die Nachricht von der Schlacht bei Jena nach Königsberg kam, reiste Gröben noch am nämlichen Abend ab und eilte zur Armee. Er stand im Schlachtenfeuer bei Preuß. Eylau in einem Kampf, durch den nichts von dem Vielen gewonnen wurde, was verloren war, bis auf eins, die Ehre der preußischen Waffen. Er verließ seine Heimath 1812, um nicht in Rußland für, sondern in Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen. Vorerst begab er sich nach Stockholm in der Absicht, den Kronprinzen von Schweden zu einer Kriegserklärung gegen Napoleon zu bestimmen. Im folgenden Jahr war Gröben in Deutschland und leistete freiwillige Kriegsdienste in den Schlachten bei Lüneburg, Lützen und Bautzen. Der Ruhm, den sein nachheriger Schwiegervater, der General von Dörnberg, sich in Lüneburg am 2. April 1813 errang, strahlte unter dessen Mitstreitern auch auf ihn über.

Wo heiße Kugeln regnen
Und Blitze sprüht der Stahl,
Bei Lüneburg begegnen
Sie sich zum ersten Mal.
Da sprang der Edlen Kette,
Das war ein schöner Tag,
Als auf dem harten Bette
Der Morand blutend lag. (414.)

Das Entzücken, womit der Dichter die Kunde von dem vernahm, was geschehen — herrlich erfüllte sich, was er im vorahnenden Geiste gesehn — verbreitete um ihn eine königsbergische Atmosphäre. Er athmete sie ganz, da er mit umgegürteter Waffe im Felde die Freunde Gröben und Schrötter, Kanitz und Münchow als Bundesbrüder grüßte und küßte.

Wenn der Frau von Schenkendorf auch Carlsruhe Alles bot, was sie verlangte und wünschte, so mußte der Aufschwung im Anschauen der thatenreichen Ereignisse auch in ihr den edlen Stolz, eine Preußin zu sein, lebendig hervortreten lassen. Sie fühlte mit dem Gatten und hielt ihn nicht länger zurück. Ja — sie gab ihm wohl selber das Schwert. Das ist aus den Versen zu entnehmen, in denen der Sänger »der Schönsten«, die in der Ferne weilt, den Becher weiht.

Der guten, die mit Spiel und Scherzen
Den wunderbaren Ernst vereint.
Sie sendet uns in ferne Schlachten,
Wir ziehn um seligen Gewinnst,
Und, wie wir dürsten, wie wir schmachten,
Wir sind beglückt in ihrem Dienst. (397.)

Das Gelingen der Freiheitskämpfe war noch nichts weniger als gesichert. Noch schwankte das Kriegsglück, noch zögerte der Sieg für die Freiheit und Deutschlands Rettung bei der Uebermacht des Feindes. Wie groß auch die Verluste waren, die er erlitt, so sah er die Verbündeten von Lützen nach Schlesien, von der Elbe nach der Oder hin sich zurückziehn, aber in einer so ehrenvollen Haltung, daß es nur Zähne fletschender Aerger war, in dem der Spott der vermeintlichen Sieger sich ausließ. Es konnte nur zu einer heilsamen Erbitterung reizen, wenn die preußische Infanterie mit Beziehung auf die Jugend der eingetretenen Freiwilligen Enfanterie genannt wurde, wenn Napoleon eine Schlacht als einen Sieg zum Heil der Civilisation bezeichnete, da, mit Hinblick auf die Vielfarbigkeit der aus den mannichfachsten Ständen formirten Truppen, er von schlechtem, aus allen Gegenden zusammengelaufenen Gesindel sprach, welches den französischen Kriegern habe die Ehre streitig machen wollen.

Im Mai, ehe die Schlacht bei Bautzen geschlagen war, verließ Schenkendorf zusammen mit dem Professor Ladomus Carlsruhe und kam, wie beschwerlich auch die Reise sein mochte, dem Kriegsschauplatz vorbei, glücklich nach Schlesien. In Görlitz hält er am Grabe Böhme's eine Seelenandacht. In Hoch-

Digitized by Google

kirchen trifft er mit dem Bruder zusammen, der bald darauf in Hirschberg an den empfangenen Wunden starb, ein Vierteljahr nach dem Tode ihres Vaters. Der Dichter kam zu spät dahin, er konnte ihm keine Pflege mehr widmen, sondern nur ein poetisches Gedenkblatt:

Fahr Bruder wohl, Gespiele
In froher Kinderzeit,
Du schrittest vor zum Ziele —
Du Jüngerer, wie weit! (134.)

Bei dem Erfolg, den bis dahin die französischen Waffen erzielt hatten, erschien es nicht als unrühmlich, auf einen Waffenstillstand anzutragen und nicht als unweise von Seiten der Verbündeten, ihn anzunehmen. Er dauerte vom 4. Juni bis zum 20. Juli. Die fern vom Kriegsgeräusch lebten, glaubten in banger Verzagtheit, daß dem Waffenstillstand noch vor dem Ablauf ein Friede folgen werde unter Bedingungen, die Deutschland nichts weniger als der Selbständigkeit sich getrösten ließen. »Aus den Wolken sind wir gefallen, heißt es in einem Brief aus Berlin, über die Nachricht von dem Waffenstillstand. Gefährlich ist die Sache freilich, aber ich will mich der Bekümmerniß noch nicht überlassen, daß dies zu einem schlechten Ende führen wird.« Die am Freiheitskampf Betheiligten fürchteten das nicht, wie man dies aus dem von Siegesmuth erhobenen Leben im russisch-preußischen Hauptquartier in Schweidnitz genugsam ersehn konnte.

Am 8. Juni traf Schenkendorf daselbst ein und feierte ein freudiges Wiedersehn mit dem Grafen Karl von der Gröben. Das Andenken an Preußens Prüfungsjahre, an das, was sie gehofft und gelitten, trat wohl bei dem Empfange lebhaft vor ihre Seele. Auch für Schenkendorf war nun die Zeit gekommen, für Vaterland und Freiheit ins Feld zu ziehn, und die dienstunfähige Rechte bei solchem Eifer widersprach dem nicht. Die freudige Erhebung ließ keine Trübung zu, wenn auch der verhängnißvolle Würfel wiederholt so fiel, daß theure Augen der Freundschaft sich für immer schlossen. Jeder von den bei-

den hatte in des andern Bruder den eignen verloren. Wie Karl von Schenkendorf war auch Wilhelm Graf von der Gröben den Heldentod gestorben.

Wir hörten Geisterstimmen
Vom nahen Lützen her.
Die Donner Gottes klangen
In Ost, Süd, Nord und West,
Da haben wir begangen
Der Brüder Leichenfest (204.)

Es war dem Wilhelm Gröben,
Als ob sich Kränze wöben
Im Maien für sein Haupt;
Es waren Todeskränze —
O weh! dem falschen Lenze,
Der uns den liebsten Freund geraubt.

Er dachte noch im Sinken
Der einen, deren Winken
Sein Busen zärtlich schlug,
Der holden Frau der Schmerzen. (145.)

Der Chef einer Kürassier-Brigade in der Reserve-Cavallerie des zweiten Armeekorps, der Generalmajor von Röder, der vordem als Adjutant beim General von Scharnhorst gestanden, empfing Schenkendorf mit freundschaftlicher Herzlichkeit und dieser vermehrte die Zahl seiner Verehrer. Er singt im Soldaten-Abendlied:

Schlaf ruhig, Vater Röder,
Du lieber General,
Das betet wohl ein jeder
Aus deiner Krieger Zahl.
Du bist uns Lust und Segen
In Schlacht und Ungemach,
Du schläfst in Sturm und Regen
Wie wir oft ohne Dach. (185.)

Röder zog ihn oft an seinen Tisch und ließ für seinen Braunen sorgen. Schenkendorf besaß nur ein Pferd.

Bei dem ungezwungenen Wesen, das bei den Freiheitskämpfern herrschte, war es nicht vonnöthen, daß dem Eintretenden eine Uniform angepaßt wurde, wenn es ihm nicht be-

quem war, sie zu tragen. So begleitete der Hauptmann Karl von Bardeleben, der aus dem Dienst getreten, wieder in den Krieg gegangen war, seinen Schwager Röder in Civilkleidung. Schenkendorf war nur an der Militairmütze, an dem Bart, der seitdem seine Oberlippe beschattete, und an dem Schwert, das er sich um einen gewöhnlichen grauen Mantel oder Ueberrock geschnallt hatte, als Soldat zu erkennen. Die alten Freunde fanden sich zusammen, denn mit den Grafen von Münchow und Ernst von Kanitz, mit dem Freiherrn von Schrötter und dem Doktor Friedländer, der als Regimentsarzt diente, stand er in derselben Division. Alle empfanden es gleich, wie das Soldatenleben in einem gerechten Krieg, im Bunde herzinniger Freundschaft, das Schönste sei, das Männer erleben können.

Es hatte wohl weniger der Zufall als eigene Wahl bewirkt, daß der Dichter, während des Waffenstillstands und längere Zeit nachher, mit Gröben bei Gnadenfrei ihr Quartier hatten, in Peilau in einer traurigen Wohnung, die eben von einer ärmlichen Familie verlassen war, indem der Mann zur Landwehr abgegangen. Der Speisesaal der Brüdergemeine war zum Heerlager geworden. Die beiden Freunde zog es mehr in den Betsaal, wo sie sich am schlicht vorgetragenen Wort Gottes und am einfachen Gesang erbauten.

Damals lebte noch daselbst die fromme Charlotte Schleiermacher. Von einer gleichgesinnten Schwester empfing Schenkendorf einen Kalender, der zugleich Gebetbuch war und von ihm als Tagebuch benutzt wurde: »Die täglichen Loosungen und Lehrtexte der Brüdergemeine für das Jahr 1813.« Manches Gedicht trug er hier ein, wie er es eben ausgesonnen hatte. Oft geschah es, daß während Gröben aus dem offenen Fenster liegend für sich Kriegslieder mit lauter Stimme sang, er halb singend halb scandirend in der engen Wohnung auf- und niederschritt und neue dichtete. Eine Fülle schöner Lieder entströmte in dieser Zeit der begeisterten Brust.

Eine Mannichfaltigkeit, eine Rührigkeit war jetzt in das Leben von Gnadenfrei gekommen, die man sich nicht hatte träumen lassen, wo sich sonst die Tage in einförmiger Gleichmäßigkeit abspinnen. Schenkendorf steuerte sein Theil dazu bei. Am

Geburtstage des Königs ließ er vor dem Gebethause ein großes Kreuz aufrichten, das, von oben bis unten mit Lampen behängt, Abends Glanz und Freude verbreitete und mit vielem Vergnügen umwandelt wurde. Man ließ sich den außergewöhnlichen Festtag gern gefallen.

Das rege Treiben in Schweidnitz bot eine wunderbare Abwechslung dar. Bekannte trafen hier zusammen, die es längst aufgehört hatten zu sein und wurden jetzt Freunde mehr als je zuvor. Leute wurden gesehn und begrüßt als Wiederauferstandene, weil man sie wegen ihres langen Schweigens bereits den Verstorbenen beigezählt hatte. Rasch und leicht verstand sich die bunte Menge im Vertrauen auf eine glückliche Zukunft. Hervorragende Größen verloren sich in ihr, denn der gleiche Sinn, der überall zum Großen hinstrebte, hob jede absondernde Verschiedenheit auf. Der Fürst Radziwill, Wilhelm v. Humboldt, Niebuhr, v. Schön wurden weniger aufgesucht, als sie sich in das lustige Gewirr hineinfanden und sich darin wohl fühlten.

Als Schenkendorf mit seinen Jugendfreunden hier unvergeßliche Tage verlebte und es nicht an Aufforderung fehlen ließ zu Zusammenkünften, in denen funkelnder Wein die Freude erhöhte und Punsch-Libationen vollzogen wurden, gesellte sich zu den Königsbergern für kurze Zeit Alfred von Auerswald. Als sechszehnjähriger Jüngling war er aus der Schule ins Feld gezogen. In einem Brief an dessen Mutter berichtet Schenkendorf:

Es war im Sommer ein schöner Sonntagsmorgen, als mehrere Truppen durchgingen und ich die wohlbekannte Kleidung des Regiments sah, in dem mein seliger Vater gedient. Da rief mir ein Bekannter zu: Der Gefreite zum Schließen ist ein junger Auerswald. Es war Ihr lieber, fröhlich bescheidener Alfred.

Der Fröhliche ward wohl ernst, als er über das Befinden der Schwester Auskunft gab, der jungen Wittwe Gräfin von der Gröben. Im Tagebuch lesen wir unter dem 16. Juli: »Ueberraschendes Wiedersehn. Die arme Ida!«

Der Freundeskreis erweiterte sich, zunächst durch den Freiherrn Friedrich de la Motte Fouqué und Eduard Hufeland, Sohn des königlichen Leibarztes. Mit Herzlichkeit schloß sich

Schenkendorf an beide an. Jener, ihm als beliebter Schriftsteller längst bekannt, hatte sich zum ritterlichen Kampf gestellt, obwohl er — wenn auch erst 36 Jahre alt — so schwach war, daß er auf's und vom Pferde gehoben werden und wiederholt Tage und Wochen im Krankenbette zubringen mußte. Drei Dichter, Fouqué, Schrötter und Schenkendorf lebten einmüthig neben einander in einem Kreise alter oder neu gewonnener Freunde. Ueberall, wo während des Krieges im Lager ein Paar Tage verweilt wurde, da thaten sie sich zusammen, ließen Wein bringen, so gut er zu beschaffen war, und auf dem Boden, oft um ein Wachtfeuer gelagert, gaben sie sich einer Freudigkeit hin, die kein Ende finden konnte, singend und plaudernd stachelten sie sich gegenseitig zu losen Scherzen und Witzen an. Fouqué und Schenkendorf waren die Gesprächigen, ein kleiner Theil der sich hinzudrängenden Zuhörer gehörte zu den Mitsprechenden, die übrigen lauschten und lachten nur. Um die Liegenden pflegte sich ein Kranz von Stehenden zu bilden, die sich als Gäste und Zugelassene betrachteten. Einer unter diesen war ein jüdischer Freiwilliger, der bei aller Gutmüthigkeit durch Zudringlichkeit und allerlei üble Gewohnheiten lästig wurde, ohne es zu merken oder merken zu wollen. Vergeblich setzte er mehrmals an, um in den engen Kreis zu dringen. Palmachom wurde er genannt, vor dem sich jeder schob, denn

Wenn er schläft, so schnorcht er,
Wenn er wacht, so schwatzt er,
Wenn er schweigt, so horcht er,
Wenn er ißt, so schmatzt er,
Von Island giebt es bis nach Rom
Kein lust'ger Ding als Palmachom.

so faßte Fouqué seine Eigenschaften zusammen. So ward in der Arena, in der jeder seine Laune frei spielen ließ, angegriffen, wer durch Thun und Wesen Stoff zum Lachen gab. Fouqué stellte den Satz auf, es gebe keinen, der nicht in einem Punkt toll sei. Er errichtete, so weit seine sehr ausgedehnte Bekanntschaft reichte, eine tolle Brigade, in der Schenkendorf schnell zu hoher Würde befördert wurde und, deren Feldmarschall zu heißen, einem Blücher, wie derselbe lächelnd erklärte, nicht zur Unehre

gereiche. Es läßt sich denken, daß Schenkendorf, der, wie er sonst im geselligen Verein behaglich sich auf den Teppich lang hinstreckte, hier, wo der Anstand keine Beschränkung auferlegte, ganz am Orte war mit seinem Humor und seiner beredten Zunge. Fouqué ehrte ihn mit seinen »kerndeutschen Gesichtszügen« und mit der lahmen Rechten durch den Namen Götz von Berlichingen und er bemerkt: »unsere kleinen Beiwacht- und Lagerfeste im vertrauten Kreise gewannen stets durch Max ihren heitersten Schmuck, während oft zugleich die Thräne der wehmüthigen Rührung um seine fernen Lieben oder um die in das ewige Reich vorangerufenen Freunde, in seinem schönen Auge funkelte.*)

Es war Muße und Freiheit, um Spaziergänge und Fahrten zu unternehmen. Schenkendorf besuchte die Burg Kinsberg (Königsberg) eine Ruine, die, auf Büsching's Veranlassung wiederhergestellt, ein Vergnügungsort geworden ist. Da neben ihr ein Dorf, Schenkendorf, liegt, so unterzeichnete der Dichter die Worte, die er ins Frembenbuch schrieb, in folgender Weise: »Königsberg bei Schenkendorf, Schenkendorf aus Königsberg.« Einen großen Eindruck machte auf ihn die Veste Silberberg, ein Wunderbau Friedrichs des Großen zum Schutz der schönsten Provinz Preußens. Die Nachricht, daß dieser jungfräuliche Edelstein weggeschliffen werden soll, würde, wenn sie Schenkendorf's Ohr erreicht hätte, ihn zu einem Schreckensruf getrieben haben, wie die Zerstörung Marienburgs. Auf diesen Vergnügungsreisen wie auf dem Marsch versäumte er es nicht, alte und schöne Kirchen aufzusuchen und die Gemälde zu betrachten, vornämlich die, die durch Meister, wie Lukas Cranach, oder durch die alterthümlichen Vorstellungen seine Aufmerksamkeit reizten, wie der Stammbaum Jesu, aus dem Herzen Abrahams hervorwachsend, wie die Jungfrau Maria unter den zwölf Aposteln ihre Seele aushauchend. Neben frommen Denkmälern zogen ihn auch solche an, die dem Andenken von Heldenthaten errichtet sind, wie der Obelisk zu Ehren des Siegers in der

---

*) »Aus Max von Schenkendorf's Leben. Erinnerungen von Fouqué« in der Zeitschrift: Preußische Provinzial-Blätter, Königsberg 1834, Band XII., S. 105.

Schlacht bei Aspern. Auch seine Liebe zum Theater fand hie und da Befriedigung.

Wo er sich auch befand, ob einsam oder unter Freunden, in der Stille oder mitten im Geräusch der Waffen, nie verließ ihn die Erinnerung an die lieben Seinigen. Er schrieb häufig an die verlassene Gattin und beförderte die Briefe auf verschiedenen Wegen, da auf dem gewöhnlichen, der Post, viele verloren gingen. Dem Brief war bisweilen ein Gedicht beigefügt. Man liest im Tagebuch:

Am Brief an meine liebe Frau geschrieben. Alle Engel Gottes mögen die geliebteste schützen und freundlich geleiten! Sie mögen auch mit mir sein, daß ich thue und wähle, was recht und löblich ist. Der Wille des Herrn geschehe! Amen.

Wanke nicht mein guter Muth,
Daß der Schmerz mich nicht verzehrt,
Eh' mein Himmel wiederkehrt.
Ach, ich bin so blaß und krank,
Wüßte wohl dem Arzte Dank.
Honiglippe, Rosenmund
Sprich, wann machst Du mich gesund? (164.)

An der Schwelle der Ewigkeit, an die das scharfe Schwert ihn mahnte, dachte er an die fernen Freunde, aber auch an die Feinde, die er versöhnt wissen wollte, um, wenn es ihm so bestimmt wäre, ruhiger das Ende zu erwarten. Ein Brief ohne Ort und Zeit ist an eine Cousine seiner Frau gerichtet.

Ich habe mich in diesen Tagen nicht zurückhalten können, an meine Schwiegermutter zu schreiben. Es kam mir in das Gemüth, als wenn es just wohl schon an der Zeit sein dürfte, einen neuen Versuch zu machen. Sollte es noch zu früh gewesen sein, so werde ich mir deshalb doch nichts vorwerfen, denn ich bin meinem Herzen gefolgt und Kindern kommt es doch eigentlich immer zu, den ersten Schritt den Eltern entgegenzuthun, wären sie auch von diesen beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen einen Gruß zuzurufen und durch einige Worte mich in Ihr wohlwollendes Gedächtniß zurückzubringen. Zugleich thue ich es, um doch irgend einem guten Herzen die unsägliche Freude mitzutheilen, die ich durch einen Brief meiner himmlischen Frau — den ersten, der in meine Hände

kommt — gehabt habe. Sie befindet sich recht wohl, Jettchen auch. Gott bereite uns ein frohes Wiedersehn!

Wenn den Schreiber hin und wieder Wehmuth beschlich, so genoß er doch als Vaterlandsstreiter im Voraus die Fülle, die er sich mit der Freiheit verbunden dachte, den Ueberschwang erhebender Empfindung.

Napoleon hatte die Zeit des Waffenstillstands nicht ungenutzt gelassen, die Verbündeten aber, namentlich die Preußen, eine erfolgreichere Thätigkeit entwickelt. Bei ihnen war jetzt die Uebermacht, und um so weniger zweifelten sie an dem glücklichen Erfolg. Glorreich war der Wiederanfang des Krieges. Der Leipziger Völkerschlacht gingen zwei Siege voraus, die gleichzeitig Preußens Waffenehre verherrlichten und für den glücklichen Ausgang der Dinge Bürgschaft leisteten. Bülow schlug am 23. August die Schlacht bei Groß-Beeren und die Ruhe Berlins war gesichert, Blücher am 26. August die Schlacht an der Katzbach und für Breslau war nichts mehr zu fürchten. Nicht wohlfeil wurde der Ruhm erkauft und theures Blut mußte als Preis dafür eingesetzt werden. Das empfanden Schenkendorf und seine Freunde, als in Mariaschein bei Töplitz für drei Tage, 19. — 21. September, das Lager aufgeschlagen wurde und Alles sich zum heitersten Soldatenleben zu gestalten schien. Der Graf Karl von der Gröben, nun wieder in preußischen Diensten, kehrte zu ihnen zurück, die er vor einem Monat verlassen hatte, aber mit ihm kam auch die Kunde dahin, daß der Graf Karl von Dohna, bei Angriff eines französischen Quarrés, bei Wittstock gefallen war, und kurz bevor die Röder'sche Division von Mariaschein wieder aufbrach, verbreitete sich die Todesnachricht vom Grafen Karl von Kanitz, der bei Groß-Beeren den Opfertod gefunden. Das waren harte Erfahrungen, der Gedanke indeß, daß es den tapfern Waffenbrüdern vergönnt gewesen, um den Preis des Lebens der Freiheit höchstes Gut zu erkaufen, überwog Schmerz und Klage. Schenkendorf war mit Banden der Dankbarkeit unauflöslich an das Haus Dohna-Schlodien geknüpft, aber er

konnte es nicht über sich gewinnen, dorthin zu schreiben, denn er fürchtete bei der vorwaltend freudig erhöhten Stimmung nicht den passenden Ausdruck zu treffen:

Trotz meiner Trauer hätte die Hoffnung und Begeisterung, in der wir beim Heer im Hauptquartier damals lebten, dort nur verletzen müssen.

Es war dem Dichter aufgespart, »das Lied von den drei Grafen« zu singen und in ihm den edelsten Trost durch gläubige Erhebung auszusprechen

— Heiden mögen klagen,
Wir Christen sehn es tragen
Aus Dunkel und aus Blut. (147.)

Drum soll der Christen Grämen
Noch stets voll Freude sein. (207.)

Aus Schenkendorf's Tagebuch ersehen wir, daß der Präsident von Schön in Schweidnitz und Reichenbach mit ihm verhandelte, um ihn im militairischen Verwaltungsrath zu beschäftigen. Gewiß hatte sein Gönner die Ansicht, daß er als Beamter das leisten könne, was er als Soldat nur leisten wolle. Doch ist es fraglich, ob es nicht von größerem Nutzen war, daß Fouqué unter der kriegsfertigen Jugend als ein Ritter von der traurigen Gestalt erschien, daß Schenkendorf sich in ihrer Mitte befand, wenn seine linke Hand auch nie in soweit die rechte ersetzte, um gehörig den Zügel oder das Schwert zu führen. Bei ihrem Anblick mußte, wer kräftig war und gesunde Gliedmaßen hatte, die doppelte Aufforderung erkennen, dem Feinde mannhaft zu begegnen, abgesehen davon, daß die begeisterte Dichterseele mitten im Waffengefühl Muth und Feuer zu helleren Flammen entfachte.

Schenkendorf ging nicht in den Vorschlag ein. Er zog es vor, sich zur Kriegsfahrt anzuschicken und scheute nicht den Kugelregen.

Er verließ »den wahrhaft gesegneten Aufenthalt in Gnadenfrei« und war zugegen bei dem Uebergang des Kleist'schen Armeecorps über die Festung Silberberg. »Welch ein entzückender Anblick, schreibt ein befreundeter Kampfgenosse, die

Krieger mit ihren blitzenden Gewehren, mit den Kanonen von der Höhe herab durch die Bergschluchten lustig und frisch der wilden Schlacht entgegengehn zu sehn!« Im stürmischen fürchterlichen Wetter auf Wegen, die von der Wartha überschwemmt waren, ging es nach Glatz. Im Bade Reinerz traf Schenkendorf den Hofrath Hirt und den Schauspiel-Direktor Iffland an. Glatz wurde am 28. August und Prag schon am 1. September erreicht.

Wir grüßen dich mit Waffentänzen,
Wir neigen uns an deinen Grenzen,
Du klangreich Böhmenland!
O Heer im Schmuck der grünen Reiser,
Wir rufen Sieg und Heil dem Kaiser,
Der deinen Sinn erkannt.

— —

Die Väter sind versöhnt.
Wie wird's euch sein, ihr deutschen Lande,
Wenn dann das Heer in Karls Gewande
Den Kaiser wieder krönt? (174. 175.)

Die Verbindung Oestreichs mit Preußen erkennt er als einen Segen, der aus Scharnhorst's Blut entsprossen ist. Nicht der Wunden achtend, reiste der Feldherr nach Oestreich, um königliche Aufträge auszuführen, konnte aber nur Prag erreichen:

Führt in Eile mich gen Prag,
Will mit Blut um Oestreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag. (130.)

Im Tagebuche lesen wir:

Prag. Herrliche, ehrwürdige alte Königsstadt, schönste von allen, die ich sah. Moldaubrücke mit der Statue des h. Nepomuck. Der Berg Hradschin. — Im Theater Madame Löwe-Tieck. Robert. Carl Maria von Weber. Niebuhr.

Nach sechszehntägigem Aufenthalt in Prag wird nach Töplitz und Marienschein marschirt, über Bilin dem Basaltfelsen vorüber. »Schönes Feldlager im trockenen Eichenwald. Sternenhimmel. Langes Gespräch am Feuer«. Von Saatz aus

besuchte Schenkendorf Schönhof. Am 5. Oktober Marsch im Regen nach Annaberg. Der Zug über das Erzgebirge war herrlich, aber bei dem schlechten Wetter äußerst schwierig. »Schöne Thäler, auf der einen Seite Felsen, auf der anderen die Mulde.«

O Leipzig, Stadt der Linden,
Dir glänzt ein ew'ges Licht,
Zu dir den Weg zu finden,
Braucht man den Führer nicht.
Man wird es nie vergessen,
Wie Babels Thurm erlag,
Man spricht von Leipzigs Messen
Bis an den jüngsten Tag. (260.)

Als wir zum Schlagen rückten
Und nun die Stadt erblickten,
Bei der man künftig schwört — — (204.)

Der wird zum Licht geboren,
Wer heute rühmlich fällt.
Das ist ein leichtes Sterben,
Das ist ein süßer Tod,
Wenn's gilt, aus bittrer Noth
Die ew'ge Lust zu erben. (196.)

Schenkendorf wohnte der Völkerschlacht bei in ihren vier großen Kämpfen von dem großen Kavallerie-Gefecht bei Liebert-Wolkwitz bis zu dem entscheidenden Tage vom 14ten bis zum 19. Oktober. Er blieb von den Kugeln unberührt, aber sein Gaul wurde verwundet. »Die Morgensonne des 19. Oktobers 1813, so heißt es in Fouqués Schilderung, strahlte über die große Kampfsebene in Leipzig hin, ernst, feierlich, dem Sinne des herrlichen Tages ganz angemessen. Die Rödersche Kürassier-Brigade rückte feierlich ernsten Schritts in der Gegend von Probstheide feindan, vor uns Preußische Ulanen. Die Wichtigkeit der über uns schwebenden Entscheidung empfand jeder, einigermaßen mit Sinn für die höhere Kriegskunst Begabte. Feindliche Geschützkugeln begrüßten uns, auf einen ernsten Widerstand deutend. Links von uns in einem sanft eingesenkten Thale hörte man französischen Befehlsruf. »Sie wollen uns überflügeln«, ging ein leises Reden und Winken durch die

Reihen. »Das giebt bald eine Linksschwenkung und ein tüchtiges Drauf«. Max ritt unweit von mir. »Halt!« hieß einstweilen der Befehlsruf für die Ulanen vor uns und für uns mit. Max kam zu mir heran. Er trug einen französischen Dragonerhelm in der Hand, den er vom Boden aufgenommen hatte und demonstrirte mir mit sinnvollem Eifer, wie er den wolle zum Pokale bereiten lassen und hoffte noch daraus manchen Zug edlen Weines zu thun mit mir und anderen Freunden in Gott preisender Erinnerung unserer Waffenfahrten*). In diesem Augenblick kam der König von vornher mit kleinem Gefolg, zwischen den Ulanen durch, langsam herangeritten. Max in seiner Civiltracht ritt seitwärts. »Richt' euch!« scholl das Kommando. Wir hielten gerade die blanken Klingen zur Hand und der freudige Hurrahruf der Kürassiere und freiwilligen Jäger hallte dem geliebten Monarchen entgegen. Seine Hand winkte abwehrend. Alles ward still. »Der Feind braucht gar nicht zu hören, wo die Kavallerie hält,« sagte er im Näherkommen. Der erwartete Anfall gegen uns unterblieb. Der das brandenburgische Kürassier-Regiment anführende Offizier ritt zum Rapportiren gegen den König nahe vor mir hinan. Da hörte ich die begeisternden Worte des Beherrschers: »Ich gratulire zur gewonnenen Bataille« und sahe das königliche Antlitz von Siegesfreude leuchten.«

Wie herrlich strahlt Dein Angesicht
Im Sonnenglanz, im Freudenlicht.
  Im Siegesglanze,
  Du Königslanze!

Du grüßest uns, wir grüßen Dich.
Es freuen Mensch und Engel sich,
  Wenn Recht verschaffen
  Gott und die Waffen. (200. 201.)

Der Berichterstatter erzählt ferner, wie darauf Schenkendorf auf die Frage: »Was hat der König gesprochen« den scherzhaften Bescheid erhielt, er habe sich erkundigt, wer die un-

*) Schenkendorf's Gedichte 1862 S. 502.

förmliche Gestalt sei, die (den Dragonerhelm unter dem Civilmantel bergend) einem Falstaff gleiche. Der Geneckte habe aber die Siegesbotschaft in des Freundes Antlitz gelesen und voll freudigen Dankes gern den Spaß verziehen.

Wenn Schenkendorf auch alle Sieger Leipzigs gleichen Preises werth erachtete, so richtete er den Blick doch vorzugsweise auf die landsmännischen Helden, auf das ostpreußische Landwehr-Bataillon, das mit Löwenmuth zuerst in die Stadt eindrang am 19. Oktober. Dies geschah unter der Leitung des Oberlandesgerichtsraths Friccius *), der dem Ruf folgte:

Ihr Herren Rechtsgelehrten,
Es kommt für euch ein Tag,
Die Güter sind verpfändet,
Die keiner missen darf,
Die Freiheit ist entwendet,
Macht eure Beile scharf! (142.)

Herr Friccius willkommen,
Willkommen Rath und Held!
Die Waffen sind genommen,
Zeuch mit in's blut'ge Feld! (116.)

Mehrmals ist die Erstürmung des Grimmaischen Thors gemalt. Zur Erklärung eines Bildes ist Folgendes aufgezeichnet: »Der Major Friccius, welchem sein Pferd durch eine feindliche Kugel unter dem Leibe getödtet wird, ergreift das Gewehr eines Landwehrmanns und dringt so seinen Soldaten voran in die Bresche, welche unter heftiger Gegenwehr des Feindes erweitert wird. Der Hauptmann Motherby liegt, von einer Kugel getroffen, dicht hinter ihm in den Armen seines Freundes, des Lieutenants Stumpf. Links zu Pferde der Brigade-Commandeur Prinz von Hessen-Homburg, der sich selbst an die Spitze der Sturmkolonne gesetzt hatte.« **) Motherby, der als Re-

*) Als General-Auditeur gestorben in Berlin 1856.

**) Der Maler ist Bleibtreu, der bei seinem Werke Friccius' Angabe benutzte. Ein älteres Bild malte Rechlin.

gierungsrath in die Landwehr eingetreten war, hatte den Tag vorher mit seiner Kompagnie das Dorf Stinz bei Leipzig eingenommen; im Sturmschritt drang er jetzt in das Stadtthor, als er, über eine umgestürzte Pallisade steigend, von einer Kugel getroffen, todt niedersank.*)

Ach! es ist ein Mann gesunken,
Einer aus der treuen Schaar.
Hier im deutschen Boden senken
Neben Gellert wir Dich ein;
Möchte Gott uns allen schenken,
Deines Todes werth zu sein. (202. 203.)

Als die Nachricht des vollkommenen Sieges den drei verbundenen Monarchen überbracht wurde, so sanken sie auf der Anhöhe, von der sie die Schlacht beobachtet hatten, auf die Knie und brachten der höchsten Gnade ihren Dank in frommen Gelübden dar. So meldet eine schöne Sage, die aber nicht erwiesen und wohl erst später entstanden ist, weil ihr sonst in des Dichters Liedern unfehlbar ein Erinnerungsmahl gewidmet wäre.

Durch den Sieg der Siege war Deutschland gerettet, das rechte Rheinufer frei und für Napoleon für immer verloren. Seine Sorge war nur die, sich auf das linke Rheinufer hinüberzuretten. Bis dahin folgte den Fliehenden Fouqué, um dann, seiner leidenden Gesundheitszustände eingedenk, auf seinem Landgute Erholung und Ruhe zu finden. Auch Schenkendorf gab es auf, »das Lustspiel alter Heldenwelt« weiter zu führen. Er blieb in Leipzig zurück in der Meinung, dem ruhmvollen Laufe der Dinge in anderer Weise nützen zu können.

*) Gedächtnißschrift auf John Motherby (verfaßt von Ferd. Delbrück.) Aus dem Amtsblatt der k. ostpreußischen Regierung. Königsberg 1813.

XII. Nach der Leipziger Schlacht.

Entweder durch seine Kriegslieder empfohlen oder auf Rath des Präsidenten von Schön empfing Schenkendorf durch den Freiherrn von Stein eine Stellung, die durchaus seinen Wünschen entsprach, denn sie eröffnete ihm einen Wirkungskreis, durch Eifer und kluges Benehmen die gute Sache wesentlich fördern zu können. Mit seiner Wahl war man allerseits höchlich zufrieden, als er bei der großartigen Verwaltungs-Kommission beschäftigt wurde, die eben so für die allgemeine Bewaffnung als für die Mittel zur Verpflegung und Errichtung von Lazarethen zu sorgen hatte. Schenkendorf nannte sie mit Recht eine Bewegungsanstalt, weil frische Kraft durch sie unaufhörlich dem weit verbreiteten Kriegswesen zugeführt und eine allseitige fruchtbare Thätigkeit lebendig erhalten wurde. Frankfurt war als Sitz für die Centralverwaltung der Bewaffnungs-Angelegenheiten gewählt. Nach Stein's Bestimmung arbeitete Schenkendorf im Anfange als Agent derselben bei dem Großherzog von Baden und hatte bei der Stellung des Baden'schen Kontingents und der Volksbewaffnung am Ober-Rhein Gelegenheit, durch Umsicht und rasche Handlungsweise dem in ihn gesetzten Vertrauen bestens zu entsprechen.

Im Januar 1814 läßt er die Baden'sche Landwehr singen:

Langer Knechtschaft Joch und Schanden
Hat der Herr von uns gewandt.

Wo die hohen Burgen rauchen,
Hundertjähr'gen Frevels Spur,
In die theuren Aschen tauchen
Wir die Hand zum Racheschwur.
Wir entsühnen uns, wir sagen
Uns von jenem Volke los. (217. 220.)

Von großer Wichtigkeit für sein Leben, vornämlich für seine politische Bildung, war das Freundschafts-Verhältniß, das er mit dem Senator Johann Smidt aus Bremen schloß, einem Manne, der, wie es bei Aufstellung seiner Ehrenstatue erklärt wurde, das Wort Schiller's als aus seinem Herzen gesprochen erachtete:

Nichtswürdig ist der Mann, der nicht
Sein Alles setzt an seines Landes Ehre.

Smidt, als Abgeordneter Bremens im Hauptquartier der Verbündeten, besuchte in Carlsruhe seinen Freund, den Kirchenrath Ewald, und dessen Schwiegersohn, den Major von Kalenberg, einen gebornen Preußen. Durch sie wurde er auf den Dichter aufmerksam gemacht. Zusammen mit dem Advokaten Dr. Gildemeister, der ihn als Legations-Secretär begleitete, begab er sich zu ihm und schrieb am 20. Dezember 1813:

Herr von Schenkendorf ist heute von Herrn von Stein ersucht worden, an den Arbeiten des Verwaltungsraths Theil zu nehmen. Wir haben ihn diesen Morgen besucht und sind aufs herzlichste aufgenommen. Stein weiß seine Leute zu wählen, auch dieser ist ein Mann, wie er sein muß. Wenn es so fortgeht, so muß der französische Tigre singe dem deutschen Nationalgenius unterliegen. Schenkendorf wird wahrscheinlich mit Rühle reisen und arbeiten. Es ist wohl der Mühe werth, die Leute kennen zu lernen, die die neue Welt gestalten helfen.

Er nennt ihn den herrlichen Schenkendorf und weiß bei ihm nicht den Menschen, den Patrioten und den Dichter zu scheiden, denn wie bei keinem sonst schmilzt alles dies in eins zusammen. »Die Dichterwelt, so wird bemerkt, hält ihn nicht so fest, daß sie ihn für die wirkliche untauglich machte« und die wirkliche, so dürfte man fortfahren, vermochte nie seine Empfindung für das Erhabene und Heilige abzustumpfen. Seine Kriegslieder

nahm niemand feuriger auf als Smidt, der zehn Jahre älter, das offene, heitere, herzige Wesen mit dem Sänger theilte und der die Verbreitung der Gedichte als eine Herzensangelegenheit erkannte. Er schreibt:

Noch ehe die Alliirten in die Schweiz einrückten, habe ich das Gedicht »an die Schweiz« dahin geschickt.*)

Wenige Tage vor dem Tode des greisen Dichters Johann Georg Jacobi habe ich noch einen frohen Tag vor seinem Bette zugebracht. Ich las ihm die Schenkendorf'schen Gedichte vor, die ihm große Freude machten.

Es war ihm nicht gleichgültig, mit des Dichters Freunden bekannt zu werden, mit Männern wie Professor Ladomus in Carlsruhe, Dr. Friedrich Lange, dem Uebersetzer des Herodot, der Schenkendorf's Kriegskamerad gewesen war und eine Zeit lang als Gefangener unter den Franzosen gelebt hatte, und dem Arzte Dr. Friedländer. Zu verschiedenen Zeiten suchten diese den gastfreien Smidt in Frankfurt auf, wo er als Bremischer Bundesgesandter viele Jahre lebte.

Görres, dessen publicistische Schriftstellerei von jeher den Franzosen den Krieg erklärte, ward der gemeinschaftliche Freund von Smidt und Schenkendorf. Wenn Görres auch mit ganzer Seele an seiner Vaterstadt Koblenz hing, so war doch Heidelberg seine andere Heimat, woselbst er einen großen Theil seines Lebens zubrachte. Durch Herausgabe des »Rheinischen Merkurs« in Koblenz stellte er seit 1814 eine neue Macht dem Franzosenthum entgegen und bekämpfte die Freunde desselben, wenn sie hie und da ein Lebenszeichen gaben, bis zur tödtlichen Vernichtung. Er wandte sich an Dichter wie Stolberg, Kleist, Brentano und Schenkendorf und erbat sich von ihnen Beiträge. Die des letzteren sagten ihm am meisten zu. Bisweilen versah er sie mit einem rühmlich anerkennenden Vor- oder Nachwort, ohne den Verfasser zu nennen, den der Leser aus den volksthümlichen, doch würde- und bedeutungsvollen Versen von selbst erkennen sollte, denn sein Lied, äußert er, ist »einer der allerbesten Klänge, die sich in diesem Kriege entzündet haben und

*) Schenkendorf's Gedichte 1862, S. 526.

wohl werth, daß es auf allen Straßen und Wegen vom Volk gesungen werde«.*)

Schenkendorf wurde von Carlsruhe, wo die Geschäfte der gleichgesinnte Ladomus seitdem verwaltet haben wird, nach Frankfurt versetzt. Er hatte hier das Glück, wie er sich ausdrückt, unmittelbar unter der Leitung des Obrist-Lieutenants Rühle von Lilienstern geraume Zeit zu arbeiten. Mit freudigem Herzen sah er hier immer mehr und mehr eine streitlustige Rührigkeit sich entwickeln in eifriger Wahrnehmung der täglichen Waffenübungen. Selbst wohlhabende Kaufleute verschmähten es nicht, den Landsturmrock anzuziehen.

Von Waffen hör' ich's schallen,
O Krönungsstadt, in dir,
Viel Kaufherrn seh' ich wallen
In reicher Rüstung Zier.
Bewehre nur mein Rühle
Die Bürger männiglich.

Sein diplomatisches Geschick wurde hier erkannt und der Dichter für geeignet erfunden zu Sendungen auf den Kriegsschauplatz zu Blücher und Smidt. Er befand sich in Chaumont, als der Schlachtendonner von Brienne dort herüberhallte. Smidt schreibt, Langres, 3. Februar 1814:

Die Schlacht ist gewonnen. Alexander und Friedrich Wilhelm sind im Verfolgen des Feindes begriffen. Blücher scheint das Beste dabei gethan zu haben. Gestern morgen mitten in diesen Erwartungen, wie man eben gehört hatte, daß es gut gehe und daß schon vierzig Kanonen genommen sein, trat der herrliche Schenkendorf und Ladomus zu mir ins Zimmer.

Chaumont, 7. Februar 1814:

Hoffentlich wird Troyes heute oder morgen genommen. Mit Schenkendorf und Ladomus herrliche Stunden verlebt. Der Legationssekretär des Grafen Keller ist Jacob Grimm, der über altdeutsche Gedichte Vieles herausgegeben, auch ein excellenter Mann.

Chaumont, 8. Februar 1814:

Schenkendorf und Ladomus blieben gestern Abend noch bis 11 Uhr bei uns, wo sie abreisten. Troyes ist gestern genommen. Ich hoffe, Schenkendorf soll einmal nach Bremen kommen.

*) Schenkendorf's Gedichte 1862, S. 534.

So wurde Schenkendorf's Wunsch erfüllt, nicht »ganz fern vom Kriegsgeräusch« leben zu dürfen. Durch eine Cabinets-Ordre erfolgte seine Ernennung zum Offizier. Wenn er demnach auf Entlassung aus dem Dienst des Freiherrn von Stein antrug und die Militair-Uniform sich anlegte, so blieb er in Frankfurt ungefähr in der nämlichen Stellung.

Als wider alles Vermuthen die kriegerischen Verhältnisse sich wiederum ungünstig gestalteten, da hatte Schenkendorf neben diesem Schmerz noch Niederbeugenderes zu ertragen, indem er in Frankfurt Gelegenheit fand, das geheime Treiben der oberrheinischen Fürsten zu belauschen, zu sehn, wie sie gegen die Volksbewaffnung in versteckter Weise Maßregeln ergriffen, aus Furcht, den Unterthanen die Waffen in die Hand gegen ihre Herrn zu geben. Die Centralverwaltung hatte da, wie er klagt, mancherlei Schwierigkeiten zu begegnen, denen das Geschäft »durch die getheilte und nicht überall gleich würdige Ansicht mehrerer Theilnehmer unterlag.« Er hätte am liebsten von vaterlandsverrätherischen Absichten der Fürsten gesprochen, wie dies aus einer Mittheilung an Smidt hervorgeht:

Ich habe lange genug unter ihnen gelebt und zu tiefe Blicke in das Getreibe gethan, um nicht zu einem Urtheil berechtigt zu sein. Als der Großherzog von Baden bei unseren Monarchen in Frankfurt war, schickte er Offiziere nach Mainz und an Napoleon. So gingen während des vorigen Sommers (1814) von Baden aus täglich geheime Kouriere nach Paris und nach München.

Von Frankfurt aus kam Schenkendorf von Zeit zu Zeit nach Carlsruhe herüber. Nach dem Einblick in das staatliche Verhältniß konnte es ihm daselbst nicht heimisch sein, selbst im eigenen Hause nicht, so lang in Frankreich noch der Schlachtensturm tobte. Da hob er den Faden wieder auf in dem Lebenslabyrinth, der ihn an Königsberg knüpfte. Es war ringsum lichter geworden, die Siegeskunden stellten den glücklichen Erfolg nicht mehr weit hinaus. In dieser Zeit richtete er einen Brief an die Landhofmeisterin von Auerswald. Seitdem, daß sie in den Grafen Karl zu Dohna einen Neffen und Wilhelm von der Gröben einen Schwiegersohn verloren, hatte er nicht geschrieben. Jetzt erinnerte er sich an ihren Geburtstag und er

säumte nicht, wie sonst die fromme Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Er schrieb, Carlsruhe 24. März 1814:

Der Kreis ist kleiner geworden, aber wie Viele leben noch, welche Sie lieben und jetzt für Sie beten. Mögen Sie noch lange und ungetrübt sich erfreuen können der beginnenden Freiheit und Herrlichkeit unseres Vaterlandes.

Als Geschenke erfolgten ein Bild und ein Gedicht.

Ein kleines Bild, vorstellend ein Denkmal der herrlichen Zeit unseres Vaterlandes, das Münster von Strasburg. Deutsche Kunst ist es, die es erfand, und deutsche Hände haben diesen Koloß gethürmt. Es ist daher nicht ganz ungeeignet zu einem Geschenk im Jahr 1814, wo von der Ostsee bis zum Vasgau das Wort Deutschland wiederhallt. Es ist auch nicht ohne Beziehung auf mich, denn ich habe die Organisation der Truppen zu besorgen gehabt, welche es jetzt — leider nur einschließen. Erwin von Steinbach würde wahrlich zürnen, wenn man sein Werk zerstörte, um die herrliche alte Stadt zu befreien. — Die Mächtigen wollen nun einmal nichts thun; von Gott und dem Volke soll Alles geschehn. In einigen Tagen werde ich auch, wenngleich nur auf kurze Zeit, zu diesem Blokade-Korps gehen. Ich hoffe da Manches bewirken zu können und es ist mir auch schwer, ganz fern vom Kriegsgeräusch zu leben.

Es klingt ein echter Ton zurück,
Er kommt aus fernem Land,
Der Pilger bleibt mit Herz und Blick
Den Liebsten zugewandt.

Wie fern auch seine Pfade sind,
Er ist noch immer nah
Und steht ein frommes, theures Kind
Oft anzusehen da.

Auch in der Fremde schallt Gesang
Der Freundlichkeit zum Preis,
Die Ritterdienst und Saitenklang
Wohl zu vergelten weiß.

O Leben sei Ihr lind und leicht,
O Frühling sei Ihr warm!
Sie sinke, wenn einst beides weicht,
In eines Engels Arm.

Und schaue Gottes Angesicht
Und finde Himmelsruh,
Und sende Frieden, Trost und Licht
Dem treuen Freunde zu.

Im Frühlinge 1813 schickte ich Ihnen die Verse, die Franzosen haben sie aber weggenommen. Nehmen Sie sie ein Jahr später freundlich an.

Beinahe ein halbes Jahr liegt zwischen der Flucht der Franzosen über den Rhein und dem Einzug der Verbündeten in Paris. Der Feind schien die sieggekrönten Unternehmungen nur erschweren, keineswegs ihnen eine bedenkliche Wendung geben zu können. Aber die Zeit der Spannung, wie die deutschen Vaterlandsfreunde geglaubt hatten, war noch nicht vorüber. Schon war die Seine erreicht und überschritten. Da stellten sich die Verhältnisse ungünstig, es mußte am 23. Februar 1814 Troyes geräumt werden, nachdem vier Tage vorher Soissons wieder von den Franzosen eingenommen war. Friedensbedingungen werden versucht. Napoleon mäßigt in so weit den Siegerstolz, als er in sie eingeht, aber er zerreißt die Urkunde, anstatt sie zu unterzeichnen. Und bei dem ungehemmten Vorrücken der französischen Truppen stand dies zu erwarten und zu befürchten.

Allein während der Freiheitskriege, des vielfach wechselnden Schauspiels auf der blutigen Szene, gedieh manche Befürchtung zum Segen, indem sie sich verwirklichte, und manche Hoffnung wäre zum Fluch geworden, wenn sie sich erfüllt hätte. »O hätte Napoleon unter den Tausenden bei dem Uebergang über die Berezina den Tod gefunden!« so seufzten Viele, als die zersprengte große Armee sich zur Gegenwehr aufstellte. Was würde die deutsche Nation ohne den heroischen Kampf gewonnen haben? Ruhe und Zufriedenheit schwerlich, Selbstbewußtsein und Vaterlandsliebe in keinem Fall. Unter den trüben Erfahrungen, mit denen der Freiheitskrieg eröffnet wurde, erschien den Politikern als das Traurigste der Waffenstillstand. Statt eines schimpflichen Friedens, den sie voraus-

jagten, wurden glorreiche Erfolge erzielt. Und als der eingeleitete Waffenstillstand nicht abgeschlossen wurde, da zweifelte man nicht, daß der Ruhm, der auf deutschem Boden erfochten war, auf dem französischen mit der Erinnerung an ihn verloren sein würde. Aber bald darauf mußte Napoleon auf Gnade oder Ungnade sich ergeben.

Wie in einem Gassenhauer auf »Triumph«

Des Räubers Haupt vom Rumpf!

gereimt ward, so ward in Zeitschriften in allem Ernst die Frage erörtert: »Ist es erlaubt, einen Tyrannen zu tödten« und daran erinnert, daß einem Harmodius und Aristogiton von der Nachwelt Bildsäulen errichtet seien. Die verbündeten Sieger krönten ihr Werk durch Großmuth. Sie wollten nicht, daß die Weltkarte durch einen Schandfleck entstellt würde, der schwarz genug gewesen, um die ganze Helden- und Ehrenbahn zu verdecken.

Dergleichen Besorgnisse, dergleichen Gelüste finden wir nirgend in Schenkendorf's Kriegsliedern ausgesprochen, ja nicht einmal angedeutet. Das ist anders bei andern Dichtern, wo der Schrei der Verzweiflung und der Ausbruch tollen Uebermuths ein grelles Farbenspiel zuwege bringt von Schlagschatten und Glanzlichtern. Wenn jener damals, als der entthronte Kaiser noch der Allmächtige war, wünschte, daß die Stadt, die er das alte Babel, der Sünden Mutterschooß nennt, wie Sodom untergehe, so will er jetzt, daß auch sie die Lust der Freiheit mit den Siegern mitgenieße.

Die Lust an Freiheit, welche kam,
Selbst Feindesland zu retten. (267.)

Laut der Declaration, Paris 31. März 1814, sollte das alte Frankreich, wie es unter seinen Königen bestanden, nicht nur keinen Verlust erleiden, sondern gewinnen, indem die Souveraine sich zu dem Grundsatz bekannten, daß zum Glück Europas Frankreich groß und stark sein müsse. Paris komme es zu, den Frieden der Welt zu beschleunigen, es möge seinen Wunsch in Betreff des zu berufenden Herrschers aussprechen und das vor seinen Mauern stehende Heer werde die Stütze seiner Entschließungen sein.

In einem lateinischen Gedicht (ein solches nahm sich in der deutschthümelnden Zeit auffallend genug aus) sagt das Jahr MDCCCXIV

Aber am Sieg ist genug; ich bin nur Sieger, nicht Rächer,
Wechselseitig Verzeihn decket unzählige Schuld. *)

Wenn bei der Bewaffnungs-Angelegenheit nur zu oft Eintracht und Opferfreudigkeit schmerzlich vermißt ward, so griff die Verstimmung immer mehr bei dem Gedanken durch, wie sich die Verhältnisse endlich gestalten würden. Wenn die Lieder dem Dichter sonst von Herzen kamen, so nicht das, welches im Feierklange anhebt:

Nun singt von Andacht hoch durchglüht
Der Freiheit Lobgesang!
Im Himmel und auf Erden klang
Noch nie ein schön'res Lied. (269.)

Am 31. März 1814 waren die Verbündeten in Paris eingezogen, am 5. Mai war Ludwig XVIII. daselbst, den die Franzosen als Monarchen verlangt hatten, mit Jubel empfangen worden.

Es gab der festlichen Tage viel in Palästen und in Hütten, Willkommbegrüßungen und Ehrenbezeigungen. Der Jahrestag der Leipziger Schlacht kehrte wieder, aber seine Feier war eine getheilte, die Einigkeit Deutschlands, die damals für immer errungen sein sollte, hatte, wie es sich zeigte, nur kurzen Bestand. Arndt fragte an:

»Werden am 18. Oktober, sobald es dunkelt, in den Grenzen von ganz Germanien, von Stralsund bis Triest und von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und, wo diese fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Thürmen Feuer angezündet und bis gegen Mitternacht unterhalten werden?«

---

*) At vicisse sat est; victor non ultor habebor,
Condit amor noxas mutuus innumeras.
F. Roth.

Die Erinnerung fruchtete wenig. An eine Vereinigung zu einem allgemeinen Feste war nicht zu denken. In Göttingen ward sogar die Feier untersagt. Im Badischen wollte man sie nicht geradezu verbieten und nichts dagegen einwenden, »wenn sich einige Partikularen an diesem Tage belustigen« sollten. Durch die Zeitung wurde verbreitet, daß selbst in der Hansa das Jahresfest der Freiheitsschlacht lau begangen sei. Görres glaubte, was ihm von Bremen aus berichtet wurde, wenigstens nahm er nicht Anstand, es durch den Rheinischen Merkur zu veröffentlichen. Die Bremer wiesen die Anzeige als Schmähung und Verleumdung zurück. Schenkendorf, wenn er die Aufnahme in ein allgelesenes Blatt auch nicht gutheißen konnte, fand es um des Friedens willen für angemessen, den Herausgeber zu entschuldigen. Nicht wollte er, daß Zwietracht erzeuge, was zur Erhöhung der Eintracht verlangt wurde.

Darüber, daß man die guten Bremer und Bremerinnen *) verunglimpft hat, habe ich mich mit meinem Freunde Görres verständigt. Er theilte meinen Zorn über die Untreue des Korrespondenten in Bremen und hat, durch Gildemeister noch besonders veranlaßt, eine Erklärung in den Merkur eingerückt. Görres ist wahrhaftig ein wohl- und deutschgesinnter Mann, der bei der mühevollen und undankbaren Redaktion nichts weiter als das allgemeine Beste des allgemeinen Vaterlandes beabsichtigt. Manche Nachricht nimmt er auf, nicht weil er sie für wahr hält oder auf den Staat, welchen sie gerade betrifft, einen Groll hat, wie mancher glaubt, sondern weil es ihm gerade darum zu thun ist, daß durch die Widerlegung oder den Widerspruch das Gegentheil bewiesen oder ausgesprochen werde. Dieser Widerspruch erfolgt aber nur zu selten, sondern man begnügt sich, statt die Sache zu erörtern, mit Schimpfen in andern schlechtgesinnten Blättern.

Da das Vernehmen der Staaten gegen einander sich immer mehr trübte und die einzelnen oft in der Verwirrung der Verhältnisse Vortheile zu erbeuten meinten, da alle mit Neid und Mißgunst auf die Vergrößerung Preußens sahen, die sie

*) In Schenkendorf's Gedichten 1862 S. 256 wird der Patriotismus der Bremerinnen besonders hervorgehoben.

fürchteten, so stellte sich bald eine Gelegenheit heraus, sowohl für Görres, der damals »sich stark für Preußen ausgesprochen« hatte, als auch für das verketzerte Preußen selbst als Anwalt aufzutreten.

Es ärgert mich, schreibt er im Januar 1815, das ewige Geschrei von Jakobinern und dgl., das mich hier in meiner alten Residenz wieder empfangen hat. Die Menschen ahnden gar nicht, daß das Prinzip der wahren Jakobiner gänzliche moralische und politische Auflösung ist und daraus reiche Ausbeute für den Geiz; er ist Hauptkennzeichen und Grundzug bei ihnen, den sie aber unter philanthropischen und liebevollen Phrasen zu verbergen wissen. Görres ist kein Jakobiner und ich bin es auch nicht.

Er schloß einen Brief an Smidt, Frankfurt 3. November 1814, mit den Worten: »Gott segne Sie und das Vaterland und erleuchte den Congreß«, da sein Freund als Abgeordneter in Wien die Rechte Bremens wahrzunehmen hatte. Er erwartete wenig Gutes, aber so viel Schlimmes hatte er sich nicht gedacht. Was von den Verhandlungen verlautete, klang schon damals trübselig genug. Ueber die Großmuth, die man den Franzosen entgegengetragen, sprach man sich jetzt mit großer Mißbilligung aus. Durch die gegebenen Versprechungen des einen, wollte der andere nicht verlieren und wo möglich den ganzen Theil der Beute in Beschlag nehmen. Der Eigennutz trat mit den frechsten Ansprüchen auf. Die Schmach, unter der Deutschland so lange seufzte, sollte durch den Kongreß noch durch eine größere überboten werden.

* Zur Lust an schnödem Raube
Hat uns der Geiz bethört.
Der sprach von Fürstenehre
Und nicht von Fürstenpflicht,
Der nannte seine Heere
Und nicht sein Recht Gewicht. (341.)

Und jeder Stamm, der sehnend
Zum Bruderstamm geblickt,
Hat, sich der Lieb' entwöhnend,
Ein Sündenschwert geschmückt. (343.)

Die ehemaligen Rheinbündler zeigten eine nichts weniger als deutsche Gesinnung. Den Franzosen blieb der Elsaß. Der

Kaiser von Oestreich richtete sein Augenmerk nur auf Italien und gab die ererbte Würde in Deutschland auf.

Willst nicht in den alten Kronen,
Alter Adler, wieder wohnen? (Rückert.)

Preußens Verfahren erfuhr keine milde Beurtheilung, um so weniger, als die Rolle, die es unter den streitenden Parteien spielte, keine dankbare war.

Als Preußen, so wird im Rheinischen Merkur gelesen, statt ruhig und einfach auf seinem alten Besitzthum vor dem Kriege zu bestehn, das Gehässige auf sich nahm, durch Wiegen und Zählen es herauszufinden, wie es entschädigt werden konnte, da mußten Alle, die es treu und wohl mit ihm gemeint, mit Schmerzen sehn, wie dadurch Neid, Bosheit und Zwietracht Macht gewonnen hatten. Und man sah, wie es überlegen in so vielem, doch zu allerletzt von den Schwächen überlistet und hintergangen wurde.

Auch Smidt gehörte zu denen, die Preußens Politik verkannten, und diesem Umstande verdanken wir ein umfangreiches Schriftstück von Schenkendorf's Hand. In einem Brief, Köln, 22. November 1814, schreibt er:

Ich wünsche doch einmal ein gründliches Wort über den Congreß und über die Hoffnungen, denen wir Raum geben dürfen, zu hören.

Daß es in den stürmischen Berathungen zu einem schmählichen Schiffbruch gekommen, daß Preußens Entschiedenheit, mit der es endlich rettend eingriff, auch von vorurtheilsfreien Männern mißliebig aufgenommen wurde, das kränkte den Dichter in tiefster Seele. Mit welchen Ideen hatte man sich zum Congreß begeben!

Und wie hat sich, ruft er aus, seitdem Alles verändert!. Wie schändlich hat man mit der Sehnsucht und Hoffnung der Deutschen gespielt und sie durch Schlittenfahrten, Maskenbälle und moderne Turniere schadlos zu halten gesucht! Wieviel aber auch versäumt worden in Frankfurt, Paris und Wien, das Gute und Göttliche geht seinen stillen Gang fort.

Schenkendorf war von Smidt eingeladen, nach Wien zu kommen, um selbst zu hören und mitzusprechen (man begreift

nicht, wie dies, ohne daß er zum Congreß berufen war, ermöglicht werden konnte), aber er zog es vor, ihm seine Gedanken weitläuftig auseinanderzusetzen und ihn vor einseitigen preußenfeindlichen Auffassungen zu warnen.

Ein deutsches Reich und ein Kaiser ist der Kern seiner politischen Wünsche, aus dem allein Deutschlands Größe hehr, frei und unverletzbar erwachsen kann. Da aber Oestreich sich so schwach zeigt und lieber in Italien als im eigentlichen Vaterlande herrschen will — ist Kaiser Franz doch ein geborner Italiener — so muß Preußen mit der gehörigen Stärke als imponirende Großmacht ausgerüstet werden zum Frommen der Einheit, um die Duodezstaaten, die Alles nur für sich, nichts für das Ganze thun, in ihrem Souveränetätsschwindel zu zügeln, um das Protektorat, das Baiern über Süddeutschland führen, die bedeutsame Stellung, die Hannover einnehmen will, unmöglich zu machen und die Verschiedenheit zwischen den nord- und süddeutschen Staaten auszugleichen. Daß Schenkendorf als Preuße, und zwar als Altpreuße, in Lobpreisung der heimisch vaterländischen Verhältnisse in der mitzutheilenden Denkschrift gar zu wortreich ist, um nicht manchen zu verletzen, der es mit dem Gesammtvaterlande gleich redlich meint, das muß man dem Dichter zu gut halten. Vergessen möge man nicht, daß er vor den Kamptz-Tschoppius'schen Gewaltmaßregelungen schrieb und lebte. Mit den Fürsten würde er es, wären seine Ansichten bekannt geworden, vornämlich dadurch verdorben haben, daß die besseren Zustände aus dem Volk sich entwickeln sollen und »die politische Theilung im volksthümlichen Vaterlande« untergehn.

Die politische Denkschrift, 10½ Bogen stark, mag als solche nicht Beachtungswerthes enthalten, aber sie ist wichtig, indem wir aus ihr ersehn, wie es das Licht der Wahrheit ist, welches seinen Gedichten Glanz und Wärme verleiht, wie er mit ausdauerndem Muth für das Rechte, für ein freies Deutschland streitet, wenn nicht mit dem Schwert, so mit nachdrucksvoller Rede und dadurch mehr als durch geschäftliche Anstrengung ein nicht zu bezähmendes Krankheitsübel hervorruft.

Digitized by Google

Nervenreiz, Kopfschmerz, Schwindel und schwarze Hypochondrie — ich kann nie länger als eine Viertelstunde anhaltend schreiben — das hat auf alle meine Ansichten, Studien und Arbeiten Einfluß.

Man sieht den Zügen der Handschrift die überstürzende Hast und die zitternde Aufregung an, mit der er die Feder führte, um die schmerzlosen Augenblicke gehörig zu benutzen und um aus der Ferne wohlthätig auf den Gang der Verhandlungen in Wien einzuwirken.

In der Art, wie auf den Briefbogen in beständigen Abbrechungen, ohne Ordnung und Abtheilung, mit zahlreichen Wiederholungen, halb erzählend, halb erklärend, Alles hingeworfen ist, kann es hier nicht wiedergegeben werden. Eine Umstellung der einzelnen Theile, eine Kürzung war erforderlich. Es wurde indeß nichts übergangen und alle Zusätze vermieden, selbst da, wo die Redeform es verlangt hätte. Zwischen dem Anfang der Abfassung und der Beendigung verging mehr als ein Monat, wie man nach dem späten Eingang der Schrift in Wien schließen kann; um so eher war sie einer Zusammenziehung zu unterwerfen.

An den Senator und Abgeordneten
der kaiserlich freien Reichs- und Hansestadt Bremen
Herrn J. Smidt zu Wien.

Am 26. Januar 1815.

Was soll ich in Wien? Mich müde und überdrüßig kränken? Gerufen haben mich wohl Freunde, aber berufen hat mich niemand. Was ich in Wien hätte sprechen und wirken können, wäre gegründet gewesen auf meine Liebe zum Recht, auf deutsche Geschichte und alte Verfassung, auf alte deutsche Art und Gerechtigkeit. Ich zog es daher vor, in Beziehung auf die künftige Wirksamkeit, die Gegenden des Nieder- und Mittelrheins und die angrenzenden Länder kennen zu lernen. Mit Ihnen in Wien zu leben, würde mir eine Lust gewesen sein, aber es ging nicht an.

Mein Gemüth bewegt Zorn und Schmerz über die Menschen, die Gottes Werk so muthwillig zerstören und verkümmern.*)

---

*) In seinen Gedichten heißt es:
Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,

Wen hat die Erhebung des preußischen Volks im Jahre 1813 nicht begeistert und wer glaubte nicht, von daher würde oder könnte das Heil für Deutschland kommen?*) Daher ist das manchmal absichtliche, oft aber auch unbewußte Hinneigen zu Preußen bei Görres und Arndt zu erklären — zu entschuldigen, wenn Sie das Wort haben wollen. Herr von Aretin hat vor vier Jahren bereits von borussirenden Gelehrten gesprochen. Wider Willen ehrte er die so genannten Männer. Sollte jene Sehnsucht und jenes Vertrauen, das also schon vor vier Jahren in den Herzen aller Deutschen den Preußen entgegenkam, sollte das nur Täuschung gewesen sein?

Es ist eine Thatsache, daß seit Einführung der Rheinbunds-Souverainetät die Höfe und die Völker in diesen Gegenden schlechter geworden sind. Eine natürliche Folge der engen und einseitigen Ansichten und Interessen, der auf keinem soliden Grunde ruhenden Hoffahrt und Verschwendung. Die unselige Menge von Fürsten und Residenzen, deren man zwei bis drei in einem Tage besuchen kann, wie Stuttgart, Carlsruhe, Darmstadt — und alle vom Souverainetäts-Teufel geplagt und immer nur das Gegentheil von dem Guten und Allgemeinen wollend. Wie vordem das Vaterland eine zu enge Schranke war und nur Menschheit und Weltbürgerlichkeit das Losungswort, so ist jetzt das Vaterland zu **groß**, und Baden, Baiern, Württemberg soll es heißen, aber nimmer Deutschland. Nur wenn es einem Nebenzweck gilt, etwa gestohlenes Kirchengut zu be-

---

Und nun der Sieg gelungen,
Uebt Satan seine List. (295. 296.)

Was Du so schön bereitet,
Was Du so wohl bedacht,
Hat Alles uns verleitet
Zum Trotz auf eigne Macht.

Aufs Neu' hat leichter Glaube
Dem wälschen Wort gehört. (341.)

*) Deutschland heißet unser Haus,
Von dem Giebel weht der Strauß,
Wenn der Bau gelang,
Tapfern Preußen zum Dank! (124.)

halten *) und dergl., stimmt man noch den alten Lockgesang an und das Volk freut sich daran und schimpft in Gottes Namen mit auf den Papst. — Auch der liberalste Fürst und die beste Residenz übt einen Einfluß auf die freie Bewegung des Gemüthes, auf die That und auf die Gesinnung seiner Unterthanen. Je entfernter vom Fürsten und der Residenz, je würdiger ist diese; in Freiburg und Konstanz und Heidelberg besser als in Carlsruhe. Hier am Rhein hat der herbe Gegensatz mich meine Heimat schätzen gelehrt. Was für Amtsentsetzungen und Cassationen ohne Anführung eines Grundes, was für Einkerkerungen, willkührliche Steuererhebungen, Umwerfen von Constitutionen und dergl. habe ich seit dem Jahre 1812 in Carlsruhe, Stuttgart, Darmstadt erlebt! Und keinem fällt das auf, keiner spricht darüber. Die Idee der Souverainetät ist gäng und gäbe, wie kaum unter den alten Franzosen. Am Oberrhein die völlige Armuth an irgend einer begeisternden, vaterländischen oder auch nur politischen Idee, die schneidende Einseitigkeit, der ihr Baden oder Darmstadt der Mittelpunkt ist, die öffentlich ausgesprochene Niederträchtigkeit der Offiziere, die immer noch den Krieg von 1809 für ihren höchsten Ruhm halten und sich sehnen nach dem Momente, wo sie das liebe Ehrenlegionszeichen wieder anlegen werden. **) — Von den Rheinfürsten ist gar nichts zu hoffen. Das tiefste Verderben, die entschiedenste böse Lust, völlige Begeisterungslosigkeit, Haß gegen das deutsche Reich; Furcht und Haß jeder Art von Freiheit, also auch der Landstände. So in Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, Nassau.

Es gab Leute, die die unselige Zerspaltung und Kleinstaaterei Deutschlands, nicht als zu seinem Wesen gehörig, betrachteten und in der Vergrößerung Preußens eine Verminderung jenes Uebels erblickten. ***)

Die Deutschen betrachteten den alten König von Sachsen als einen Verfehmten und Gerichteten. Diejenigen, welche von alten

*) Geistliche Stifter wurden zum Besten der Staatskasse säcularisirt.

**) Im September 1814 erklärte durch die Zeitung einer in Carlsruhe, man dürfe ihm das Verdienst, Offizier der Ehrenlegion zu sein, nicht streitig machen wollen, und im April 1815 ließen badische Offiziere den zurückgekehrten Napoleon hoch leben und wollten lieber unter ihm, als gegen ihn dienen. Rheinischer Merkur Nr. 118: 216.

***) Die Stelle hatte wohl der Empfänger des Sendschreibens auf sich zu beziehn.

deutschen Rechten nichts wissen wollen, meinten, es wäre das Eroberungsrecht ein hinlänglicher Modus und Titul zur Acquisition. Alle fanden es angemessen, daß, da von Preußen und den dazu gehörigen norddeutschen Gegenden die würdigsten, liberalsten vaterländischen und volksthümlichen Ideen sich entwickelt hätten, auch die Basis dieses Staates, so viel als thunlich und räthlich, vergrößert werde. Die Praktischen erwogen obendrein noch die Wichtigkeit der militärischen Elblinie für die Sicherheit Deutschlands und daß es, da Preußen doch einmal ein kriegerischer, erobernder, fortschreitender, sich das Ungleichartige assimilirender Staat ist, für die Ruhe Deutschlands wohlthätig sein würde, gleich jetzt soviel an Preußen zu geben, daß es eine geraume Zeit zu thun hätte, bis es aus all den Ländertheilen ein großes Ganzes gebildet. — Die Zerstückelung Sachsens schmerzt mich tief, denn es ist eine willkührliche Zerschneidung zusammenhängender Theile. Was kümmert mich der alte Friedrich August in seiner Verstocktheit, aber die lieben, fleißigen, aufgeklärten Sachsen, Bürger und Volk! — Das tollste Getreibe ging bald los. Bald hieß nun der König von Sachsen ein ehrwürdiger Greis, bald die Sachsen einer der ältesten, deutschen Volksstämme.*) Es war unverzeihlich, daß nicht gleich auf die Entschädigung der königlich sächsischen Prinzen gedacht wurde, wozu namentlich Belgien, Niederrhein und Italien Gelegenheiten darboten, die Friedrich August damals nicht verschmäht haben würde. Daß nun zwei Nachbaren, wie Preußen und Sachsen, nur zu ewiger Feindschaft verdammt sind, muß freilich jedem Herzen wehe thun.

Die größere Macht Preußens ist mir immer nur als ein Gegenmittel (gegen Zerspaltenheit) wünschenswerth erschienen. Oestreich,

*) Auf die Erklärung, es stehe mitten in der schönen Völkerverbrüderung, die Franz I. und Friedrich Wilhelm III. gestiftet, ein altdeutsches Volk mit gleich mächtigen Gefühlen für Einheit des Ganzen und gegenseitige Treue, nämlich die Sachsen unter ihrem Vater Friedrich August, denen ihr Name und ihr eigenthümliches Recht, welches selbst Karl der Große ehrte, bleiben müsse — erfolgten mancherlei Entgegnungen. Eine Einheit, die in die frühsten Jahrhunderte zurücksehn solle, wäre nicht vorhanden gewesen, in einem Lande, wo Wenden und Deutsche, zwei Völker von ganz verschiedenen Sitten, gewohnt hätten. Sachsens Theilung könne daher keine gewaltsame Trennung genannt werden. Wenn man die Wiederherstellung eines Friedrich August als ein Recht verlange, so entstehe die Frage, ob man nicht eher die Wiederherstellung der Ernestinischen Regentenfamilie, wie sie einst bestanden, in Erwägung zu ziehen habe.

dem man früher ein zu starres Festhalten an Formen Schuld gab, hat sich in der letzten Zeit entweiht durch die Persönlichkeit des Ministers, hat sich nur zu beweglich und veränderlich und zu wenig stolz gezeigt. Da der deutsche Adler einmal ein doppelköpfiger ist, da ich die völlige Gleichheit und Freiheit aller, wegen der Grundverdorbenheit der despotischen Rheinbunds-Regierungen, mehr noch als ihrer Regenten, unmöglich billigen kann, da die Sicherheit Deutschlands selbst eine Einheit des Kriegswesens nöthig macht, so sollten sich meiner Einsicht nach in die Lenkung des Kriegswesens von Süd- und Norddeutschland und zugleich in die der äußeren Verhältnisse Oestreich und Preußen theilen. — Es kommt kein Heil, wenn nicht Oestreich und Preußen mächtig und einwirkend werden. Wer ist berufen, all die kleinern — als Ministerialen, Staatsherrn, Vasallen — zu sammeln und anzuführen als Oestreich und Preußen? Baiern und Hannover mögen für den Augenblick einen ähnlichen Beruf haben und behaupten, ich kann den nur für vorübergehend halten. — Unterwerfung unter ein Haupt wäre besser. Hätten wir ein Reichs-Oberhaupt, dem alle, auch Oestreich und Preußen, sich untergeordnet hätten, so wäre die Einheit dagewesen.*) Wie ein-

*) Im Dezember 1814 wurde geschrieben: »Wer mag Kaiser sein über Fürsten, denen man nicht zu befehlen hat? Die Souveränetätssucht allein hat Deutschland verdorben. Hätte Oestreich im vorigen Jahr mit dem Beitritt die Kaiserwürde wieder angenommen, gern hätte man damals, auf Gnade und Ungnade sich ihm übergeben. Zaudere nicht länger, geliebter Franz, dich wieder als Kaiser deinen deutschen Völkern zu geben.«

Ausfluß höchster Majestät,
Wirf nicht fort, was Gott geboten;
Wieder auf entsühntem Throne,
In der alten heil'gen Krone
Sei der Stern der Christenheit! (154.)

Vor dem Wiener Congreß und nach dem Wiederauftreten Napoleons sang Schenkendorf von Deutschlands Staaten und Städten:

Ihr hohen Fürstensitze
Von Wilhelm und von Franz
Seid ewig ihre Stütze
Und ihrer Kronen Glanz.
Du sollst auf Deutschland wirken
Entsündigtes Berlin;
Die Wälschen und die Türken
Vermeiden künftig Wien. (260.)

mal Katholizismus und Protestantismus Deutschland leider! getheilt haben, so wird die politische Theilung noch eine geraume Zeit währen, bis das eine ganz untergegangen ist in der volksthümlichen germanisch-katholischen Kirche und das andere im volksthümlichen Vaterlande. Als Deutschland noch eins war, einen Herrn hatte und seiner Natur als fortschreitender, Alles assimilirender Staat sich bewußt war, da dachte kein Mensch an Würtemberg und Baden, was war damals Braunschweig und Baiern? Mit allem Stolz und aller Kraft mußte man des Kaisers und des Reiches Hoheit empfinden. — Die Franzosen und noch mehr die süddeutschen Gesandten, Agenten ꝛc. in Wien sahen ein, daß Oestreich und Preußen sich noch immer nicht verstehn und trauen, daß das Ministerium des ersteren die Zeit gar nicht begriffen, keine Liebe habe zu den alten treuen Stämmen, sich nach Italien hinwendend, allen Glauben von Volksliebe und Volkskraft verleugne, *) daß das preußische Ministerium sich mindestens verrechnet und Alles zu leicht, nichts heilig und mächtig genug betrachtet habe. Da war die Ferse des Achilles bekannt.

Nun hat sich Haß und Furcht ganz gegen Preußen gewendet. Preußen, vor kurzem so gefeiert, jetzt so geschmäht — etwa nach dem Spruch: »Siehst du darum so scheel, daß ich so gutmüthig bin?« Hielten die gutmüthigen Deutschen es doch für heilig! Alle Preußen sollten Freiheitshelden und Gotteshelden sein. Und die

Haus Oestreich und Haus Preußen,
Ihr beiden seid es doch!
Ihr könnt uns schnell entreißen
Dem letzten Schimpf und Joch!
Die andern werden wollen,
Wenn ihr es endlich wollt;
Ein Dank, den Völker zollen,
Heißt mehr als Sieg und Gold. (348. 349.)

*) Unter dem Jahre 1814 lesen wir in Schenkendorf's Gedichten:
Fliehst auch du der Väter Segen,
Habsburg, altes Kaiserhaus,
Wendest dich nach fremden Wegen,
In die Ferne dich hinaus?
Von den freien Milanesen
Herrsche bis gen Benevent,
Aber wo du ausgegangen,
Meide nicht die deutsche Flur. (288.)

Digitized by Google

Preußen haben sich selbst so etwas eingebildet. Da mußte Gott durch einige handgreifliche Denkzettel, Recidive und dgl. zu verstehn geben, wovor sie sich noch immer zu hüten hätten, d. i. vor dem hochmüthigen Lossagen von der Mutter Deutschland, vor dem zu frühen Stehen auf eigner Kraft.

Ich bin niemals, von meiner frühesten Kindheit an, niemals ein Stock-Preuße gewesen, habe mich in Preußen selbst oft genug darüber ausgesprochen, daß Preußen seinem Ursprunge, seiner ersten Kultur, seiner Geschichte, dem Gemüth und den Sitten des größesten Theils seiner Bewohner, seiner Sprache, seinen ältesten und edelsten Geschlechtsnamen, so wie seinen Städtenamen nach (als da sind Osterode, Mühlhausen, Liebstadt u. s. w.) und dem heiligen Recht nach rein deutsch sei und bleiben müsse, so daß ich mir manche Unannehmlichkeit dadurch zugezogen.*) Da einmal Preußen durch Kolonisten aus ganz Deutschland bevölkert ist, Nassauer, Salzburger, Holländer, Mennoniten, Harzbewohner u. s. w., so muß es mir doch erlaubt sein, anzunehmen, daß von allen diesen Stämmen wenigstens etwas Gutes in den Preußen übrig geblieben sei. Dahin rechne ich vorzüglich eine tief liegende Rechtlichkeit und eine Freiheit des ausgesprochenen Urtheils, die neben der fest begründeten Ehrfurcht vor dem Könige besteht. Die letzte Zeit hat das aufs Neue bewiesen. Preußen ist wahrhaftig das alte, frivole, französische, undeutsche, Gott leugnende Preußen aus den Jahren 1740—1805 nicht mehr. Preußen hat sich gereinigt von der alten Schuld.

Unmöglich kann ich also damit einverstanden sein oder es auch nur billigen, wenn jetzt der größte und beste Theil Preußens aufs Neue von dem deutschen Reich losgerissen werden soll. Die Idee solcher Trennung kommt aber eigentlich nicht von Preußen her, sondern beruht auf einem gutgemeinten Irrthum.**) Solches trägt den Fluch

*) Damals als Schenkendorf auf der Universität seinem Landsmann von Zabeltitz ein Gedicht zueignete, scheint er noch nicht eine Ehre darein gesetzt zu haben, daß das alte Preußen, was es Gutes habe, den Deutschen verdanke; er rühmt den Theil Littauens, der von seinen heidnischen Bewohnern als eine Freistatt des alten Glaubens und der Freiheit gegen die Deutschen vertheidigt wurde.

**) Vielleicht ist dies so zu verstehn, daß die Ausschließung Preußens vom deutschen Bunde als ein Vorzug oder eine Gleichberechtigung angesehn wurde, weil auch Oestreich Provinzen besaß, die nicht dazu gehörten und dadurch von der Hörigkeit vom deutschen Reiche gleichsam ent-

Digitized by Google

und die Strafe immer mit sich und auch Preußen erfährt das. Der König trägt aber keine Schuld davon, denn es wäre ein Leichtes gewesen, ihn zu bewegen, mit der ganzen Masse seiner ältesten Besitzungen sich wieder an Deutschland hinzugeben. Die Räthe mögen die Schuld tragen, noch mehr aber alle die deutschen Fürsten und Stände, welche schwiegen, als es an ihnen war zu reden, d. h. zuletzt in Paris, und welche man daher auch, nicht ohne einen Schein von Recht, jetzt von dem Mitsprechen glaubte ausschließen zu dürfen.

Es ist zu erwähnen, daß ich noch keine liberalere Regierung kenne als die preußische. Das ist mir lange nicht klar gewesen und ich habe, als ich in Preußen lebte, manches zu tadeln gewußt. Hier am Rhein hat der herbe Gegensatz mich meine Heimat schätzen gelehrt. Ist doch unter den Preußen neben dem Gehorsam ein ewiges Raisonniren, Tadeln der Regierung. Die Regierung folgt in Preußen immer, spät oder früh, bewußtlos oder mit völliger Freiheit, der ausgesprochenen Volksstimme. So war es im Jahr 1806, wo der Krieg gegen des Königs Willen und Ueberzeugung ausbrach;*) so in der traurigen Zeit die Einführung der Städteordnung,**) die

---

bunden zu sein schienen. Es sollte einer eigenthümlichen National-Entwickelung keine Beschränkung entgegenstehn, denn

Ein Geist von oben dringet
Durch alle Völker hin,
Doch jeden Stamm bezwinget
Sein eigner tiefer Sinn. (167.)

*) In dem Liede, in dem Schenkendorf den König den guten Zögerer nannte:

Du sannst und wogst, du wogst und sannst,
Eh du den großen Kampf begannst,
Das dankt die Menschheit dir. (26.)

**) In den Unglücksjahren —

Gekräftigt, geläutert —
Von außen geschwächt,
Von innen erweitert
Voll Muth und Recht. (34.)

gab der König freie Institutionen, wie die Ernennung und Wahl der Stadtverordneten.

Laßt jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath. (258.)

Aufhebung der Erbunterthänigkeit,*) die Stiftung der Berlinischen Universität,**) das von Scharnhorst neu organisirte Kriegswesen,***) alles nicht im bisherigen Geist und System liegend, wohl aber im Bedürfniß der Zeit; so im Jahr 1813, wo der König, der Minister und die Feldherrn keinen Krieg mit Frankreich und keine Volksbewaffnung wollten; aber die Stimme des Volks, die Gewalt der Meinung brach durch und wir haben den Erfolg gesehn.†) Der König selbst, herzlich geliebt, geehrt vom ganzen Volk, ist der rechtlichste Mann in Europa, er ist mir oft wie ein Präsident von Preußen vorgekommen. Die Preßfreiheit ist bereits ausgesprochenes Prinzip. In Preußen ist von dem Uebermuth und dem Kastengeist, der sonst bei dem stehenden Militär herrscht, gar nicht mehr die Rede, der Handwerker, der auch im Felde war und das Kreuz am Rock trägt, fühlt sich, die Landwehren, welche bei Berlin und Dennewitz entschieden, welche Danzig, Küstrin, Wittenberg u. s. w. nahmen, wissen recht wohl, daß sie und nicht die 40,000 Mann stehendes Kriegsvolk vom Jahre 1812 das gethan haben. Der Kriegsminister, so bescheiden als gescheidt, ein Jünger des bescheidenen Scharnhorst, ist durchdrungen von den Ideen, die in der letzten Zeit wieder erweckt sind. Es giebt nicht leicht einen tüchtigeren, be-

---

*) O Bauerstand, o Bauerstand,
Du liebster mir vor allen,
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen. (108.)
Es gilt, ob ihr noch wohnen
Wollt in dem Vaterland;
Ob euren freien Erben
Der Väter Erbtheil frommt. (347.)

**) Noch im März 1814 war Schenkendorf der Meinung, daß in Cöln die neue preußische Universität errichtet werden müsse und daß seine Söhne dahin schicken werde, wem es um eine »rechte Verschmelzung der deutschen Pole« zu thun sei.

***) Nur dem Höchsten galt sein Streben (132.)
sagt Schenkendorf von Scharnhorst:
Heer aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei! (131.)

†) Im Jahre 1813 rief er:
O Dank den ew'gen Himmelsgnaden!
Mein König hat den Kampf erlaubt. (139.)

geisterungsfähigeren, überhaupt fähigeren Stamm in Deutschland als in Preußen.*) Alles, worüber ich mich täglich ärgere, macht, daß mir meine Preußen jetzt in einem weit günstigeren Licht erscheinen. Wenigstens hasset man bei uns doch die Franzosen, die man hier liebt und zurückwünscht.

Das Volk ist überall gut und in seinen Grundzügen sich gleich, wie es nur Brüder sein können. Das Gute dringt durch. Gott sei Dank, daß ich diese feste Ueberzeugung durch vielfache Erfahrung gewonnen habe! Von Fürsten und Ministern wird es nicht gemacht. Von der Wurzel, vom Volk aus entwickelt sich ganz naturgemäß diese bessere Zeit. Darum soll man das Volksmäßige ehren und pflegen und ihm Bahn machen.**) Ich habe früher schon, aber besonders bei meinem Geschäft im Jahre 1814 die sprechendsten, himmelschreiendsten Erfahrungen gemacht; daß das süddeutsche Volk sich in diesem Kriege nicht gleich dem norddeutschen hat erheben und zeigen können, davon tragen die Fürsten die Schuld, die es fürchtend jede Begeisterung gewaltsam unterdrückten.***) Sollen unsere armen

---

*) Du heil'ges Meer, Du stiller Strand,
Auch fern euch zu gehören,
Mein Heimathland, mein Preußenland,
Mag ich mich kühn verschwören!
Mein Volk Du bist zuerst erwacht
So fest, so freudig in der Schlacht,
O Volk zu Gottes Ehre. (173.)

**) Vom Bauerstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben. (109.)

Im Jahre 1816 beneidet Schenkendorf einen Freund um seine Anstellung als Landrath: »Das wäre ich lieber als Regierungsrath.«

***) Der Volksgeist, hoch beschworen
Zum Retter in der Noth,
Er muß sich wohl verbergen,
Daß ihn kein Auge schaut,
Weil Sündern und weil Zwergen
Vor seinem Anblick graut. (342.)

Im Rheinischen Merkur wird in einem Aufsatz vom 4. Dezember 1814 das undeutsche Wesen geschildert, das den Verhandlungen in Frankfurt zur allgemeinen Landesbewaffnung sich entgegenstellte. »Es gab Staaten, die, von Mißtrauen erfüllt, fürchteten und aus Furcht, um ihrer eigenen Sicher-

Digitized by Google

Landsleute im Süden das schmachtend erwarten, was im Norden sich schon zu zeigen anfängt? *) Viele Zwingherren wollen schmausen, Soldaten spielen, arretiren lassen und keinen über sich erkennen. Darum stelle man Freiheit und Gerechtigkeit doch gleich in Praxis als Princip auf und zwinge die Fürsten dazu, ihren Unterthanen diese zu gewähren. Die Fürsten betrachten diese Verfassungen als einseitiges Geschenk, das sie den Unterthanen machen, nicht als Pflicht. — Man sollte die alten, mit gehörigen zeitgemäßen Modificationen bestehn lassen. Auch die Reichsstädte, dieses herrliche, zur geistigen, wie zur bürgerlichen Freiheit unentbehrliche, echt germanische Institut, von den italienischen Municipalitäten höchst verschieden, sind leider! nicht gehörig vertreten. Ihr Hanseaten müßt Euch glücklich preisen und des Dankes Eurer Enkel genießen. Es wird gewiß auch hier wie überall besser sein, die alte, nur modifizirte Verfassung beizubehalten.

Die Deputirten der kleinern Stände waren mit allem Recht beleidigt und mißvergnügt. Aber nun sind sie ja auch berufen und, Gott sei Dank! hat Preußen den ersten Schritt gethan.

Kinder, nun braucht die Feder und die Sprache ordentlich, stark, kräftig laut, aber verbannt jede Privatrücksicht der Menschen, wie der Staaten. Besser thäte es, alle bösen Geschwüre aufzustechen und ausschwären zu lassen, als immer noch ein Palliativpflaster von Liebe und gutmüthigem Vertrauen aufzulegen. Man kann nicht Gott dienen und dem Belial. Es ist jetzt die Zeit der Sichtung und Scheidung. Gutes und Böses, Freies und Unfreies, Wahrheit und Lüge können fürder nicht in einem Gefäß bleiben. Darum wollen wir den Gang, den Deutschlands Schicksal einmal nehmen soll, nicht hindern, damit unsere guten, treuen Landsleute und am Ende auch wir selbst, nicht von neuem eingeschläfert, uns ein-

---

heit willen, die von den hohen Verbündeten gebotenen Anstrengungen eher hindern, als die freiwilligen Regungen ihrer Unterthanen für die allgemeine Bewaffnung nähren wollten. Man zögerte, man lauerte, ob nicht Napoleons Macht wieder auferstehe.

*) Das fröhliche Beginnen,
Das man zu früh erstickt.
Der Süden soll sich regen,
Wie Norden sich geregt,
Ein muthiges Bewegen,
Ein Puls, der muthig schlägt. (344.)

bilden, nun wäre Alles gethan, der Himmel würde das Uebrige wohl verwalten und wir könnten uns in Gottes Namen auf die andere Seite kehren und von neuem einschlafen. Der Himmel waltet, aber wir verwalten — und wehe! dem Haushalter, den der Herr schlafend oder in Unordnung findet, wenn er kommt und Rechnung fordert, sei es nun eben um Mitternacht oder um den ersten Hahnenruf. Es steht einer auf der Tenne und fegt sie, alle zu leichten Körner, jeder, der nicht rein und treu gewesen ist, sei es Oestreich, sei es auch Preußen, seien es (was leicht möglich wäre) beide — Baiern braucht wohl nicht genannt zu werden — verfliegen im Winde!

Ihrer theuren Gattin und Friedrich Schlegel meinen ehrerbietigen Gruß!

Die Friedenszeit in Carlsruhe zu verleben, genügte Schenkendorf um so weniger, als er das kameradschaftliche Leben, in dem er, man kann sagen, aufgewachsen war, jetzt um so schmerzlicher vermißte, nachdem er dessen wieder so recht froh geworden war. Die Entbehrung schadete seinem äußern und innern Wohlsein, weil, wie er es sich selber eingestand, »der einzelne Mensch sich nur zu sehr in Angewöhnungen, Ansichten und Eigenheiten isolirt«. Wenn er bis in den Herbst 1814 immer gesund gewesen zu sein behauptete, so beruhte das auf einem Irrthum, wenn man später all sein Uebel dem in Folge der verstümmelten Hand gestörten Blutumlaufe zuschrieb, so scheint er selbst diese Meinung nicht gehegt zu haben. So kräftig er auch bei einem untersetzten Körperbau aussah, so war er in Königsberg und in Carlsruhe betrübten Krankheitsfällen unterworfen. Zuständen ungewöhnlicher Erregung folgte eine nicht zu bekämpfende Erschlaffung.

Sein offnes Wesen vertrug sich sonst nicht mit Verbindungen, die eine Ausschließung bedingen oder unter geheimen Regeln bestehn. Jetzt, so scheint es, hielt er es für angemessen, in den Freimaurerbund zu treten. Durch Jung-Stilling ward er wahrscheinlich in denselben eingeführt und trat dadurch in

nähere Beziehung zu dem Historiographen Alois Schreiber, der in einem ihm geweihten Gedichte sagt:

Zu hohem Dienste waren wir verbunden,
Da wo der Zweig des Meisters Grab' entblüht
Und von den Säulen an der dunklen Pforte
Die Sphinx zurückweicht bei dem heil'gen Worte.

Die Sache des Ordens nahm er mit großem Eifer wahr, denn wir erfahren, daß er in kurzer Zeit die höhern Grade in ihm erreichte. In einem Kasten, in dem er die Briefe von seiner Frau aufhob, pflegte er die maurerischen Abzeichen zu verschließen, »die höhern Grade der königlichen Kunst«, zu denen ein weißer Mantel mit schwarzem und rothem Kreuz gehörte. Auffallend ist es, daß Schenkendorf, der manches Gesellschaftslied gedichtet hat, keine für Freimaurer-Feste schrieb.

Wenn Krankheit, wiederum das heimische Glück verkümmernd, nicht dazwischen getreten wäre, so würde er keinen genußreicheren Winter in Carlsruhe verlebt haben als im Jahre 1814. Denn der Doktor Hermann Friedländer, der als Feldarzt nach Paris gekommen und dort zur Pflege der verwundeten und kranken Preußen lange zurückgeblieben war, begab sich, wohl zunächst um des Freundes willen, auf der Rückreise in die Heimat nach Carlsruhe. Im seelenvoll freundschaftlichen Verkehr mit Schenkendorf's, mit der Frau von Krüdener, mit Jung-Stilling und Ewald gefiel es ihm so wohl, daß er Monate dort verlebte. Friedländer hatte für seine Liebe zur bildenden Kunst, die er, in seiner Vaterstadt an dürftiger Kost erzogen, im Musée Napoléon reiche Nahrung gefunden, Angesichts der ersten Meisterwerke alter und neuer Zeit, die, von allen Orten zusammengebracht, ein unvergleichliches Pantheon des Schönen und Erhabenen bildeten. Die Marmorgebilde ließen ihn kalt im Vergleich zu den Kirchentafeln mit den Heiligen Gottes. Wenn Schenkendorf und Friedländer in den höhern Ansichten des Lebens übereinstimmten, so gewann ihre Freundschaft jetzt noch durch neue, wohlthätig einwirkende Berührungspunkte. Auch Schenkendorf liebte die Kunst. Er sam-

melte in Königsberg Kupferstiche, las bezügliche Bücher und dachte über den Zusammenhang der Künste nach. Einen Brief datirte er mit »an Raphael's Geburtstag«. In Carlsruhe schmückte seine Wohnung ein Madonnenbild, das von ihm und der Gattin wie ein Gegenstand der Anbetung geehrt wurde.

Mein Muttergottesbild,
Nach dem sie sehnend blickt. (334.)

Die Bildersäle, die in Heidelberg die beiden Brüder Boisserée*) und ihr Freund Bertram den Kunstfreunden eröffnet hatten, waren mit Andacht von ihm betreten und darin die alten, zu lang mißkannten Kirchenbilder, vornämlich aus der altkölnischen Schule, bewundert worden.

Da hab' ich in dem reinsten Strahl
Mein Vaterland geschaut. (302.)

Wie in einen »sichern Port« sahen sich hier aufgenommen, in dem verklärenden Zauber altdeutscher Kunst,

Der Märtyrer und Heil'gen Schaar,
Viel Helden Gottes treu und kühn,
Die zarten Frauen, mild und klar,
Die für den Heiland glüh'n.
Es kam wohl manches treue Herz
Und sah die lieben Bilder an;
Gesegnet sei der tiefe Schmerz,
Der da in ihm begann.
Ihr lieben Heil'gen kommt heraus,
Und segnet uns! (302. 303. 304.)

Sie sollen, wie der Dichter fühlt, die Seele läutern vom gottvergeß'nen Heidenschmerz.

Man soll an keiner deutschen Wand
Mehr Heidenbilder sehn. (303.)

Das Erhabene gewann durch den Gedanken an des Vaterlandes Heil für ihn die rechte Erhabenheit. Die Bilder dienten ihm zur Bestätigung, wie viel in großen Fürstenthümern geleistet werden könne.

---

*) »Sulpiz Boisserée« I. S. 248. An ihn schreibt er im Juni 1815 und fragt an, ob nicht im Sommer Goethe zur Beschauung der Bilder zu ihm kommen werde.

Digitized by Google

Die Burgundischen Herzoge, von deren Herrlichkeit noch Gent und Brüssel und das ganze Niederland und die Boisserée'schen Gemälde sprechen. So etwas vermögen die jetzigen kleinen Staaten in Ewigkeit nicht.

Die freudige Erwartung, seine Gedichte zu einer Sammlung verbunden zu sehn, ward dem Dichter dadurch getrübt, daß ein anhaltend heftiges Nervenkopfweh ihm verbot, das zum Druck Bestimmte in angemessener Weise zu ordnen. Der Druck erfolgte, aber als er beendigt war, konnte der Verfasser eines der ihm zugesandten Exemplare nur mit Verdruß seinem Freunde Friedländer übergeben, weil die Gedichte durch die widerwärtigsten Druckfehler verunstaltet sind, woran der Abschreiber, wie er erklärt, keine Schuld hatte.

Wen kann aber so etwas in jetziger Zeit tief berühren! — Es ist sonderbar, daß ich vor dem Druck Scheu und Widerwillen, ja wohl Angst vor der Bekanntmachung hatte. Die Gedichte kamen mir wirklich schlecht und ihres hohen Gegenstandes unwürdig vor. Jetzt, da sie gedruckt vor mir liegen, habe ich wirklich eine unschuldige Freude daran.

Zu den Verhandlungen, die auf dem Wiener Kongreß zum Abschluß kamen, gehört auch der Druck der Gedichte.

Die Theilnahme, die der Senator Smidt ihnen zeigte, ist liebenswürdig rührend. In seinen Briefen kommt er immer und immer auf sie zurück, die als Zeugnisse hohen Aufschwunges es wahrlich nicht verschuldet hatten, daß die patriotische Begeisterung niedergehalten und der Vergessenheit anheim gegeben wurde. Sie sollten nicht dafür mitbüßen.

Als fliegende Blätter, gedruckt und geschrieben, waren die Gedichte, etwa sechzig an der Zahl, Vielen zu erfreulicher Kenntniß gebracht, so daß, als sie zu einem Buch vereinigt werden sollten, der Dichter, Köln, 22. November 1814, schrieb:

Den Titel wünsche ich so einfach wie möglich. Da mein Name doch ziemlich bekannt ist, so wird es um der Käufer willen nicht erst nöthig sein, zu erwähnen, daß die Gedichte sich auf diese Zeit beziehen.

Mit Ausnahme dieser Bestimmung und der Bitte, es möge Rühle von Lilienstern die Anmerkungen zum Gedicht, »die deutschen Städte« durchsehn, ließ er sonst dem Freunde Smidt freie Hand, dessen Wünschen er um so weniger hindernd entgegentrat, als Anfangs die Herausgabe zum Besten vaterländischer Zwecke bewirkt werden sollte.

In Briefen, die Smidt von Basel, Freiburg, Frankreich und Wien nach Bremen schrieb, woselbst ein Buchhändler den Verlag übernehmen sollte, kommen folgende Stellen vor:

Die vorstehenden Gedichte sind von einem gebornen Preußen von Schenkendorf. Laß sie abschreiben.

Wenn Schenkendorf Dir seine Gedichte schickt, so laß sie gleich drucken. Es darf nichts gestrichen, kein Wort geändert werden, wenn auch jemand glauben sollte, es klinge mit dieser oder jenen kleinen Abänderung besser, oder sei richtiger gesagt. Schenkendorf will 100 davon haben, um sie zu verschenken. 400 sind gleich an den Oberst Rühle nach Frankfurt zu schicken.

Arndt's Sachen, Schriften, Lieder u. s. w. kaufe man doch sämmtlich; es weht der herrlichste Geist darin. Schenkendorf's herrliche Gedichte werden doch gedruckt?

Als Smidt zu Langres am 4. Februar 1814 mit Ungeduld auf Pferde wartete, die nach dem glücklichen Waffenerfolg ihn näher zur deutschen Armee bringen sollten, hatte er die Ruhe, folgendes aufzuzeichnen.

Was ich Dir gestern über Schenkendorf's Gedichte schrieb, will ich heute ausführlicher wiederholen. Er ist vielfach aufgefordert, seine verschiedenen Gedichte, wovon nur einzelne gedruckt sind, zusammen drucken zu lassen, kann sich aber, da er fast beständig herumzureisen hat, nicht damit befassen, einen Verleger zu suchen, den Druck zu besorgen u. s. w. Unter mehreren Anerbietungen, dieses zu bewirken, hat er dem meinigen den Vorzug gegeben; die Gedichte werden zu diesem Zweck bereits abgeschrieben und sollen sodann an Dich abgehen oder sind vielleicht schon unterwegs. Schaden kann schon deshalb nicht dabei herauskommen, weil der Central-Verwaltungsrath, dem der Minister von Stein präsidirt, 400 Exemplare davon nehmen und sie bezahlen will, um sie in den neu eroberten Provinzen, wo deutsch gesprochen wird, zu vertheilen. Diese sollen, sobald der Abdruck geschehen ist, an den Oberst-Lieutenant Rühle

von Lilienstern abgeschickt werden, den Herr Eichhorn*) deßhalb instruiren wird. 1000 Exemplare dürfte das Wenigste sein, ich glaube aber, es würde gut sein, wenn man 1500 Exemplare druckte, da sie gewiß reißend abgehen werden. Allen Vortheil will Schenkendorf der guten Sache widmen. Während des Abdrucks dürften noch einige Gedichte von ihm nachgeschickt werden. Er hat mir Hoffnung gemacht, ein hanseatisches Kriegslied nachzuliefern.**) Es kommt nun alles darauf an, daß der Abdruck schnell geschehe, weil die Gedichte erstens noch in diesen Zeiten ihre Wirkung thun sollen und daß sie elegant und korrekt gedruckt werden. Sind in den dortigen Buchdruckereien gute lateinische Typen, so laß sie mit diesen drucken.

Das Unternehmen, man weiß nicht aus welchen Gründen, zog sich erfolglos hin, bis Smidt persönlich die Sache betrieb und zwar in Wien, wohin Schenkendorf die letzten abgeschriebenen Gedichte beförderte. Zu den Abgeordneten gehörte auch Dr. W. Cotta, dieser ging auf den ihm gemachten Antrag ein und schrieb unter Schenkendorf's Brief:

f. 27 pr. Bogen und 25 Frei-Ex. unterm 8. Okt. 1814 zugesagt.

Schenkendorf schrieb, 16. Jänner 1815:

Das Geschäft mit Cotta ist zu meiner großen Zufriedenheit und über mein Erwarten splendid ausgefallen. Von den mir gütigst versprochenen 100 Exemplaren wünsche ich, daß einige nach Wien, einige nach Berlin und nach Königsberg i. P. und die andern zu mir gesendet werden u. s. w. Der Kaiserin von Rußland schicke ich die Gedichte nach München. Ist es nützlich, sie an den russischen Kaiser, den Erzherzog und an Schwarzenberg zu schicken?

Die Schreiben an die Allerhöchsten Personen verfaßte der Dichter selbst, andere Smidt, so auch das an den Freiherrn von Stein:

Die Schenkendorf'schen Gedichte gehören ganz der Zeit an, welche Ew. Excellenz in Ihrem wirkungsreichen Leben vorzugsweise die Ihrige zu nennen berechtigt sind. Der Verfasser hat unter Ihrer

*) Der nachherige Kultus-Minister, dem Schenkendorf das Gedicht »der Schwarzwald« zugeschrieben hat.

**) Ist nicht geschehen.

Leitung in derselben gearbeitet und, wie ich nicht zweifeln darf, auch in Ihrem Geiste.*)

Die heiteren Tage, die heimkehrend Schenkendorf bei den Seinigen sich versprochen hatte, genoß er nicht. Die Anstrengungen im Kriegsdienst und die überhäuften Geschäfte in Frankfurt rächten sich durch einen bedenklich leidenden Zustand und die politischen Ansichten, die ihm in Carlsruhe entgegentraten, waren nicht von der Art, ihn über das Uebel hinwegzuheben.

Einem Freunde hatte er als Geschenk Hebels »Rheinischen Hausfreund« im verflossenen Jahr als Geschenk zugesendet und auf dem Titel das Wort »Rhein« eingeschlossen und mit der Bemerkung versehn: »er ist frei, wir sind frei!« Jetzt erlebte er es, daß das Büchlein einer Erzählung halber von der Polizei mit Beschlag belegt wurde.

Als einen »Altar der Grazien« begrüßte er sonst den Theetisch mit den spendenden Priesterinnen. Jetzt mußte er sich von ihm fern halten, denn wegen Blutaufwallungen war ihm seit dem Februar vom Arzte der Thee untersagt und ihm »in dessen Stelle höchstens ein Trank von Baldrian, Melisse und Münze erlaubt.« Es ist gewöhnlich, daß die Carlsruher eine Zeitlang in Baden-Baden verleben, um die nöthige Spannkraft für den Winter zu gewinnen.

So kehret jedes von der Reise
Von Badens mildem Quellenrand
Und zieht in seine Heimat ein,
Und richtet sich auf seine Weise
Zum langen Winter traulich ein. (458.)

Der Aufenthalt dort sagte dem Dichter ganz besonders zu, aber die ärztliche Vorschrift sprach dagegen. Es wurden ihm Stahlbäder empfohlen und vielleicht war es Friedländer selbst, der den Freund aus seiner Nähe verbannte und ihn vermochte, nach Aachen zu reisen. Fünf Monate hielt er sich in der Fremde auf. Den 15. Dezember, seinen Hochzeitstag, sowie das Weih-

---

*) Beilage VIII.

Digitized by Google

nachtsfest feierte er für sich in trüber Abgeschiedenheit. »Aus weiter, weiter Fern'«, wie es in zwei Gedichten heißt, grüßte er die Gattin und unterhielt mit ihr einen Ideenaustausch.

Wie magst Du klagen undankbar
Und merkst nicht, was geschieht,
Und grüßest nicht das Friedensjahr,
Das heute frisch erblüht?

Es ist ja frohe Weihnachtszeit,
Engleins- und Kindleins Lust.

Das ist es ja, das ist es ja,
Das einzig, was mich quält,
Wohl denk' ich, was vordem geschah,
Und was mir heute fehlt. (333.)

Die Reise nach Aachen führte ihn über Köln und mehrmals machte er Ausflüge nach Belgien bis in die Ardennen hinein. Es zeigte sich hier, daß er kein »Stock-Preuße« war, denn die Preußen daselbst sagten ihm nicht zu, wogegen er die gebornen Rheinländer ganz in sein Herz schloß.

Als ich im Herbst 1814 nach dem Mittel- und Niederrhein kam, behagte es mir gar nicht unter den Preußen. Die Offiziere schienen mir, der ich doch selbst noch die Uniform trage, arrogant, stolz und dumm, die Civilisten beschränkt und einseitig preußisch. Ich habe bis in den Januar hinein im ewigen Streit mit ihnen gelebt und sie nennen mich dort alle Oestreicher.

Auch die Rheinländer wollten ihn als einen Preußen nicht gelten lassen, in dem sie sonst nur den geschulten, normalgebildeten Dienstmann sahen, dem die leichte Gabe des Umgangs versagt war und dem ein Vorurtheil gegen den Nichtpreußen angeboren zu sein schien. Sie fanden Gefallen an des Dichters Offenheit und seiner freien Ansicht der Dinge und so kam es, daß er innige Freunde unter ihnen gewann und freudig der Zukunft entgegensah, als Beamter, wie ihm die Aussicht eröffnet war, unter ihnen zu leben. Seine Gemahlin fühlte es ihm nur nach, wenn sie zwei Jahre später schrieb:

Köln scheint die Eigenschaft zu haben, daß der unangenehme Eindruck, den es am Anfange macht, sich nicht allein verliert, sondern sich in eine Anhänglichkeit an diesen Ort verwandelt. Ich glaube selbst, daß es sich hier ganz gut leben läßt.

welchem Brief Schenkendorf einige Zeilen beifügte:

Hier ist es sehr gut sein, Kirchen und Bilder sind gar zu schön und die Menschen sind lieb und traut.

Er schloß sich insbesondere an an Werner von Haxthausen, der in Köln als Regierungsrath angestellt wurde, und an Dr. Eberhardt von Groote, der als Offizier den Feldzug mitgemacht hatte. Der Graf Karl von der Gröben erfreute den treuen Universitätsfreund und Kriegskamerad durch seinen Besuch, mit dem er, soweit es dessen Leiden zuließ, heitere Tage in Köln und in Aachen verlebte.

Auf dem Wiener Kongreß sollte erst im Sommer 1815 die Verfassungsfrage entschieden werden, aber schon am 20. März war Napoleon wieder in Paris und hielt eine Musterung des Heeres »im zwanzigsten Jahre seiner Regierung«. »Franzosen, so ließ er sich vernehmen, eure Wahl hat mich auf den Thron erhoben. Alles, was ohne euch geschehen ist, das ist unrechtmäßig. Wir wollen uns nicht in Angelegenheiten fremder Nationen mischen, aber wehe dem, der in die unsrigen sich mischen wollte. Nehmt die Adler wieder, welche ihr bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Smolensk, an der Mosqua, bei Lützen truget.« Von den Citoyens ist Napoleon wieder umgeben. »Er ist nur auf das Eiland verreist gewesen und hat von dort die Seufzer des gedrückten Volkes vernommen, darum ist er über Meer zu ihm herübergekommen, um ihm das alte Glück zurückzuführen.« Schlimm genug, daß man den Schrecken verbreitenden Revenant nicht einen Rebellen nennen konnte. War er doch durch die Convention in Paris als souverainer Herr von Elba anerkannt und als Souverain besaß er auch das Recht, Kriege zu führen. Er war frei und gerüstet, dessen Uebermuth an dem Felsen seines Verbannungsortes — bis dahin und nicht weiter! — für immer gebrochen schien, der auf seiner Insel mit der Weltgeschichte gänzlich abgeschlossen haben sollte.

Es wurde im Früheren eine Rede in nähere Betrachtung gezogen, weil sie mit einem Gedicht Schenkendorf's in innig

geistiger Verwandtschaft steht. Wenn der Freiherr F. von Schrötter 1807 über »Deutschlands Nationalruhm« sprach, so war eine Feier desselben der gleichzeitige Festgesang »die siegende Kraft«, hier und dort eine gleiche erhöhte Stimmung echter Begeisterung. Angemessen erscheint es an dieser Stelle einen rhetorisch gehaltenen Aufsatz: »das Vaterland ist in Gefahr«, den Luden in seine Zeitschrift Nemesis 22. März 1815 einrücken ließ, und ein Gedicht zu vergleichen, dem Schenkendorf die Ueberschrift: »Gebet« gab. In beiden wird ausgeführt, was zu thun sei, da durch die Achtlosigkeit und Selbstsucht der Hohen in Spott zerronnen war, was das Volk mit blutsaurer Mühe erkauft hatte zu ewigem Segen. An einer Schärfe des Tons kann es da nicht fehlen. Aber des Herzens Inbrunst, das nehmen wir in dem Gedicht wahr, vermag in seiner Demuth sich nicht der Versöhnlichkeit zu entfremden. Die schonungslose Nemesis dagegen macht in Luden's schroffen Worten die Fürsten für das Unrecht verantwortlich und weist auf schlimme Folgen hin, wenn sie ferner die Volkesstimme überhören sollten. Der gehässige Aufsatz streute reichen Saamen des Mißtrauens zwischen Volk und Fürsten aus, aus ihm wucherten nachmals als Giftpflanzen die demagogischen Verfolgungen hervor und eine Verheißung, die beim Beginn des Krieges den Preußen gegeben war, blieb unerfüllt. Wenn bei Schenkendorf es überall durchklingt

Wir haben Alle schwer gesündigt
So Fürst als Bürger, so der Adel —
Da ist nicht Einer ohne Tadel (S. 208.)

wenn er für alle reuig gesteht, Gottes Gnade nicht mit rechter Treue aufgenommen zu haben,

Was Du so schön bereitet,
Was Du so wohl bedacht,
Hat alles uns verleitet
Zum Trotz auf eigne Macht. (341.)

so häuft die Nemesis die Schuld auf die Häupter, deren Kurzsichtigkeit nicht fähig gewesen sei, als wahr zu erkennen, worauf man sie hingewiesen habe:

Daß Napoleon zurückkehren werde und daß es daher höchst wünschenswerth erscheine, die Länder jenseits des Rheins schnell zu vereinigen, zu gewinnen und zu befestigen.

Vielleicht ahnen die Herren nicht, welche Gefahr allen und vor allen ihnen droht, vielleicht kommt es ihnen hart an, sich wieder an die Völker zu wenden in einer Noth, an welcher diese wahrhaftig nicht Schuld sind.

Wir dürfen mit voller Zuversicht erwarten, daß unsre Fürsten uns jetzt nicht wieder zu Aufopferungen und Leistungen, zu Schlacht und Sieg rufen werden, ehe sie uns die Güter versichert haben, wegen deren der Sieg allein der Anstrengung werth ist. Sie sind es schuldig, daß sie dem Volke versprechen, was dasselbe nach dem Geist der Zeit zu fordern berechtigt ist, die Vereinigung aller Deutschen in ein festes wohlgeordnetes Reich unter einem starken Kaiser.

Die seligsten Wünsche für das Heil des deutschen Vaterlandes dagegen nehmen des Dichters Seele in der Art ein, daß er schon für erreicht hält, was er eben denkt. Mit der Wiedereroberung von Paris sieht er das alte Kaiserthum für Deutschland gewonnen und die Freiheit für den deutschen Rhein, den »Herrscher, reich begabt«.

Erfüllt ist jenes Wort,
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu!
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum. (279.)

Nachdrücklicher spricht sich der Dichter über das Kaiserthum im »Gebet« aus.

Die Völker alle schauten
Zur Kaiserburg nach Wien,
Ob jener, dem sie trauten,
Zur Krönung möchte ziehn.

Ach harrt nicht seinem Zuge,
Das theure Haupt verweilt,
Indeß mit raschem Fluge
Tod und Verderben eilt. (341.)

O sei dann endlich weiser
Du Heerde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing' ihn, daß er's wird. (348.)

Einem Schenkendorf liegt es fern, vor der Waffenergreifung Versprechungen erpressen zu wollen. Die Segnungen erscheinen ihm als natürliche Folgen, wenn das Streben rechter Art war und mit und für Gott unternommen wurde. Am wenigsten droht er ihnen, denen er zu gehorchen hat, und nicht ist er im Stande, unpassende Ausdrücke zu gebrauchen, wie:

Die Fürsten wissen es ja wohl, daß ein Volk, welches Kraft genug hat und Tugend, sich zweimal siegreich gegen fremde Tyrannei zu erheben, auch Kraft und Tugend genug haben werde, sich vor einheimischer Sklaverei zu sichern.

Ach Alles soll vergessen,
Vergeben Alles sein?
Nach rechtem Maß gemessen —
Wer hieße fromm und rein?

Und eben, weil kein Reiner
In unsern Reihen steht,
So sei fortan auch keiner
Gelästert und geschmäht.

Ihr lieben deutschen Fürsten! (344. 345.)

Die Nemesis behauptete, »daß Napoleon jetzt gefährlicher als je sei,« nachdem sich Frankreich erholt und die Begeisterung zur Bekämpfung nachgelassen habe, ein Ausspruch, der sich nicht als stichhaltig erwies.

Wahr ist es (?), dem deutschen Volk ist der Muth gefallen; es bemerkt mit Ingrimm (?), wie es nicht die Früchte auf den Feldern brechen darf, die es mit seinem Blute und seinen Thränen gedüngt hat. Seine Freude hat sich in Leid verwandelt, und Viele, die vor zwei Jahren der Freiheit entgegenjauchzten und zu jeder Aufopferung die freudigste Bereitwilligkeit zeigten, sehen jetzt mit ziemlicher Gleichgültigkeit in die neue Gefahr.

Schenkendorf sieht mit klarerem Blick, sieht eine Wohlthat, eine Rettung darin, daß der Schreckensruf wiederum zur Einheit mahnte.

Digitized by Google

So ist ein Jahr verstrichen,
Die Gnadenzeit ist aus,
Der Argwohn kam geschlichen
Bis in das eigne Haus. (342.)

Wo blieb die fromme Demuth,
In der Dein Krieg begann?
Das Alles sah mit Wehmuth
Der treue deutsche Mann. (341.)

Komm wieder scharfe Ruthe,
Komm her aus der Verbannung
Du tückisch böser Geist,
Ob wieder zur Ermannung
Mein Volk Dein Anblick reißt.

Herr Gott nun gnädig wieder,
Hier ist all unser Blut,
Wir sind nun wieder Brüder
Und eins in Liebesmuth! (343.)

Aus Werkstatt, Schulen, Hallen
Bricht kühne Lust hervor,
Die Städtebanner wallen,
Man kämpft um's eigne Thor. (346.)

Ach Alles mag noch werden
Viel besser als es war,
Und endlich wohl zur Erden
Kommen das große Jahr. (344.)

Mit derselben Zuversicht, mit derselben freudigen Aufregung, wie vor dem Friedensschluß, sieht er von neuem dem Erfolg des Krieges entgegen, der als Gottessache ihm erscheint: Und er irrte nicht.

War die Schilderhebung Frankreichs auch von welterschütternder Wirkung, so gab sich bei denen, die das Freiheitswerk vollführt hatten, keine Unlust zu erkennen, wiederum Gut und Blut für das Große einzusetzen. Daß es jetzt um den Feind

Digitized by Google

anders stünde als vorher, daß damals das Land erschöpft und die Conscription zweier Jahre im Voraus hinweggenommen war, daß man 300,000 entschlossene Soldaten aus der Gefangenschaft hingeschickt hatte und bei den zum verzweifelten Kampf aufgerufenen Franzosen der Erfolg allein die Treulosigkeit rechtfertigen konnte, das Alles schreckte nicht von neuer Anstrengung zurück. Bülow von Dennewitz erklärte am 17ten April, daß er »gern und vertrauungsvoll wieder das Schwert für das Vaterland ergreife« und daß er in den Provinzen, die man seiner Obhut übergeben habe, »wieder den redlichsten Eifer für die Erhaltung der Freiheit und des Rechts erkannt habe«. Um dieselbe Zeit wurde von Bremen berichtet: »es zeigt die Jugend wieder einen vortrefflichen Geist. Es wird bald der größte Schimpf sein, nicht gegen die Franzosen gekämpft zu haben. Von einigen Comptoirs gehen fünf, sogar acht in den heiligen Krieg«. *)

So geschah es, daß schon am 7. Juli 1815 die Verbündeten in Paris Gesetz und Ordnung wieder herstellten. Diesmal erschienen sie als Feinde derer, die Napoleon mit Jubel aufgenommen hatten. War doch Entfesselung des Verraths die allgemeine Wirkung seiner Wiedererscheinung gewesen, die den Meineid zur Tugend stempelte. Das vergossene Blut schreit diesmal nach Rache, der geprüfte Muth verlangt Entschädigung und Beute.

Der Kunstraub, der im Musée Napoléon siegprangte, wird den Ueberwundenen nun abgenommen und den rechtmäßigen Besitzern zugestellt.

---

*) Was den Patriotinnen in Bremen Schenkendorf 1814 nachgerühmt hatte:

Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrauschaar:
»Dem sei die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war.« (256.)

das wurde wieder zur Sprache gebracht in einem »anonymen vaterländischen Gesang an die deutschen Frauen«

Eure Hand beglücke keinen,
Der das Schwert nicht zog für's Recht.

Der vorher genannte Dr. von Groote aus Köln wurde als Kunstkenner mit Anderen bevollmächtigt, die aus Deutschland entführten Bilder auszusondern, durch folgende von Blücher unterzeichneten Zeilen:

Der Offizier und Professor Herr von Groote ist von mir beauftragt, alle von den Franzosen in Deutschland geraubten Kunstwerke zurückzunehmen; meine untergebenen Befehlshaber werden ihn nöthigenfalls mit der Gewalt der Waffen unterstützen.

So widersprach jetzt ein kurzes Verfahren dem allzu rücksichtsvollen Benehmen bei der ersten Einnahme von Paris. Aber Niemand erhob seine Stimme dagegen, als die bei dem Verlust Betheiligten.

Schenkendorf's Kriegslieder oder vielmehr patriotische Gesänge sind es, die ihm Unsterblichkeit verbürgen. Bedeutungsvoll gestaltet sich seine Poesie, als zur muthigen That herausbricht, was ihm schon in Jugendträumen vorschwebte.

Die Stimmung der Saiten ist die Stimmung dessen, der sie schlägt, offen und wahr, der auch dichtend nicht täuschen konnte. Das Streben ist ihm der eigentliche Genuß, wenn dieser erstrebt ist, so fehlt die Spannkraft, um seiner recht froh zu werden. Dies erkennen wir zur Genüge, wenn wir drei seiner größeren Gedichte mit einander vergleichen. Die Freude an dem Siegeslohn, der schon im Voraus die Anstrengungen krönte und im »Festlied 1814« den Gipfelpunkt erreichen sollte, ist ihm abgestorben, wenn es der Dichter auch nicht sich und Andern bekennen will. Aber am dürren Stamm empfinden wir wieder das Wehen der grünen, frisch hervorgesprossenen Zweige in dem »Gebet 1815« in dem Ruf, das Wiederverlorne von neuem zu erkämpfen. Des Himmels Zorn verkündigt sich dadurch, daß er die gottvergessene Welt zu neuer Wehr und Krafterhebung aufschreckt, als Liebe und Erbarmen.

Das Vertrauen, daß das Gute den Sieg gewinnen müsse, wie zuversichtlich warm spricht es das Lied: »Die deutschen Städte« aus, gerichtet an die hanseatischen Freunde!

Die Pfeiler sind gegründet
Auf Treu und Ständigkeit,
Der Mörtel, der sie bindet,
Ist Lieb' und Einigkeit.
Laß Deine Fahnen wallen,
Laß Deine Flaggen wehn! (252. 255.)

O Waffenstahl sprüh' Funken,
Sprüh' Funken, edler Stein,
Von Wein der Freiheit trunken
Laßt jeden Bürger sein. (258.)

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank' und Reue
Sein Werk zu treiben weiß. (259. 260.)

Nun trieben die Studenten
Erst recht die Wissenschaft,
Und alle Herzen brennten
In einer Glut und Kraft. (261.)

Es kommt der Tag der Rache,
Dann sieget Gottes Sache —
Da schauet, wer geglaubt. (262.)

Nun gilt's ein neues Bilden!
So komm in Deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde, Wissenschaft! (263.)

Das heiß' ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich. (264.)

Wie kühl sticht davon das »Festlied« ab. Der Kern, das frohe selige Bewußtsein des Errungenen, ist umhüllt mit einer Schale von Betrachtungen, die nirgend weniger als in eine Hymne passen. Es werden Griechen und Römer, Cherusker und Schweizer und endlich noch das Volk Israels genannt. Ein Poltern gegen den Freiheitsräuber, der mit »Schwert und Henkerstod verbannt« sei, soll die Kraft der Sprache ersetzen.

Das Ganze liest sich wie ein Gedicht, das auf Bestellung gemacht ist,*)

Sei hochgepriesen goldne Zeit,
O freie Hirtenwelt, (269.)

Doch

— schaut man im Gesetz verklärt
Vollkommner Freiheit Bild,
Sie hat auch unser Herz erfüllt,
Ein Kleinod hoch und werth. (270.)

Wie Tell

Freiwillig hat die Jägerschaar
Der Preußen in der Schlacht
Ihr Blut auf heil'gem Sühnaltar
Zum Opfer dargebracht, (271.)
Und wie im alten Testament
Der fromme Pineas — — — (272.)

Wenn wir »das Gebet 1815« dagegen halten, als der Verwiesene in die Schranken des kaum verlassenen Kampfplatzes hineinstürmt und der Dichter aus den Wehen trostloser Verhandlungen durch die Schärfe des Eisens die Geburt der Freiheit ans Licht gefördert sieht, so erblicken wir wieder den frühern, hoch strebenden Genius voll Kraft und Demuth. Der Ausdruck der Entrüstung kann nicht vermißt werden, aber er ist geläutert durch das Feuer der Poesie.

Du reiner deutscher Adel
Nicht Ahnen, Thaten zählt!
Nicht wälsche Tänze tanzen,
Mit Pförtnerschlüsseln gehn,
Eichbaum im Wald der Lanzen
Im Volkssturm sein, ist schön! (345.)

Das ist die rechte Innung,
Die so nach außen dringt,
Die einzige Gesinnung,
Die hell ins Leben klingt. (346.)

---

*) Wie ganz anders nimmt sich der »Frühlingsgruß an das Vaterland« (274.) aus, dessen Ton und Fassung verräth, daß er vor dem März gedichtet ist, wenigstens ehe Paris die Thore öffnete. Das Gemachte, anstatt des Empfundenen, giebt sich auch in dem »Lied für die Baden'sche Landwehr« (217.) in einzelnen Strophen zu erkennen.

Er wird uns nicht versäumen,
Der's immer wohl gemacht.
Herr Gott, wie wird es werden,
Wenn ganz der Feind erliegt,
Und ganz auf deutscher Erden
Dann Licht und Freiheit siegt! (348.)

Es verlohnt sich wohl, auf die Veränderung des Tons zu merken und den Ideengang zu verfolgen, wie er in der Reihenfolge der Gedichte zum Vorschein kommt.

Sobald und so lange Schenkendorf mit dem Schwert gegürtet für die gute Sache wirkt, umspinnt sein Wort keine elegische Empfindung. Nicht senkt er den sehnsuchtsvollen Blick in das Verflossene

Wohl jedem liegt versunken
Ein frühes Paradies. (351.)

denn der Hort ist gehoben, der so lang begraben lag. Als er nach einem Gedicht dem Burggeist Badens, einem »Riesenbild«, das Gelübde that zur Ergreifung der Waffen:

Ich gab ihm Handschlag, Ritterwort,
Zu ziehn ins Feld hinaus. (234.)

als er Angesichts des Straßburger Münsters das Versprochene erneuerte:

Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn. (282.)

seitdem ist es licht in ihm geworden und der entfesselte Muth erhebt und beseligt ihn.

Wenn früher auf das Plastische in den Gedichten hingewiesen ward, das sonst der verfließenden Lyrik widerspricht, ferner auf die eigenthümliche Weise, in der leblose Gegenstände als Zeugen der Vergangenheit in die Handlung gezogen werden, wodurch die Erinnerung gleich dem Fatum die Szene überwacht, so ist dadurch schon das Epische eingeleitet, das nun in entschiedener Gestaltung sich herausbildet. Das fühlt der Dichter selbst — als Versmaß wählt er vorzugsweise die Nibelungenstrophe mit den Zwischenreimen — und nennt »Romanze« einen Klagegesang auf den Tod eines gefallenen Fürsten. Wenn er

von Gneisenau singt, so kann er nur im epischen Ton sich vernehmen lassen, denn

Sein Leben ist ein Heldenlied. (398.)

Die Kriegslieder in ihrer gleichmäßigen Färbung verketten sich zu einem Romanzenkranz, der oft die Schilderung vom Anfange bis zum Schlusse in sich begreift. Die dreitägige Völkerschlacht hebt mit dem »Gebet« an und endigt mit dem »Tedeum.« Wenn die Sendung des Feldherrn Scharnhorst nach Wien nicht zu Stande kommt, da der Held unterwegs an seinen Wunden verblutet, so läßt die Dichtung ihn mit seinem »Blut um Oesterreich werben« und zwar in Prag, wo der heilige Nepomuck und der Graf von Schwerin den Märtyrertod gestorben zum Segen für das nachlebende Geschlecht. Das Dulden wird zum Handeln, das Unglück zum Glück.

Der Eifer wächst uns allen,
Wenn solche Opfer fallen
Für unsrer Väter höchstes Gut. (147.)

Das bestätigt »das Lied von den drei Grafen«. Man glaubt in den Grafen die drei Horatier zu erblicken, die das Schwert ergreifen, um den schönen Tod für das Vaterland zu erwählen und die nicht betrauert sein wollen. Das Lied von »Andreas Hofer« macht den Eindruck einer Ballade, wenn der Sandwirth von Passeier auch nichts mehr als eine Anrede hält. Dem Balladenton ist nicht fremd die Form des Zwiegesprächs. Wie sich der Dichter am »Weihnachtsabend« mit dem Weihnachtsabend unterredet, so wird im »Jägerlied« in Frage und Antwort über Bedeutung der grünen Farbe gehandelt. Im Epos begegnen wir bisweilen Auseinandersetzungen, die uns aus dem Gebiet der Poesie in die Philosophenschule oder in den Gerichtshof versetzen. Schenkendorf versucht es, im Kanzleistyl, wenn auch in kurzen Versen, die Rechtsansprüche Deutschlands auf die Lombardei darzulegen:

Hatten doch des Nordens Riesen
Kühn die alte Welt befreit,
Hatte Karol doch geschlagen
Desiderius in der Schlacht,

Brachte doch in Schönheit blühend
Jene Länder Adelheid
Ihrem Otto zu. (287.)

Und dennoch fehlt es seiner schlichten Geschichtserzählung nie an lyrischer Wärme. Seit Homer ist es Brauch, daß der Sänger selber redend auftritt. So führt sich Schenkendorf ein und in einem erzählenden Hochzeitsliede heißt es:

Der Max will auch nicht säumen
Und grüßet fromm die Braut (417.)

zu Anfang in einem beschreibenden Gedicht von einer Festtafel:

Der Sänger kommt zu guter Stunde
Und ihn empfängt ein holder Gruß. (396.)

Er ist Rhapsode, der innig, klar und einfach vorträgt, was die Gemüther erfüllt und nie ermüdet, denn in lebhaft feierliche Stimmung versetzt die Erinnerung an des Vaterlandes denkwürdige Thaten.

Zur Natur des Epos gehört eine versöhnliche Anschauung, mit der er um so lieber vortritt, als sie ihm durchaus eigen war. Wenn er im Feuer der Erregung auch Tyrannenmörder als »Priester für das Recht« begrüßt und im »Schill«-Liede ruft:

Haltet fest am Hasse,
Kämpfe redlich, deutsches Blut! (29.)

so ist er doch, wie er sich mit Recht nennt, ein »liebender Hasser«. Arndt strengt sich an, den Feuerlärm zu unterhalten, der mit Moskaus Flammen sich verbreitete, er weiß von keiner Schonung und fragt verwundert: »O ihr treuen und redlichen, nur zu treuen und redlichen Deutschen, könnt ihr denn nicht ergrimmen?« Die Glaubensweihe, die bei Schenkendorf über dem heiligen Kriege webt — er sieht nur »Gottes Fahnen«, er vernimmt nur »Gottes Sturm« — läßt kein Ergrimmen und Zähnefletschen, keine Lästerung und Verspottung zu. Wenn er auch Napoleon »Frevler«, »Satan«, »tückisch böser Geist« schilt, so ehrt er sonst in dem Feinde den Helden und wünscht im »Soldaten-Abendlied« auch ihm erquicklichen Schlummer:

Digitized by Google

Auch Du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind,
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint.

Mit Einem aber ringen
Wir Morgens, wie zu Nacht,
Er möcht' uns gern verschlingen,
Der Löwe brüllt und wacht — — (185.)

Das ist der Widersacher, der innere Feind, der unausgesetzt bekämpft werden muß »in ernster Geisterschlacht«.

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust. (275.)

Er verlangt es vom Menschen wie vom Helden, daß sich Kraft und Milde vereine, war er doch selbst dem »Sigelindenkind« vergleichbar:

Voll kühnem Leuenmuth
Und mild wie eine Maid (278.)

und er rühmt es seinem Geburtsort an der Memel nach:

Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen, stark und weich. (275.)

Das findet er bei seinem Freunde W. von Scharnhorst und er liebt ihn, denn wie der Vater ehrwürdigen Andenkens

Bist Du so stark in Kräften
Und bist so fromm und mild. (394.)

Er preist Karl den Großen als einen Heiligen, weil er »stark und weich«, den Kaiser Ferdinand, weil er »Priester halb und halb ein Ritter« war.

Kein Name gebührt Schenkendorf mehr als der eines Freiheitssängers.

Jeder Zwang erscheint ihm als geistiger Tod, Freiheit als das rechte Lebenselement. Aus der Freiheit ging das Werde hervor:

Digitized by Google

Der Freiheit Lobgesang!
Denn Freiheit war das Meisterwort,
Als Gott die Geister schuf.
Da brach hervor zu Gottes Lust,
Was lang' im Finstern schlief,
Der Keim der Freiheit, welcher tief
Entsproß in Menschenbrust. (269.)

Sie ist ihm »Lebensfülle, Lebensreiz.« Sie wohnt im Schatten uralter Bäume und hat ihre Freude bei dem unverkümmerten Wuchs der deutschen Eichen.

Sie brechen vor in grüner Lust
Die Freiheitslust, der Freiheitsmuth. (189.)

O Freiheit, Freiheit komm' heraus
Aus Deinem grünen dunklen Haus!

O grüne Lust und Gotteskraft,
Wo Freiheitstrieb und Frühlingssaft
In tausend Adern quillet. (190.)

In der Einfalt eines patriarchalischen Lebens und in der Harmlosigkeit des Hirtenstandes waltet sie in ihrer Ursprünglichkeit.

Was uns're blöde Welt nicht kennt
Mit ihrem eitlen Treiben,
Das hab' ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauerring
Die Hälfte nicht verstehen. (109.)

Sei hochgepriesen gold'ne Zeit,
O freie Hirtenwelt! (269.)

Daher will er, daß ein neues Leben »vom Bauernstand, von unten aus« sich ein frischer Quell erhebe.

Von dem unbefangenen Zustand, wo kein Verbot ihr wehrt, reift die Freiheit zu selbstbewußter Kraft, um im Gesetz als »vollkommener Freiheit Bild« sich zu verklären. Mag das Hirtenleben selbst den Neid strenger Männer erregen,

Doch Schöneres wird nie gesehn,
Als wenn ein holdes Kind
Emporschaut nach den ew'gen Höhn;
Wenn sich der Mensch besinnt. (270.)

Im Zurückrufen von Jugendempfindungen nähert sich so das Lied dem mit dem Epos verwandten Idyll.

Ohne Freiheit giebt es keinen Glauben, ohne Freiheit kein Vaterland. Alles Aufgezwungene bleibt stets ein Fremdes. Das Wort Deutsch, wie es die Väter faßten, umschließt das Höchste, das Edelste und schwelgt in der Güter Fülle.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art. (60.)

In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land. (276.)

Bei dem Schloß Marienburg hebt er es hervor:

Heil'ges Zeichen ward erlesen
Fern im weisen Morgenland,
Und nach seinem tiefsten Wesen
Ward es deutsches Kreuz genannt. (105.)

Wie der deutsche Kaiser Karl ihm »die Krone des Ritterthums«, so ist das deutsche Volk die Krone aller Völker.

Wieviel auch sind der Stufen
Am Thron der Ewigkeit,
Ein Volk ist hoch berufen
Vor allen weit und breit.
Das ist das Volk im Herzen
Der heil'gen Christenheit,
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft.
Das ist die Gottesweihe,
Die Deutschlands Würde schafft. (167. 168.)

All die Herrlichkeit auszusprechen, vermag nur
Die Sprache Teuts, der Helden Wonne. (208.)

Du frommes, kühnes, deutsches Wort,
Du bist der rechte Schild und Hort
Zur Scheidung von den Andern. (299.)

Deutschland hat stets der Wälschen Arglist zu fürchten.

Weit erschallt wie Kirchenglocken
Deutschland deine Herrlichkeit
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar der Wälschen Neid. (245.)

Der Deutsche darf sich nichts vergeben. Viel vergab er sich, als er der Mode der Wälschen folgte und sich von ihnen lieber Alles bieten ließ, als daß er auf »der Freiheit Evangelium« hörte. Doch mit dem Freiheitsgruß

versinket
Jedes falsche Götzenbild,
Und wer schöpfen will, der trinket,
Was vom Herzen Gottes quillt. (218.)

Deutsche Eltern mahnen den in Paris weilenden Krieger:

— laß auch an dem Sündenort
Die deutsche Ehre scheinen,
Die deutsche Keuschheit, deutsche Scham,
Die Scheu vor allen Ketten,
Die Lust der Freiheit. (267.)

Ein einiges Deutschland ist sein Losungswort, wieviel ihm auch die Größe Preußens gilt.

Es kann das Herz nur Eines,
Ein Einiges nur sein,
Drum soll sich des Vereines
Auch jeder Deutsche freun.
Wenn wieder sich gestalten
Das alte Deutschland soll,
So sei es nicht zerspalten,
Nicht schmach- und wundenvoll. (168.)

Er kann es denen — wenn er auch ihre Namen verschweigt — nicht vergeben, die einst in Deutschland eine Spal-

Digitized by Google

tung herbeiführten. Er rühmt einen Kaiser Maximilian und einen Kaiser Ferdinand, er ruft die Heiligen Gottes an, aber Luther, der Glaubensheld und deutsche Gottesmann, kommt nirgend in Gedichten vor, nur in einer rhetorischen Jugendarbeit: »Stimmen und Blätter« spricht er einmal von »Luther's Riesendenkmal«. Der königliche Märtyrer Gustav Adolph wird nicht von ihm erwähnt und mehr gilt ihm ein Kurfürst Maximilian

Fester treuer Max von Baiern
Hast zum Kaiser treu gehalten. (159.)

Im oben mitgetheilten »Kriegslied« vom Jahre 1806 wurden 1815 zwei Strophen gestrichen*), in denen es heißt, daß Friedrich Wilhelm III. des Oheim's Schwert ergreife und daß dieser als Schutzgott zum Kriegszuge herabblicke.

An den siebenjährigen Krieg gedenkt Schenkendorf nur in so weit, als sich an den Namen Prag die Erinnerung an Schwerin's Heldentod knüpft.

Als einen der Gründe, »warum er ins Feld zog«, treu dem Vaterlande, giebt er in den Zeilen an:

Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum. (139.)

Daß ich dein treuer Kämpfer bin,
Soll Schwert und Zither zeigen. (172.)

Der Minnesänger-Ton, was bei anderen Dichtern seiner Zeit nicht immer der Fall ist, ist ihm durchaus natürlich. Das Romantische verbreitet über seine Gesänge überall einen milden Glanz.

Die Herrlichkeit der heimischen Vorzeit war uns fremd geworden und die Poesie that lange nichts dazu, um sie wohlthuend uns ins Gedächtniß zurückzurufen. Wenn man auf der Bühne den Götz von Berlichingen sah, so fühlte man sich glücklich, daß die Zeit des Faustrechts lange hinter uns liege, wenn den Wallenstein, so war man zufrieden, daß sich kein dreißigjähriger Krieg mehr wiederholen könne. Die Ritterstücke,

*) Schenkendorf's Gedichte 1862 S. 26.

die massenweis über die Szene dahin polterten, zogen nur an durch Sporen- und Schwertergeklirr, ohne irgendwie deutsche Heldengröße zur Anschauung zu bringen. Das war es, wonach die romantische Schule rang. Lange gefiel sie sich in einer unbefriedigten Sehnsucht durch Hervorrufen von Bildern eines fern liegenden, glücklichen Zeitalters. Eine freudige Zuversicht trat in deren Stelle im Kampf um Vaterland und Ehrenhaftigkeit.

Gewiß ist es, daß die Romantiker ungeachtet des mystischen Nebels manches deutlicher sahen als die rationalistisch-scharf blickenden Dichter, daß sie, die von Wolken schienen über der Erde umhergetrieben zu werden, sich mehrfach als praktischer erwiesen und daß sie in der Behandlung der Sprache und in ihren Ansichten von Leben und Staat oft glücklicher waren, als die, welche die Klarheit des Klassischen für sich allein in Anspruch nahmen.

Durch die metrischen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen gewöhnte sich der verbildete Sinn, in Versen die unnatürlichste Verrenkung der Glieder gut zu heißen, und ließ um der eingeschachtelten Spondeen willen der Sprache Nothzwang anthun, so daß der angeborne Genius nach Erlösung seufzte und die Zurückführung auf das Altdeutsche ihm als Gnade und Rettung erscheinen mußte.

Wenn denjenigen, die sich einer klaren Einsicht rühmten, hier die Fremdherrschaft keinen Anstoß gab, so kaum weniger in staatlichen Beziehungen. Sie theilten nicht mit den Romantikern voll gläubiger Ergebung das Wohlthuende des Zweifels an der Fortdauer eines unnatürlichen Zustandes. Goethe war unempfänglich für die Aufnahme der Siegesfreude, als selbst die furchtsamsten Gemüther sich mit Vertrauen ihr ergaben. Er stimmte nicht denen bei, die sich, wie Arndt und Körner, über Napoleon aussprachen. »Schüttelt nur, sagte er, an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen.«

Die Romantiker waren bisweilen nur zu real und, indem sie das Unpoetische den Versen anzupassen versuchten, verfielen

Digitized by Google

sie in naive Sonderbarkeit. Ein Beispiel bei Schenkendorf geben uns die Zeilen, die er an die Wittwe eines Kürassiers richtet:

Dein Liebling steht gekleidet,
Wo Christ die Schafe weidet,
Noch jetzt in Weiß und Himmelblau. (146.)

wozu er die Anmerkung giebt: »Farbe des Regiments«*). Mehr derartiges giebt mancher Strophe einen barocken Anstrich, während die Verunzierung durch das Deutschthümelnde ihn nicht mit den verwandten Dichtern als Vorwurf trifft.

Wenn die dichterischen Erscheinungen bei Schenkendorf nicht von seinem Leben, der Dichter nicht vom Menschen zu trennen ist, so ist es natürlich, daß seine Lieder oft den unmittelbaren Abglanz der Dinge zeigen, wie er sie sah. Die poetische Empfängniß rührt bei ihm von der Außenwelt her, wie bei keinem anderen Romantiker. Laube machte zuerst bei ihm auf die »praktische Anwendung des romantischen Thema's« aufmerksam und Schenkendorf sagt selbst von seinen Gedichten, daß sie von den »Verhältnissen den Stempel tragen und dadurch gewissermaßen praktisch geworden seien«. Und er verspricht sich von ihnen praktischen Nutzen, denn als sie gedruckt sind, hält er es für gut, sie den Hochvermögenden zu überreichen: »Vielleicht fällt doch ein gutes Samenkorn«.

Was man sonst die Grenze der Poesie nennt, das ist sie nicht für Schenkendorf.

*) In der ersten Ausgabe der Gedichte.

XIII. Zeitraum zwischen der Anstellung an der deutschen Central-Verwaltung und der an einer preußischen Regierung.

Der General Graf von Gneisenau, der, ein Lobredner der englischen Staatsverfassung, die deutsche nach ihr geregelt sehn wollte, scheint der weltentscheidenden Schlacht den Namen gegeben zu haben, unter dem sie mit großer Schrift in die Geschichtstafeln eingezeichnet ist. Der Befehl des Feldmarschalls Fürsten von Blücher vom 20. Juni 1815, von jenem unterschrieben, lautet:

> Zum Andenken des zwischen der brittischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherrn befahl der Feldmarschall, daß diese Schlacht von belle Alliance genannt werden sollte.

Bei den weit auseinander gehenden Wünschen wurde das Gedächtniß an den schönen Bund, wie oft bei einer Testaments-Regulirung, schmählich erschüttert und entweiht.

Hinter dem Siege, dem Schlußstein des großen Freiheitswerkes, blieb die Siegesfreude zurück, hinter den Erwartungen der Erfolg für Deutschlands Wiedergeburt.

Oken in Jena in einem Aufsatz: »Warum wählt ihr keinen Kaiser?« spricht sich dahin aus, der Kaiser ist nothwendig in Bezug auf fremde Staaten, in Bezug auf die Fortdauer Deutschlands, in Bezug auf sich selbst. Ohne Kaiser ist keine Einheit

Digitized by Google

im Reiche denkbar, ohne diese keine Stärke, ohne diese keine Achtung im Auslande, ohne diese kein Friede. Ohne Einheit ist auch keine Ruhe zwischen den deutschen Fürsten selbst.«

Arndt verfaßte eine Schrift: »Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze,« und sagt darin: »Behalten die Franzosen den Rhein, so habe ich mein deutsches Vaterland verloren.« Und Leopold Stolberg sang:

Du Grenze? Nein nicht Grenze du alter Rhein,
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl und Freude.

Schenkendorf erwarb sich als Freiheitssänger den Namen des Kaiserherolds und des Rheinhüters. Die Krönung eines deutschen Kaisers und die Freiwerdung des Rheins winkte ihm als das Doppelziel, durch das Deutschlands Freiheit ihm allein gewährleistet schien. In dem Wort an seine Hausfrau bezeichnet er als Vollendung seiner Waffenfahrt das deutsche Krönungsfest.

Die Waffen leg' ich willig ab,
Geführt zu Deutschlands Ehren,
In Muschelhut und Pilgerstab
Will dich dein Ritter ehren.
Dann wandern wir Land aus, Land ein
Dem Guten nach und Schönen
Und sehen in der Stadt am Main
Den deutschen Kaiser krönen! (214.)

Mit der eindringlichsten Rede mahnt er den Kaiser:

Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser,
Säumst du? schläfst du? Auf, erwache,
Reich an Demuth und an Macht!
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut. (275. 276.)

O tritt hervor in deiner Schöne,
Von heil'gem Eichenkranz umlaubt,
Mein heiliges, mein deutsches Reich! (285. 286.)

Wie in seinen Liedern Deutschland um den Kaiser fleht, so nicht weniger um den Rhein, in dessen Fluten sich der Münsterthurm spiegelt. Durch Zurücknahme alten Eigenthums soll gut gemacht werden, was einst die Franzosen mit vandalischer Wuth in der Gegend umher verbrachen:

Hört ihr nicht Geklirr von Ketten,
Ueber'm Rhein den Klageton?
»Will kein freies Volk uns retten,
Naht kein Gott, kein Menschensohn?« (220.)

Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Von Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer. (279. 280.)

Deutschland konnte als kein Ganzes gelten ohne den Elsaß, ohne den Kaiser und blieb darum in der Entwicklung zurück. Verstimmung sprach sich bei den Vaterlandsfreunden in Bitterkeit und Niedergeschlagenheit aus. »Man mußte sich eingestehn, daß die Hoffnungen, welche man auf den Befreiungskrieg gesetzt, nicht in Erfüllung gegangen waren, dem Aufschwung war eine Erschlaffung gefolgt, die verheißenen Freiheiten nicht gewährt worden«, so schrieb ein Mitkämpfer aus dem Lützowschen Freicorps und ließ sich weiter folgendermaßen vernehmen:

»Das Ideal, das uns damals vorschwebte, worauf wir mit geraden Schritten loszugehn glaubten, das wir zu erreichen gewiß hoffen konnten, ist nicht allein weit entfernter von uns, sondern sogar jede Hoffnung, es zu erreichen, verschwunden.«

Arndt erinnerte sich mit Wehmuth an die Jahre, »wo Alles aufflog und aufsprang. So fliegt und springt es nun freilich nicht mehr, Vieles scheint sogar wieder elendig werden zu wollen, aber es ist doch noch lebendig, was nicht verfliegen und zerspringen kann wie Seifenblasen«.*)

*) In einem Brief an Scheffner, Berlin, 22. Mai 1817.

Der letzte Triumph der preußischen Waffen war für Schenkendorf um so denkwürdiger, als der Sieg zu einem Doppel-Siege für den Grafen Karl von der Gröben wurde. In Paris feierte er nämlich seine Verlobung mit dem Fräulein von Dörnberg, welche ihren Vater, den an schweren Wunden leidenden Vater dahin begleitet hatte. Im Andenken an ein Gespräch, das Gröben vor einem Halbenjahr mit Schenkendorf bei heiterem Mahl in Köln geführt hatte, ohne sich in den Ansichten vereinigen zu können, theilte er ihm nun die Botschaft in einer Art mit, daß der Empfänger keinen kleinen Schreck zu überwinden hatte, ehe er zur Freude kam; von der er dann aber um so heftiger ergriffen werden mußte. Jener hatte damals behauptet, dem Ruf echter Liebe vermöge man nicht zu widerstehn, er selbst, wenn er ihn vernehme, könne alsdann sogar um eine Französin werben. Das vermochte Schenkendorf nicht zu begreifen und mit zorniger Miene hielt er ihm das Messer vor die Brust. Der Verlobte meldete nun aus Paris, daß er sich wirklich in Paris versprochen habe; es folgte die Schilderung der Erwählten, die aber, wie es auf der anderen Seite hieß, keine Französin, sondern die Tochter eines englischen Generals sei, weiterhin endlich war zu lesen: »die Tochter von Dörnberg (der damals in englischen Diensten stand), durch und durch deutsch von Geist, Herzen und Gemüth.« Der Brief wurde unmittelbar mit dem innigen Freuderuf eines Glückwunsches beantwortet und bei der Hochzeit mochte Max »auch nicht säumen« und sandte neben einem siebenzehn-strophigen Festliede einen Pokal, geziert mit dem eisernen Kreuz und den Denkmünzen all' der Schlachten, die Gröben mitgeschlagen hatte.

Wenn Schenkendorf, wie in dem Hochzeitsliede, sich den Geist vergegenwärtigte, der die Freiheitskämpfer geleitete und zusammenführte, wenn er die Thatenreihe überschaute, die in nichts der kühnsten Verheißung nachgegeben, dann konnte er oder bemühte sich wenigstens, die Trübung der Umstände nur als etwas Vorübergehendes zu betrachten.

Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Reue hin. (295.)

Nein, es kann nicht ganz zerfallen,
Was ein frommer Mensch gedacht. (99.)

Und ein männlich frommes Thun
Hat noch immer Sieg gewonnen. (219.)

Mich macht nichts irre in dem Glauben, den ich der Zeit abgewonnen habe. Ich fühle gleichsam den Hauch der Verjüngung und sehe den lebendigen Gott durch die Welt schreiten. — — Gott wird immer so große gemeinsame Begebenheiten senden, in denen die Getrennten sich mit ihrer Liebe und ihrem Glauben gleich wieder finden.

In einem Brief erklärt er sich, mit Bezugnahme auf einen Staatsmann, der eine Geschäftsreise nach Berlin unternommen hatte, also:

Was wird er da nicht Alles gesehn haben! Wie manche hoch klingende Saite wird herabgespannt sein, aber er wird doch gefunden haben, daß Manches und Vieles besser, tüchtiger, frömmer und würdiger bei uns geworden ist, als im Jahre 1806 und 1812 war und als man es sowohl in Süddeutschland als in unseren Provinzen selbst anerkennen will. Die Zeit hat eine verbessernde und veredlende Gewalt an Allem geübt, was nicht ganz unverbesserlich, und tausend junge Zweige und Sprossen verkünden das Gedeihen der Zukunft. Freilich, freilich ist schon aufs Neue viel gesündigt worden, ach! wie viel ist versäumt, was ist auch schon dem lieben Gott in seinen Plan gepfuscht worden!

Daß nach dem Kriege die Dinge nicht zum Besten sich gestalteten, das nahm er schmerzlich auch an seiner eigenen Lage wahr. Das Leben in Carlsruhe, wo er in seiner Bescheidenheit, nach dem Laut eines Briefes, sich nur als einen Gelittenen ansah — war doch keine Geschäftsthätigkeit, kein Amt, kein Einkommen, das sein Bleiben oder Gehn nothwendig machte — gab dem Unmuth immer mehr Nahrung.

In Königsberg verlautete es schon 1814, wie Scheffner berichtet: »Schenkendorf werde am Niederrhein gut angestellt

werden.« Er glaubte mit einiger Bestimmtheit auf die Berufung an die Regierung in Köln oder in Coblenz rechnen zu können, aber er wartete lange vergeblich. Andere, die für einen Posten gern den Vorwurf der Zudringlichkeit hinnahmen, mochten ihm zuvorgekommen sein. Bei seiner im Geschäftsverkehr gemachten, ausgebreiteten Bekanntschaft hätte er leicht Schritte zur Verwirklichung seines Wunsches thun können. Halb Zartgefühl, halb Stolz hielt ihn davon zurück; er wollte nicht durch Bitten lästig fallen und nicht erbitten, was er zu verlangen hatte.

Dort (am Rhein) hat mir auf Stein's dringende und nur zu rühmliche Empfehlung Hardenberg eine angemessene Stelle zugesagt, wenn die Besitznahme dieser Gegenden erfolgt sein werde. Das erwarte ich nun. — Anstatt nach Wien zu gehn, zog ich es vor, in Beziehung auf die künftige Wirksamkeit die Gegenden des Nieder- und Mittel-Rheins und die angrenzenden Länder kennen zu lernen. — Es scheint mir, als wenn es den unter Stein angestellt gewesenen nicht recht geziemen will, sich zu Diensten jetzt zu erbieten.

Wenn die Behörden den Anstand vergessen, so ziemt es dem Einzelnen, die Form, wie die persönliche Ehre, die äußere und innere, desto strenger aufrecht zu halten. Das ist von jeher meine Art gewesen.

In der Zeit der unfreiwilligen Muße und der quälenden Spannung suchte er Trost in einem lebhafteren Verkehr mit Königsberg. Auch hier gab es manches zu überwinden. Seine Mutter mahnte mit immer größerer Dringlichkeit zur Heimkehr. Er nannte sie eine arme Mutter im Vergleich zu einer anderen Mutter, der Landhofmeisterin von Auerswald, die drei Söhne in den heiligen Krieg ziehen sah und sie mit Segenswünschen begleitete. »Arme Mutter, so schreibt er, die es mir noch nicht verzeiht, daß ich den kleinen Feldzug 1813 mitgemacht.«

Die Mißbilligung hatte wohl diesmal nicht in einer Wunderlichkeit der Kriegsräthin von Schenckendorf ihren Grund. Der Wittwe war es zu vergeben, wenn sie dem Vaterlande genug geopfert zu haben glaubte, nämlich das Leben eines ihrer Söhne, um so mehr als der andere sich nicht als Mitkämpfer dem Heere beigesellen konnte.

Digitized by Google

Als einer Verordnung gemäß in den preußischen Kirchen Gedenktafeln mit den Namen derer aufgestellt wurden, die in den Freiheitskriegen gefallen waren, und an einem Sonntag eine bezügliche religiöse Feier stattfinden sollte, so erregte in der Schloßkirche in Königsberg in den überfüllten Räumen eine alte Dame im schwarzen rauschenden Atlaskleide durch ihren Eifer Aufmerksamkeit, mit dem sie sich durch das Gedränge Bahn brach, um einen Chor neben der Kanzel zu erreichen. Die Predigt, die hier mit jugendlichem Feuer der ehrwürdige Borowski hielt, hörte sie mit sichtbarer Erregung an. Sie war den meisten fremd, wer aber Max von Schenkendorf je gesehn, der erkannte in ihr bei der großen Aehnlichkeit dessen Mutter. Vor zwei Jahren hatte sie ihren Sohn Karl verloren, sie ahnte nicht, daß sie um zwei Jahre auch den andern Sohn beweinen würde.

Im Auerswald'schen Hause hatte sich seitdem viel verändert. Mehrere, die durch heitere Lebhaftigkeit zum geselligen Vergnügen beigetragen, wurden vermißt. Der Kreis der Jüngeren war ein anderer geworden. Nur die beiden Greise Scheffner und Borowski, 76 und 80 Jahre alt, waren dieselben geblieben und letzterer hatte als seltene Auszeichnung die Bischofswürde empfangen. Die hochgeachtete Präsidentin Morgenbesser, die sich sonst beinahe täglich einzufinden pflegte, ließ nun, da sie wegen eingetretener Erblindung des gemüthlichen Umgangs entrathen mußte, sich nur selten sehen.

Schenkendorf schrieb:

Dem alten freundlichen Scheffner wünsche ich, daß die Beweglichkeit und Frischheit seines Geistes noch recht lange währen möge und die gute Frau Präsidentin Morgenbesser mag glauben, daß ich ihrer und ihres Schicksals immer eingedenk bin. Wäre sie doch hier, daß Vater Stilling sie operiren könnte! Er hat dieses Jahr, es ist sein 77stes, wieder acht Operationen glücklich vollendet. Ueber Borowski, den B i s c h o f, wünschte ich gern Ausführliches und Unparteiisches zu vernehmen. Sie wissen, wie ich ihm zugethan bin. Wer wünschte nicht, daß die protestantische Kirche endlich e i n e Kirche, ein geordnetes, lebendiges Ganzes würde. Dazu ist Kirchenzucht und äußerliches Ansehn der Geistlichen nöthig, mithin sind Bischöfe nützlich. Das

Digitized by Google

Bischofsamt ist aber zu heilig, als daß es wie ein Titel ohne Macht und Bedeutung verliehen werden dürfte. Soll es nunmehr sein und hält man es vielleicht für zweckmäßig, diese Bedeutung sich nach und nach entwickeln zu lassen, so meine ich doch, daß nur in der gesammten protestirenden Welt, wenigstens nur in der ganzen protestantischen Kirche des Landes, nicht aber in der weltlichen Macht oder in der Person des Fürsten die Berechtigung zu einer solchen Grundveränderung liege. Ein Bischof ohne bischöfliche Gewalt ist eine traurige Erscheinung. Um sie nicht zur lächerlichen zu machen, muß man denn wenigstens die äußere Ehre hinzufügen.

Im Sommer 1815 gebrauchte Schenkendorf wieder die Quellen in Aachen.

> Vergebens mein Streben,
> Die Kampfbegier!
> Es zehret am Leben
> Die Krankheit mir. (258.)

Wenn er auch mit Lust die Zeit Karls des Großen sich in der Kaiserstadt zurückrief, so konnte er doch nicht die Stimme der Sehnsucht dämpfen, die seinen Sinn nach Baden-Baden zog und den dort verweilenden Freunden.

Es verlangte ihn, zu ihnen zurückzukehren, obgleich auch hier manche bedauerliche Veränderung eingetreten war. Die Familie Krüdener hatte Carlsruhe verlassen. In der letzten Zeit war das Vernehmen zu ihr minder herzlich gewesen. Dasselbe war namentlich durch den Sohn, Paul von Krüdener, in eine schiefe Stellung gerathen, der sich Schenkendorf's genähert, als wenn er in ein verwandtschaftliches Verhältniß treten wollte, und später sich zurückgezogen hatte. Er, der in diplomatischen Angelegenheiten benutzt worden war, wurde plötzlich verhaftet und als Kriegsgefangener nach Strasburg gebracht. Dorthin folgten ihm Mutter und Schwester, die später in der Schweiz wohnten. Sie sind, bemerkte Schenkendorf, »auf einem Wege, den wir bei aller Anerkennung und Würdigung doch nicht mitgehen können«. Die Familie Reden war nach Hannover zurückgegangen, die ihm innigst befreundet war. Den Gesandten von Reden hatte er als »Ehrenmann« schätzen gelernt und von

seiner »historischen Gelehrsamkeit großen Nutzen gezogen«. Der Kirchenrath Ewald, so viel Liebe und Freundschaft dieser auch bezeigte, verdarb es bei ihm durch seine Schriftstellerei, in der er den Juden das Wort redete in einer »Salbe von Toleranz, Humanität und Indifferentismus«. Jung-Stilling war »auf einmal sehr hinfällig geworden«. Indeß sah er sich an ihn, an seine Tochter Karoline und an Frau von Graimberg mit unauflöslichen Banden geknüpft.

Dieser drei letzten wegen sind wir wohl nur hier geblieben, denn angenehmer hätten wir allerdings in Baden das letzte Resultat meiner Bestimmung abgewartet. Es wäre aber eben so unverzeihlich als unmöglich gewesen, die letzte Zeit vor der gewissen Trennung von solchen Freunden, die uns fremde Pilgrimme so aufgenommen und so liebgewonnen haben, anderswo als bei ihnen zuzubringen, wenn sonst die Carlsruher Gegend auch eben nicht zu denen gehört, die man sich wählen möchte. — Dadurch, daß Karolinchen Jung das Graimberg'sche Institut hat übernehmen müssen, ist das Stilling'sche Haus, wo die beiden Alten sehr kränkeln und sich zur Erde neigen, ziemlich verödet und doch ist das unser eigentliches Heim hier.

So schrieb Schenkendorf am 5. Juli 1816. Wohl ihm, daß sie, die ihm stets die nächste war, daß die Gattin in ungetrübter Herzlichkeit es nicht zuließ, daß Kränklichkeit und Mißmuth ganz seine Jugendfreudigkeit untergrabe.

Die ganze Jugend thut sich auf
Wenn ich an Dich gedenke,
Als ob ich noch den alten Lauf
Nach Deinem Hause lenke. (387.)

Nie soll mich die Wahl gereuen,
Und ich sage feierlich,
Könnt' ich auch noch zehnmal freien,
Zehnmal freit' ich, Liebste, Dich! (378.)

Sie hielt es für zweckmäßig dahin zu wirken, daß Schenkendorf den Blick von den politischen Verhältnissen abwendete und seine Seele in eine heilige Poesie versenkte, erhaben über alle Zeitfragen. Schienen doch Jahrzehnte zwischen dem Jetzt und dem Januar 1814 zu liegen, als er auf die Bildung

einer »Art von deutscher Bundesversammlung« hoffte und in ihr als Abgeordneter zu wirken wünschte, als er mit dem Plan umging, durch Veröffentlichung von Aufsätzen die politischen Ansichten aufzuklären und dadurch ein »wichtiges Werk« zu Stande zu bringen. Das Alles, was er zur Rettung und Wahrung von Deutschlands Rechten und Ansprüchen gern hätte ins Leben treten sehen, erfahren wir aus einer Zuschrift an den Senator Smidt, den er anging, ihm seinen Einfluß zuzuwenden, und ihn dringend um Unterstützung bat, zunächst für das schriftstellerische Unternehmen durch Beiträge und Nachrichten »über Bayern, Württemberg, Baden, Hannover, Lübeck und Bremen«.

Zum Frommen seines eignen Wohls suchte Frau von Schenkendorf ihn dem zu entfremden. Statt undankbarer Beglückungs-Ideen für Menschheit und Vaterland sich hinzugeben, überredete sie ihn, geistliche Lieder zu dichten, damit ein höheres Ziel seinen Geist erwärme zu Entfaltung neuer Blüten. Hatte er doch schon früher durch ein »Adventslied« 1807, durch einen Gesang »an die heilige Jungfrau« 1811 sich zur religiösen Poesie bekannt, in Stammbücher häufig Verse eingezeichnet, wie folgende:

Des hohen Königs heilige Lieder
Tönen in Deinem Herzen wieder,
Sie wehen himmlischen Frieden zu
Und geben dem Herzen wahre Ruh',
Dem Glauben Kraft, der Hoffnung Stärke,
Gedeihn zu jedem guten Werke.

Viele Lieder, auf blutgetränkten Gefilden gesungen, zeigen in der kirchlichen Haltung ihren eigensten Werth.

Dadurch sollte ihm Beruhigung werden, bis die lang erwartete, amtliche Berufung ihm einen neuen Wirkungskreis eröffnete. Wie die Gattin mit edler Selbstbeherrschung ihn in den Krieg sandte, so reichte sie ihm nun die Davidsharfe dar, um sich und denen, die wie er empfanden, Seelenfrieden zu bereiten.

So entstand eine Zahl geistlicher Lieder. »Kein hoher Psalm«, so wollte er, möge erwartet werden, sondern Lieder,

wie sie in Königsberg vordem einen Kreis von Frauen und Jungfrauen erbauten.

Du, die mit mir zu gleichem hohen Ziele,
Zu frommer Wallfahrt gläubig sich verbunden,
Die gleich mit mir der Dichtung zarte Spiele
Und gleich des Lebens heil'gen Ernst empfunden,
Du sprachst: Noch schlummern edler Kräfte viele
In deinen Saiten; auf, sie zu erkunden!
Du hast dein freies Vaterland gesungen,
Fort sei um einen höhern Preis gerungen! (423.)

Schenkendorf gab: »Christliche Gedichte für deutsche Jungfrauen 1814«, »Weihnachtslieder (die Hirten, die h. drei Könige, Simeon) 1816« heraus.

Keines unter ihnen ist ein sogenanntes Gesangbuchslied.

Schenkendorf's religiöse Ansichten wirkten nicht auf die Abfassung der geistlichen Lieder ein. Wir wissen, daß er für eine Kirche der Zukunft schwärmte, doch erkennen wir nicht das Streben, etwas zur Anbahnung derselben beizutragen.

Wenn er von einem frommen Traum spricht, dem sich der Baden'sche Herzog Karl Ludwig hingegeben, einen Eintrachts-Tempel zur Vereinigung aller christlichen Konfessionen zu bauen*), so lebte er selbst doch der Ueberzeugung, daß sich einst eine volksthümlich germanisch katholische Kirche bilden und die Einheit Deutschlands vollenden werde. An der Spitze — das ersehen wir aus dem mitgetheilten Brief über Borowski, als dieser durch königliche Huld zum Bischof erhoben war — sollte ein Bischof stehn, aber nicht einer, dessen Würde und Ansehn nur im Titel bestehe, der von einem Fürsten einseitig ernannt sei, sondern der, aus der Wahl des gesammten protestantischen Deutschlands hervorgegangen, mit der gehörigen Gewalt versehn, ihr sichtbares Haupt darstelle. »Wer wünschte nicht, daß die protestantische Kirche endlich eine Kirche, ein geordnetes lebendiges Ganzes würde!«

*) Schenkendorf's Gedichte 1862 S. 533.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß er ein Feind des Rationalismus von jeher war und mit den Königsbergern nicht einen damals beliebten Kanzelredner loben konnte, der geschickt die Wunder zu umgehn wußte, die das Sonntags-Evangelium enthielt, und der Themata aus den Bibelworten zog, die die Zuhörer überraschen mußten. Auffallend ist es, daß Schenkendorf diesem einen Borowski gegenüberstellte, da dieser die heilige Schrift mit kritischem Urtheil las und sich eben so fern von wundersüchtiger Mystik als von mittelalterlicher Romantik hielt. Nicht genug weiß er ihn als Geistlichen, dessen Kirche er fleißig besuchte, zu erheben und noch 1816 bekennt er, keinen vollkommneren Prediger gehört zu haben, denn der habe von sich sagen können, er wäre nicht in Gefahr, sich je zu erschöpfen und auszupredigen, er würde, selbst wenn er Methusalems Alter erreichte, stets glauben, noch nichts von den Wundern Gottes und den Wahrheiten des Evangeliums verkündigt zu haben.

Als ein Theil der geistlichen Lieder entstand, erklärte Schenkendorf sein Mißfallen an dem, was Ewald zur Vereinbarung der verschiedenen Glaubensansichten von Juden und Christen niedergeschrieben hatte, und er studirte mit nachdenkendem Ernst die Dogmatik von Schwarz, einem Schwiegersohn Jung's. Als er um eine Anstellung bei einer Regierung bat, bemerkte er, gern an den Consistorial-Arbeiten Theil nehmen zu wollen, »da meine Richtung von jeher wissenschaftlich gewesen«.

Fern von theologischer Hoffahrt und Herbigkeit spricht in seiner Poesie ein versöhnlicher Geist, der nichts von kalt protestantischer Färbung an sich trägt. Der kirchliche Glorienschein, der die Kriegslieder umgiebt, neigt sich hier noch mehr der katholisirenden Empfindung zu. Die Seligkeit, mit der der Dichter das Glück eines sorglosen Zustandes sich ausmalte, mußte ihn für die Heiligenvertretung einnehmen:

So hatte jeder, was er liebt',
In ihren Schutz gestellt. (282.)

Digitized by Google

Seine Art der Naturanschauung hauchte in Alles Leben und Seele und dieser Pantheismus verträgt sich sehr wohl mit dem Heiligendienst. Ein buntes Figurengepränge führt er uns in seinem Gedicht »Allerheiligenfest« vor.

— Die allerreinste Frau
Saß auf einem Sternenbogen;
Englein schwebten da
Gleich wie Blüthenflocken,
Priester, Mönch und Ritterheld
Gingen traulich auf und nieder,
In den Büschen, auf dem Feld
Saßen Frauen hin und wieder;
Kindlein fromm und mild
Sah ich Blumen pflücken. (368. 369.)

Wenn er nicht Gedichte als Erklärungen von Bildern giebt, »die Schülerin Maria« (wie sie lesen lernt), »Mariä Himmelfahrt«, so stellt er selbst anschauliche Bilder dar. In einem »Weihnachtslied«:

Wer ist noch, welcher sorgt und sinnt?
Hier in der Krippe liegt ein Kind
Mit lächelnder Gebärde.
Wir grüßen dich, du Sternenheld!
Willkommen, Heiland aller Welt,
Willkommen auf der Erde! (337.)

»Die heiligen drei Könige« sagen:

Uns riefen von dem Herrn
Die Sagen und die Kunden,
Wir folgten seinem Stern,
Bis wir ihn selbst gefunden.
Maria, süßes Bild,
Wir können's nie vergessen,
Wie du so fromm und mild
Am Krippelein gesessen. (437. 438.)

In der »Himmelfahrt«:

Wohin, wohin, ihr Blicke?
Der Heiland ist erhoben,
Der Heiland winkt von oben
Die Jünger an die Brust. (445.)

Digitized by Google

In der »Einladung«:

Kommt und laßt uns Herberg nehmen,
Kehret bei dem Heiland ein;
Wie sich alle Blumen wenden
Zu dem hellen Sonnenlicht,
Nehm' aus den durchbohrten Händen
Jeder an, was ihm gebricht! (425. 426.)

So zeigt es sich auch hier, daß bei ihm die Lyrik schildert und mit seelenvoll erwärmender Liebe beschreibt.

Wenn der Dichter auch nicht nach der Weise der mittelalterlichen Poesie mit den Mysterien spielt, wie in einem Gedicht an die Gattin:

O starker Bund von Eins und Zwei,
Daraus wird sich der heil'gen Drei
Vollkommne Zahl erheben. (357.)

sondern sie in den geistlichen Liedern mit Ehrfurcht betrachtet:

Geheimniß hoch erhaben!
Mysterium groß und still! (431.)

so stößt man doch sonst auf Ausdrücke, Nebengedanken, die dem Heiligen eher zu nahe treten als zu dessen Verherrlichung beitragen.

Am meisten thun uns diejenigen frommen Ergießungen wohl, die sich in Milde und Zartheit den »Sternblumen« seiner Freundin Gottschalk anschließen, wie »Palmsonntag«, »Ostern«.

Digitized by Google

XIV. Am Niederrhein.

Da der Minister des Inneren von Schuckmann nicht immer gleicher Ansicht mit dem Freiherrn von Stein war, so ließen sich nur durch Mittelspersonen Nachrichten über die zu erwartende Anstellung einziehn. Es war nur Unbestimmtes zu erfahren, das den Betheiligten in der peinlichsten Spannung erhielt. Schenkendorf entschloß sich da nach Köln zu gehn, um durch den Ober-Präsidenten von Solms-Laubach die Angelegenheiten nachdrücklicher zu betreiben.

Er liebte es, wenn ein Umzug im Werke war, sich vorher allein an den zu nehmenden Wohnort zu begeben, um den Seinigen die Mühe der Anordnung zu ersparen und ihnen Alles so bequem als möglich einzurichten. So eilte er auch diesmal voraus. Er wähnte nicht, daß er in Köln zwei Monate verweilen würde.

Nicht mit der Reiselustigkeit, die ihn sonst beflügelte, zog er diesmal hinweg, um sich über das Feld seines künftigen Wirkens zu unterrichten.

— ich muß wieder dich ergreifen
Du vielgebrauchter Wanderstab,
Und muß mit meiner Liebe schweifen
In fernes Land den Rhein hinab. (458.)

Muß ich stets vorüberziehen,
Brech' ich keine Früchte ab?
Soll mir keine Laube blühen,
Pflanz' ich nie den Wanderstab? (375.)

Ich muß in der Ferne weilen,
Ewig ein gequälter Mann. (377.)

In den Abschiedsworten, die er seiner Freundin Karoline Jung niederschrieb, lautet es: »Und wenn auch wenig Kraft zum Wirken, so doch viel Kraft der Liebe — Sterbebette oder Scheiterhaufen — Entsagen aller Art — nur Alles zu größerer Ehre Gottes! Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn!«

Ueberall, wohin er kam, fand er im Hause seiner zahlreichen Freunde eine wohlwollende Aufnahme. Aus Köln schrieb er:

Es lebe die Gastfreundschaft! Wann wird es mir so gut werden, auch wieder einmal gastfrei sein zu können und ein Haus zu haben. Noch immer treibt der Lebensnachen und ich weiß nicht, wo er landen wird. Nun, ihn führen dennoch günstige Sterne.

Er sandte Reiselieder nach Carlsruhe. Als er Köln erreicht hatte, galten seine ersten Besuche dem Dr. von Groote und dem Regierungsrath von Haxthausen. Ueber die Verzögerung der Anstellung konnte ihm dieser nichts Zufriedenstellendes mittheilen und nur bestätigen, was ihm zum Trost geschrieben war, daß wie in Köln der Oberpräsident, ihm in Koblenz der Staatsminister von Ingersleben wohlwolle und ihn nicht vergessen werde.

Groote gab das »Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst« heraus, zu dem Schenkendorf die Gedichte auf den »Dom zu Köln« beisteuerte.

An ein mühseliges Harren gewöhnt, fügte er sich in den Stand der Dinge. Wenn ihn auch manchmal Unmuth überschlich, so doch keine feindselige Laune, kein Zorn über Vernachlässigung und Undank. Mit dem Geschäftsgange nicht einverstanden, beargwöhnte er keine böse Absicht. Versäumte er doch selbst, wie er in einem Brief aus Köln sich anklagt, Pflichten der Freundschaft. Einen theuern Logen-Bruder bat er um Nachsicht wegen eines versprochenen langen Briefes:

Was wäre es denn, wenn ich blind wäre oder nicht schreiben gelernt hätte? Ich könnte ja doch lieb haben und ein treuer Freund sein.

Indem er für seine Anstellung so viel that, als von seiner Seite, ohne zudringlich zu sein, geschehn konnte, kam es dahin,

daß er vorläufig in Koblenz bei der Regierung als Rath beschäftigt werden sollte.

Heitern Sinnes begab er sich in das »holde Moselthal«. Mit ganz andern Empfindungen als in Carlsruhe konnte er hier singen:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Wo die starken Ströme brausen —
Alles das ist deutsches Land. (274.)

Als Regierungsrath arbeitete er in Sachen der Militair-Verhältnisse und hatte die Einführung der preußischen Gesetze von 1814 und 1815 zu besorgen und die Aufrechthaltung der Vorschriften in Betreff der Einquartierung, der Marsch- und Verpflegungskosten zu überwachen. Es galt, den aufgeregten Elementen in den Rheinlanden, da man in der preußischen Besitznahme einer straffen Militair-Verwaltung entgegenzusehn glaubte, mit einem festen Willen zu begegnen. Schenkendorf's Kollegen waren nicht immer mit dem gehörigen Takt und der erforderlichen Umsicht zu Werke gegangen und hatten dadurch Abneigung und Vorurtheil gegen das preußische Beamtenwesen hervorgerufen. Ihm gelang es, die Widerstrebenden zu Freunden zu gewinnen, die bei ihm eine freiere Bewegung wahrnahmen und überall das Gegentheil von dem, was an den neu angestellten, streng geschulten Dienstmännern ihnen als widerwärtig erschien. Bei der Vorliebe für den Rhein trat er mit zuvorkommender Freundlichkeit und lebensfrischer Offenheit den Einwohnern entgegen. So trug Schenkendorf wesentlich dazu bei, daß die preußische Regierung von Vornehm und Gering mit günstigerem Auge angesehn wurde. Die Auserwählten fühlten sich angezogen durch seine Verehrung des deutsch-rheinischen Ritterthums — in einem Liede lesen wir:

— herrlich blüht der Adel
Von Waldpot Bassenheim. (254.)

Die große Zahl der Bewohner wurde durch seinen Wohlthätigkeitssinn günstig gestimmt, denn es blieb nicht unbekannt, daß er eines Tages ohne Rock nach Hause kam, weil er außerhalb des Thors einen Bettler gefunden, der der Kleidung be-

dürftig war. Das Gefallen, das er an merkwürdigen Bauwerken, an der Gottesfeier der katholischen Kirche bekundete, nahm für ihn ein. Auf seinen Spaziergängen versäumte er es nicht, sich über Klöster, Schlösser und Ruinen unterrichten zu lassen, in seiner Wohnung stellte er als Heiligthum die Büste Pius' VII. auf. Das war keine Anbequemung an Ansichten, die den Leuten angenehm waren, sondern ein aufrichtiges Sich-Gleichbleiben. Wie er den Märtyrer mit der Tiare einst in Terzinen gefeiert und über dessen Verfolger Wehe ausgerufen, so ehrte er jetzt den heiligen Vater und wie er bei dem Schloß Marienburg:

Auf der Nogat grünen Wiesen, (105.)

das eiserne Kreuz als eine Verlassenschaft der alten Ritter erkannt hatte, so jetzt bei dem mit dem Kreuz gezierten deutschen Ordenshause; dies ersehn wir aus einem Gedicht zum Andenken an Schenkendorf*).

Da, wo sich Rhein und Mosel liebend gatten,
Erscheint dem Wandrer, wie ein Geisterschatten
Aus jener Welt, das Zeichen unsres Herrn.
Auf deutscher Ritter Ordenshaus errichtet,
Hat's nicht die Zeit, noch wälsche Wuth vernichtet,
Sorgsam beschützt von Deutschlands Rettungsstern.

Dort gabst du mir in dem Befreiungsjahre
Des eisern Kreuzes Deutung, ernste, wahre,
Und ahnungsvoll begann dein Sehermund:
»Wer dich, o Kreuz, im Busen rein getragen
Und kindlich hing an dieses Landes Sagen,
Den decke einst mit deinem schönen Grund.«

Der Gefeierte zählte den Verfasser, den Geh. Legationsrath Sixt von Armin in Koblenz, zu seinen Freunden. Das Heimatliche that ihm wohl, wo er es auch immer fand, alles das, was ehemals seinen Geist entzückt und poetisch angeregt hatte.

Als in Koblenz eine Dame zum Klavier ihm das litthauische Volkslied sang: »Der Ring ist mir entfallen ins bodenlose Meer«, da erinnerte er daran, wie er vor langen Jahren

*) Abgedruckt in der »Coblenzer Zeitung« Nr. 45, 22. Februar 1861. Schenkendorfs Gedichte 1862 S. 547.

nach demselben ein anderes Lied gedichtet habe, das mit der Melodie ihm nun lebhaft wieder vortrete.

Die amtliche Thätigkeit gewährte ihm Mußestunden für theologische und poetische Studien. Ein Gedicht, »häusliches Stillleben« überschrieben, malt wohl sein Denken und Weben, als er allein in Koblenz wohnte, und zwar in einer Klosterzelle, die wegen der herrlichen Lage ihm besonders zusagte. Die Verse sind schön, wenngleich nicht ganz deutlich, indeß scheint aus ihnen soviel hervorzuleuchten, daß wenn die bunten Bilder der Poesie auch aus der Arbeitsstube ausgeschlossen seien, höhere Empfindungen, als sie der Aktentisch gewährt, dennoch daselbst Zugang finden und eine »liebe Zukunft« ihm bereiten werden.

Das Wirken und das Weben
Es hört wohl niemals auf,
All' das geheime Leben
Hält immer seinen Lauf.
Willkommen stille Zelle!
Ich ziehe gläubig ein,
Bald soll mir deine Schwelle
Des Himmels Stufe sein. (382. 383.)

Anfangs bewohnte er in den Trümmern der Karthause, die stets sein Lieblingsort blieb, ein einzelnes Zimmer. Auf den reizenden Spaziergängen verlebte er bei heiterem Frühlingswetter heitere Stunden, wie uns dies zwei Gedichte lehren: »Der Spaziergang« und »Am ersten Mai« 1816.

Wer für Freundschaft wahr empfinden kann, der wird nicht über Mangel an Erwiderung zu klagen haben, das erfuhr Schenkendorf auch in Koblenz, wo verwandte Seelen sich ihm mit der Freundlichkeit alter Bekannten zuwendeten. Es war nicht nöthig, daß man den beliebten Dichter auf den Menschen übertrug, um sich ihm mit Liebe und Achtung anzuschließen. Der Konsistorialrath Johannes Schulze gewann ihn bei der ersten Begegnung zum Freunde wegen seines männlichen, stets in den Grenzen feiner Sitten sich haltenden Freimuths und trug ihm herzliches Vertraun entgegen. Mit ihm und dem Schulrath Dr. Lange arbeitete er als Kollege zusammen. Dieser schrieb:

Schenkendorf bearbeitet bei der Regierung die Militairsachen mit

allgemeinem Beifall *). Seine Lage ist aber immer noch nicht sicher. Hoffentlich behalten wir ihn ganz hier, wenigstens sind alle Einleitungen dazu getroffen.

Görres, der auf die preußischen Maßregeln nicht wie vordem gut zu sprechen war und daher den Umgang mit der Beamtenwelt vermied, versagte ihm nicht die alte Zuneigung und schätzte es als ein Glück, mit ihm eine Zeitlang im selben Hause zu wohnen.

Ganz eins in der Gesinnung war Schenkendorf mit all den Männern, deren gottgeweihtes Schwert den Freiheitskriegen ihren Namen erringen half und deren Schmuck noch jetzt die Waffen waren. In jeder Art stand hier obenan der General Graf von Gneisenau, das Haupt des General-Commando's, den er als »den Feldherrn, der vor Demuth glüht« verehrte. Theuer waren ihm sein Landsmann, der Rittmeister Bärsch, der schon aus den Streifzügen unter Schill Wunden und Lorbern davon getragen und der Würtemberger von Jasmund, der in preußischem Dienst gefochten und in Preußen verblieb; Gneisenau's Freunde, der Major von Scharnhorst **) und der Oberst Karl Graf von der Gröben, denen er stets die Liebe wiederholte, die er in Versen an sie ausgesprochen hatte. Unter vielen genüge es noch, einen von Clausewitz und Rühle von Lilienstern zu nennen.

Der gastfreie Gneisenau gab in dem Hauptquartier der »Traubenhügel« heitere Feste, im Wiederschein jener thatenfrohen Begeisterung, die dem Feinde gegenüber das ganze preußische Heer zu einem Bruderbunde vereinigte. Unter einander wollte man sich nicht eingestehn, was jeder für sich schmerzlich empfand, daß dies fröhliche Zusammenleben ein Aufblitzen vor dem Erlöschen, ein Nachsommer vor dem eintretenden Winter sei. Der allgeliebte Führer sah oft die kameradliche Gesellschaft um sich und vergegenwärtigte die Tafelrunde mit den alten Rittern. »Die Tafel am Rhein« besang Schenkendorf in einer Weise, so daß ein Theilnehmer sich also darüber erklärte: »Jeder Vers

*) In den Akten findet sich von Schenkendorf's Hand, Dezember 1816, ein Rescript über Gendarmerie und ein Bericht an das Ministerium über Anwendung derselben.

**) »An Wilhelm v. Scharnhorst's Geburtstage« (393).

Digitized by Google

ist das Echo eines wirklichen Lebens, wie es sich nur durch und um einen Gneisenau entfalten konnte.«

So hab' ich wohl im Knabentraume
Die alte Ritterschaft gesehn,
Ich sehe gleich dem Eichenbaume
Im Waffenschmuck den Feldherrn stehn. (397.)

Wenn die Aufnahme dieses Gedichtes zeigte, wieviel der Freiheitssänger in Koblenz galt, so nicht weniger ein anderes, das er selbst zu seinem Geburtstag empfing. Der Präsident von Meusebach verehrte ihm eine goldene Feder mit den Versen:

Frisch auf mit Deiner Linken
Schreib' ferner frei und froh,
Was Andern mit der Rechten
Zu schreiben nicht gelingt.

— —

Germania, die freie,
Die herrliche ist todt!
Sang Flemming, der getreue,
In Deutschlands früher Noth.
Germania, die freie,
Die herrliche, sie lebt,
Sangst Du. Sie lebt auf's Neue
Von Licht und Kraft belebt.*)

Mit dem Wohlgefallen früherer Zeitabschnitte sah Schenkendorf, wie Liederlust hier in einer heiteren Geselligkeit blühe. Meusebach hatte das Vergnügen daran geweckt und er nährte es, indem er Gedichte auf einzelnen Blättern drucken ließ zur Vertheilung unter gleich gestimmte Freunde und Freundinnen. Später wurden die Blätter und Blüten zu Heften verbunden, die unter dem Namen »Eintagsschönchen« einem fein gebildeten Kreise Unterhaltung und Erquickung gewährten. Bald nach seiner Ankunft wurde der Freiheitssänger in ihn aufgenommen. Und dieser war seitdem nicht weniger als der Stifter bemüht, der Verbindung eine wohlthuende Frische zu erhalten. Er hielt ein häufigeres Zusammenkommen für ersprießlich und traf die Veranstaltung, daß die Gesellschaft in einem Vergnügungsgarten vor dem Thor sich täglich nach dem Mittagsessen einstellte und

*) Im Taschenbuch »Cornelia« auf das Jahr 1819. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

Digitized by Google

die zu nehmende Tasse Kaffee für den Sommer voraus bezahlte. Er wußte, wieviel oft bei einem gemeinschaftlichen Unternehmen von Kleinigkeiten abhängt, und daß man sich so einen zahlreicheren Besuch zu versprechen habe. Und wirklich kam mancher häufiger als es sonst geschehen wäre, um nicht dem Gastwirth die Tasse zu schenken.*)

Schenkendorf ließ sich für einige Monate von den Geschäften entbinden, um mit denen, die ihm in Carlsruhe wohlwollten, vor dem Scheiden noch heitere Tage zu verleben und dann die Seinigen nach dem neuen Wohnsitz zu führen.

Kaum hatte er des Wiedersehns sich gefreut, eine Landsmännnin und Verwandte in Cöleste Niederstetter begrüßt, die, im Alter der Tochter Henriette, in der Schenkendorf'schen Wohnung Aufnahme gefunden, so sah er da, wo er endlich festen Fuß gefaßt zu haben glaubte, plötzlich den Boden hinweggezogen. Es verlautete, er solle nicht mehr zum Niederrhein zurückkehren, sondern als Rath bei der Regierung in Magdeburg eintreten. Mit jedem Tage beunruhigte ihn das Unsichere seiner Stellung mehr und mehr, da eine unentwirrbare Verwicklung, die sich daran knüpfte, keinen klaren Blick in die Zukunft erlaubte. Was er als ein leeres Gerücht Anfangs abgewiesen, schien sich bestätigen zu wollen, wenn es ihm auch nicht durch die Behörde zur Kenntniß kam.

Anstatt sich vom Staatsdienst zu erholen, lernte er jetzt erst während des Urlaubs die Härte des Gebundenseins. Kaum hatte er in die Verhältnisse in Koblenz sich eingelebt und zurecht gefunden, so sollte er den Rhein mit der Elbe vertauschen.

Die Berufung stand wohl nicht in Verbindung mit den Versetzungen und Absetzungen, von denen Schenkendorf mit Betrübniß in den Zeitungen las, er theilte nicht das Loos mit »sehr edlen Menschen«, deren Einfluß man fürchtete und darum unschädlich zu machen suchte. Von einer Vermuthung der Art blieb er unberührt, was seine Trauer bedeutend erhöht haben

*) Beilage IX.

würde. Ueberaus schmerzlich war es ihm aber, an dem Orte, wo ihm schon vorher durch langes Warten trübe Stunden bereitet waren, nun wiederum solche durchkämpfen zu müssen, indem die entscheidende Nachricht auch diesmal unverhältnißmäßig lange ausblieb. Umsonst wurde mit den Freunden in Koblenz gebriefwechselt, die sein Befremden theilten. Es ergab sich, daß das Ministerial-Schreiben, mit einer falschen Aufschrift versehn, an den Regierungsrath von Seckendorf abgegangen war. Ehe dieses in die rechte Hände kam, lief ein Schreiben vom Ober-Präsidenten von Bülow aus Magdeburg ein, in welchem Schenkendorf zu seiner Anstellung an der dortigen Regierung mit einem Gehalt von 1000 Thalern Glück gewünscht wurde. Der Empfänger schrieb nun an den König und bat um Zurücknahme der Bestimmung und um eine Anstellung in Koblenz, indem er den Verlust bemerkbar machte, der aus der Versetzung ihm nicht nur für seine Vermögensverhältnisse, sondern auch für seine amtliche Thätigkeit entspringe, denn es liege ihm daran, die bereits erworbenen Lokalkenntnisse zum Austrage zu bringen.

Schenkendorf's Fügsamkeit lernen wir auch hier aus Briefen kennen, die er im Juni 1816 nach Koblenz schrieb:

Ich habe mich in die Magdeburger Idee hineingelebt und will getrost hingehn. Aber ich kann nicht leugnen, daß die sonderbare Verkettung und Verzögerung mir eine Hoffnung giebt, am Rhein zu bleiben. Ich bin so etwas schon in meinem Leben gewöhnt.

Wir sehn uns aber gewiß noch, die Frau und die Mädchen (Henriette und Cöleste) müssen den Rhein sehn und wahrscheinlich gehe ich, wenn ich nach Magdeburg muß, durch Westphalen.

Ich bin zwar bereit, den Stab weiter fortzusetzen und hinzugehn, wohin Gott schickt, aber meine Liebe und Sehnsucht wird immer an diesem Ufer bleiben.

Um einige Zeit konnte er einem Freunde die Mittheilung machen:

Der König hat meine Bitte, am Rhein zu bleiben, genehmigt, wenn einer der dort angestellten Regierungsräthe mit mir tauschen will. *)

*) Beilage IX.

Obgleich viele von ihnen Fremde waren, so wollte doch keiner, ganz wider Schenkendorf's Vermuthen, in den Tausch eingehn. Deßungeachtet ging nach manchen Verhandlungen, die von Köln aus gepflogen wurden, sein Wunsch in Erfüllung. Er konnte nach dem Moselufer zurückkehren, an dem er sein Leben beschloß.

Das letzte Fest, das Schenkendorf in Carlsruhe feierte, war Jung-Stilling's 77ster Geburtstag am 12. September 1816.

Und wie dem Wandersmann im Dunkeln,
In einer langen Winternacht,
Die Sterne Gottes tröstlich funkeln
In ihrer ew'gen Liebespracht,
Giebt Stilling's Fest mir noch den Segen
Zu guter Letzt zum Abschied mit,
Und leuchtet mir auf meinen Wegen
Bei manchem schwanken Steg und Schritt.

Fahr' wohl, o Haus der alten Treue,
Fahr' wohl, du gastlich offnes Thor!
Ihr Lieben, täglich schaut auf's Neue,
Zu Euren Bergen schaut empor!
Die Engel kamen zu den Alten,
Zum Abraham, zum frommen Lot;
Mir ist, als fühlt' ich hier sie walten —
Fahr' wohl — und alle grüß' Euch Gott! (459. 460.)

Wenn ihm auch der Abschied schwer war, so noch um Vieles schwerer seiner Gattin. Mit den Segenswünschen konnte sie aus Carlsruhe nicht die Ruhe mit nach dem Niederrhein hinübernehmen, wie zuvorkommend auch überall die Aufnahme war.

Eine Zeitlang wohnte sie mit Schenkendorf, der Tochter und deren Freundin Cöleste in Köln.

Mit noch größerer Innigkeit als hier wurde in Koblenz Frau von Schenkendorf empfangen.

Wie sie vor vier Jahren mit sicherem Blick dem erwarteten Verlobten Männer zu Freunden auserseh̄n hatte, einen Jung-Stilling, einen Ewald, so erwarb sich der Gatte jetzt ihren Dank für Freundinnen, die er ihr in den Frauen seiner Freunde zuführte, Gräfin von der Gröben, geborne Dörnberg, Frau von Jasmund, geborne Blumenbach, Frau von Clausewitz, geborne Gräfin von Brühl, und insbesondere die Konsistorialräthin Schulze, alle eben so liebenswürdig als geistreich und von außergewöhnlicher Bildung.

Bei allen Vorzügen des lieblichen Aufenthalts vermißte sie indeß hier viel. In der neuen Umgebung sehnte sie sich nach den ihr liebgewordenen Verhältnissen. Traurig war es ihr, unter den ältern Geistlichen keinen zu finden, an den sie sich anschließen mochte, um aus dem geräuschvollen Treiben in die Stille der Gottesstätte sich zurückzuziehn.

Unser Kreis, schreibt sie aus Koblenz, liebt die geselligen Freuden; aber ich bin zu verwöhnt durch das, was mein Herz in voriger Zeit genossen hat. Das Badische Land werde ich immer im treuen Herzen tragen, denn in ihm habe ich die glücklichste Zeit des Lebens zugebracht und solche Freunde erworben, wie ich sie auf Erden nirgends gefunden habe.

Der Abstand erschien ihr um so größer, als Koblenz sehr bald viel von dem einladend glücklichen Ansehn einbüßte.

Es trat das Jahr des Mangels und des Hungers ein, wodurch das Mitgefühl des Schenkendorf'schen Ehepaars auf das Tiefste bewegt wurde. Allerlei Entsagungen waren nothwendig, um den Darbenden Liebesgaben zuzuwenden. Im Stillen wurde von beiden viel des Guten gethan.

Gneisenau vertauschte den Rhein mit seinem großen Landbesitz auf dem Riesengebirge. Auch Gröben mußte sich trennen und ging gleichfalls nach Schlesien, indem er im Mai 1817 als Chef des Generalstabs dorthin versetzt wurde.

Das schöne Freundes- und Familienleben erlitt so einen unersetzbaren Verlust. Dergleichen aber ließ sich leichter tragen als des Dichters körperliches Leiden, das ihn immer

heftiger und anhaltender quälte. Es war ihm jetzt manchmal schwer, die Gedanken zu sammeln und oft bei aller Anstrengung nicht möglich, durch das Liebgewinnende seiner Gesichtszüge zu verdecken, wie wüst und öde es in seinem Kopfe aussah. Ihm selbst unbegreiflich verdrängte bisweilen eine leicht erregbare Reizbarkeit das ihm eigenthümlich wohlwollende Wesen, so daß er eines Tages auf die theilnehmende Frage, wie er sich befinde? einen Freund wie einen schadenfrohen Spötter abfertigte und sein Unrecht bei ruhiger Ueberlegung einsehend um Verzeihung bitten mußte. Kopfweh und Blutwallungen wechselten mit Brustbeklemmungen, Starrkrämpfen und Schwindelanfällen, so daß er vor Schmerz sich auf die Erde warf und verzweifelnd ausrief: »Mach' Ende, Herr, mach' Ende!« Wie weit lag jene Zeit zurück, als er vor Uebermuth und Fülle des Wohlseins sich der Länge nach auf dem Boden ausdehnte! Häufig hatte er, wenn er wohlgemuth ausging, Mühe, sich auf der Straße aufrecht zu erhalten, sobald ihn plötzlich der Schmerz überkam, und er mußte sich nach einer Stelle umsehn, wo er sich stützen und ruhen konnte. So fand ein Freund Abends in strengem Frost ihn auf einem Stein am Clemensbrunnen sitzen und erfuhr, er habe, plötzlich vom Schwindel befallen, nicht gewagt, weiter zu gehen, obwohl das Haus dessen, den er besuchen wollte, ganz in der Nähe lag.

Wenn er sonst allein nach dem Bade reiste, so begleitete ihn diesmal die Gattin, als ihm Duschbäder in Ems verordnet waren. Unter den Kurgästen fand er Freunde, wie Bärsch und Schreiber, mit welchen er um so heiterer verkehrte, als er sich von Tage zu Tage wohler fühlte und jedesmal leicht und erquickt vom Bade zurückkam. Voll dankbarer Empfindung schrieb er ein Lied — es war sein Schwanenlied:

O Quell, ich muß dir danken,
Genesen will ich hier,
Die seligsten Gedanken
Erfüllen mich bei dir.
Und soll der Leib versinken
In dunkle Grabesnacht,
Vom Wasser will ich trinken,
Das ewig lebend macht. (466.)

Digitized by Google

Nach Koblenz zurückgekehrt wurde er nicht des Segens froh, den er sich von seinem Aufenthalt in Ems versprochen hatte. Die alten Uebel stellten sich wieder ein. Der Arzt *) erklärte den Zustand nicht für lebensgefährlich, aber für einen nur langsam zu beseitigenden.

Arglos sah Frau von Schenkendorf dem Zukünftigen entgegen, wie wir dies aus einem ihrer (aus Köln geschriebenen) Briefe entnehmen können:

Der Aufenthalt am Rhein möchte wohl etwas kostbar sein. Mir wäre schon alles recht, was meinem Manne annehmlich ist. Wir ziehen denn gen Koblenz. Magdeburg steht als letztes Ziel immer noch im dämmernden Hintergrund. Wenn mir zuweilen der Muth sinken will, so denke ich geschwinde, es könnte ja noch viel ärger sein, wenn eins von uns tödtlich krank würde. Man schätzt es lange nicht genug, wenn Gott einen gesund und mit den lieben Seinigen vereint läßt.

Es stand um den Kranken insoweit besser, als die Beklemmungen, die ihn sonst mit Todesfurcht erfüllt hatten, jetzt ihn nur so lange beängsteten, als sie anhielten. Durch starkes Reiben und Einathmen belebender Essenzen erholte er sich bald von immer wiederkehrenden Ohnmachten. Zur Weihnachtsfeier sich vorbereitend, die er stets mit kindlicher Freude heransehnte, las er am zweiten Advents-Sonntag den Seinigen eine Predigt vor mit kräftiger Stimme und erbaulichem Ausdruck.

Solche Stunden der Andacht, schreibt die Gattin, waren mir immer unschätzbar werth, war er doch so tief durchdrungen von den Wahrheiten der Religion, stand sein Glaube doch so felsenfest, daß er mir oft zu Stärkung und Stütze diente.

Am selben Tage wurde eine kleine Spazierfahrt unternommen. Nach der Zurückkunft brachte er die meiste Zeit auf dem Bette zu, weil er in liegender Stellung die Schmerzen am leichtesten überwand. Auch die beiden folgenden Tage verließ er nicht das Bette, jedoch fühlte er sich nicht schwach und zeigte Theilnahme. Er empfing den Besuch der Frau von Clausewitz und unterhielt sich mit ihr lebhaft und heiter. Ein Mittel, das er eingenommen, that ihm wohl, so daß er die Ursache seines

*) Dr. Settegast.

Digitized by Google

Unwohlseins allein dem Umstande zuschrieb, den Tag vorher nichts gegessen zu haben. Speise und Trank schmeckte ihm vorzüglich, worauf er ruhig einschlief. Neu belebt durch eine gute Nacht und einen erquickenden Schlummer stand er fröhlich auf; es war am Tage vor seinem Geburtstag, den er wie sonst unter Freunden zu verleben hoffen konnte. Da das Wetter angenehm war, so fuhr er mit einem Freunde spazieren, indem er das Labsal, in der freien Luft zu athmen, nicht entbehren und seinen Füßen nicht mehr recht vertrauen konnte. Der Weg führte nach der Karthause, von wo aus so gern des Dichters Auge über die paradiesische Umgegend hinschweifte. Noch im Sommer hatte er einen Freund aus Carlsruhe dahin geführt und mit dem Ton freudigen Entzückens die Frage an ihn gerichtet: »Nicht wahr? das ist herrlich!« Hier dichtete er wohl »als ein halb verhauchtes Wort« die Zeilen:

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachsend in der Himmelsluft!
Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch euren Duft.

In dankbarer Seele stets der frohen Zeiten eingedenk, ertrug er alles Mühsal so geduldig als das unabwehrbare Nahen des Todes, der an seinem Geburtstage ihn abrief. An seinem Begräbnißtage setzte in einem Brief an ihre Schwester die weinende Wittwe eine umständliche Erzählung seines letzten Lebens und Scheidens auf.

In Ems verlebten wir noch unsere letzte glückliche Zeit. Das Bad bekam ihm so gut, daß wir es nur bedauerten, nicht früher dahin gereist zu sein. Aber seitdem wir zurückgekehrt waren, kann ich wohl sagen, daß ich noch keinen eigentlich frohen Tag hier in der sonst so lieblichen, freundlichen Wohnung verlebt habe. Es war eine trübe Ahnung in mir, die mich nie verließ, obgleich es mir nie klar wurde, was mich eigentlich drückte. Seine Liebe, die immer thätig für uns war, hatte auch hier in der neuen Wohnung Alles sorgfältig angeordnet und bereitet. Er ging auf einige Tage von Ems hierher, um Alles zu unserem Empfang zu besorgen und kam dann wieder, um uns abzuholen. Ach, wo könnte ich ein Ende finden, wenn ich Alles erzählen sollte! Sein Herz war ein kostbarer Schatz voll seltener Liebe und Treue. Ich habe dieses Glück niemals genug

geachtet und hoch gehalten, darum mußte mir ihn Gott auch wieder nehmen, um mich durch Leiden erst seines Besitzes für die Ewigkeit würdig zu machen. So soll meine Seele sich denn in Geduld fassen und unter seinem Beistand die Pilgrimschaft durch dieses trübe, einsame Leben vollenden mit der schmerzlichen Sehnsucht nach der Heimat, die uns wieder vereinigen wird. Ach aber wie lange, wie lange wird die Zeit noch währen! Dem Herrn sei es gedankt, daß ich seine wunderbaren Wege anbeten kann, wenn ich sie gleich nicht begreife, daß ich glauben kann an seine Vaterliebe, die mich zum höhern Leben erziehen will, wenn gleich die Wunden so schmerzlich bluten. Ich vernehme in dieser dunklen Nacht des Kummers seine Stimme, die mich ruft, Ihm zu folgen und Ihm zu vertrauen. — — —

Schenkendorf hatte die ganze Nacht (seine vorletzte Nacht) eines so erquickenden Schlafs genossen, daß er den andern Morgen so heiter erwachte, so voll Dank gegen Gott für die Nacht und das Morgenlied anstimmte: »Aus meines Herzens Grunde sag' ich Dir Lob und Dank in dieser Morgenstunde und all' mein Lebenlang.*) Das rührte mich so im Innern meines Herzens. Nun stand er auf und frühstückte mit uns; las uns auch wie gewöhnlich unsere Morgenandacht vor. Ich ging hinaus, um den Geburtstags-Kuchen für den andern Tag zu backen und manches dazu vorzubereiten. Scharnhorst's und Lange's sollten den Mittag mit uns essen. In der Zeit war Jettchen bei ihm im Zimmer geblieben und hatte ihm beigestanden, denn die Beängstigungen hatten sich wieder eingestellt. Als ich von Zeit zu Zeit kam, um mich von seinem Befinden zu unterrichten, sagte er mir, es hätte das Kind ihm recht wie ein Engel zur Seite gestanden. Den Mittag aß er mit uns am Tisch und den Nachmittag fuhr er mit einem Freunde spazieren. Da kam er erst nach Hause, als es schon dunkel war, legte sich bei uns auf den Sopha, während das gute Minchen**) unser Schlafzimmer mit schönen frischen Epheukränzen verzierte, vorzüglich um sein Bette herum und um alle Bilder, die im Zimmer hingen, damit er Mor-

---

*) Im Liede heißt es weiter: »Daß Du mich aus Genaden in der vergang'nen Nacht, für G'fahr und allen Schaden behütet und bewacht. Mein Leib und auch mein' Seele, mein Weib, Gut, Ehr' und Kind in Deine Händ' befehle. Dein heil'ger Engel bleibe und weiche nicht von mir!«

**) Die noch in Carlsruhe lebende Pfarrerstochter Wilhelmine Bock, die im Schenkendorf'schen Hause wie eine getreue Pflegetochter geliebt war.

gens beim Erwachen sein Geburtsfest sogleich beginnen könne. Allein es war ihm sehr, sehr traurig zu Muth, als er zu Bette ging. Ich mußte in der Nacht mehrere Male aufstehen, um ihn zu unterstützen, sobald die schweren Beängstigungen kamen. Er fühlte brennenden Durst und verlangte nach etwas Erquickendem. Ich konnte es ihm im Aepfelbeisatz reichen, der zum morgenden Tage bereitet war. Das war ihm ein großes Labsal und das einzige, das er von den für den folgenden Tag bestimmten Dingen genossen hat. Die Nacht ging bang und schwer vorüber. Als es Tag wurde, sagte er mir, er habe sich die Nacht mit sehr ernsten Angelegenheiten beschäftigt, ich möchte doch den Arzt und den Prediger rufen lassen. Ich suchte ihm die Besorgnisse auszureden und wollte sie an seinem Geburtstage nicht gelten lassen. In meiner Seele war keine Ahndung, daß sein Tod so nahe sei. Er sagte mir darauf: »Wenn ich sterben sollte, so mußt du wieder nach Carlsruhe gehen; es verstünde der Gattin Kummer doch Niemand so gut als unsere dortigen Freunde, und vorzüglich Karolinchen. Ich würde dann recht viel unter euch sein, wenn es mir vergönnt wäre.« Darauf kam unser treuer Scharnhorst und brachte ihm ein Geschenk und ein Paar lieblich duftende Veilchen. Er freute sich und meinte, die Veilchen und die Kränze wären das Beste vom heutigen Tage. Mit Scharnhorst sprach er noch recht lebendig über manche weltliche Angelegenheit, kam dann wieder auf seinen Geburtstag zurück und, sein Leben überblickend, bemerkte er, wie er tausendmal mehr Liebe genossen hätte, als er es verdiente, das letzte wiederholte er, und wenn ihn gleich so manche Sünden drückten, so wäre er jetzt auch darüber ruhig; der Herr, der ihm im Leben so viel Gutes geschenkt hätte, würde ihn auch nach demselben nicht verstoßen, denn er hätte Ihn doch immer geliebt.

Du kannst wohl denken, daß das Alles tief in die Seele schnitt, doch beruhigte ich mich immer wieder mit der Hoffnung, daß dieser Zustand nicht dauernd sein würde. Der Arzt hatte neue Arzenei gegeben und von der erwartete ich Linderung und Beruhigung. Doch die erfolgte nicht.

Er war sehr leidend und konnte keine Stelle finden zur Ruhe für das arme Haupt. Aber sein Herz war immer liebevoll. Er reichte uns so oft die Hand, küßte uns mehrmals und fragte wohl, ob wir uns auch nicht vor ihm entsetzten? Das war aber so gar nicht der Fall. Oft fragte er auch: »Habt ihr mich auch lieb? auch sehr lieb?«

Digitized by Google

Den Mittag konnte er nur ein wenig Suppe genießen. Die Brustbeklemmungen kamen häufiger und die Stunden vergingen unter Angst und heißem Kampf, den meine Seele mit ihm durchgekämpft hat. Ach wie inbrünstig habe ich um Linderung den Herrn angefleht, um Seiner irdischen Schmerzen willen, die Er ja auch empfunden und um des theuern Blutes willen, durch welches Er uns erlöset hat. Er hat mein Flehen erhört, aber auf eine andere Weise, als ich es meinte — »denn seine Gedanken — — «

Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr kam wieder ein Brustkrampf, Jettchen stand gerade an seinem Bette und mußte ihm die Stirn mit Kölnischem Wasser einreiben. Es war ihm nicht stark genug, und er verlangte Essiggeist. Er rang wie gewöhnlich nach Luft, wobei er so ächzte, daß es einem ins Herz schnitt. Die äußerliche Erscheinung war dabei nicht abschreckend. Dann fing er leise zu stöhnen an, als wenn jemand einschläft. Nun wurde er plötzlich ruhig, der Athem stand still und die Augen waren sanft geschlossen, so daß wir es für eine Ohnmacht hielten und fast erfreut waren über die Ruhe, die er in den Augenblicken genösse. — Da kam der Arzt und in seinen bestürzten Mienen lasen wir unser schreckliches Urtheil.*)

Die Trauer um den Todten verband sich bei der Wittwe mit der Sorge um das Wohlsein der Tochter. Diese, »das liebe Engelkind« von ihr genannt, zart und schwach, war außerordentlich angegriffen. Die liebende Rücksicht für sie gab der Frau von Schenkendorf die Kraft, standhaft dem Schmerz zu begegnen. »Wenn der Herr auch das letzte Opfer fordern sollte!« so dachte sie und trug mit stiller Ergebung die schwerste Prüfung.

Dadurch, daß Max von Schenkendorf am 11. Dezember 1817 ins bessere Leben überging, daß Geburt und Tod auf einen Tag fiel,

Das Leben wird im Tode nur geboren. Werner.

erschien um so mehr das endliche Verbleichen als eine verklärende Wiedergeburt.

Die Freunde, die zu Schenkendorf's Ehrentag geladen waren, wurden abbestellt, aber sie kamen, um dem Entseelten im Epheubekränzten Bette den Abschiedsgruß darzubieten. Ihre

*) Beilage X.

Trauer wurde eine allgemeine und Aeußerungen der herzlichsten Theilnahme drangen tröstlich von weit und breit zu dem Ohr der Hinterbliebenen. Sie vernahmen, wie sehr werth das Andenken des Todten geachtet wurde. »Dieser kleine Trost, so schreibt die Wittwe, ist mir wohl zu gönnen.«

Scharnhorst nahm ihr mit zarter Schonung alle Besorgungen ab, die der Heimgang vom Sterbehause bis zum Kirchhof erforderte, und ohne durch Fragen oder Erkundigungen die Heiligkeit der stillen Trauer zu kränken, führte er Alles aus ebenso schön als sinnvoll.

Das Begräbniß, am 14. Dezember um vier Uhr Nachmittags, war in jeder Art feierlich. So großartig hatte seit vielen Jahren kein zweites stattgefunden. Ein militärisches Musikchor ging dem Sarge voraus und in weit hinhallenden Klängen ertönte: »Jesus meine Zuversicht«. Neben dem Sarge wurden Fackeln getragen. Ein unabsehlicher Zug schloß sich an ihn an, in dem ein Minister und das ganze Regierungs-Personal, die Generalität und das Offizier-Korps gesehn wurde. Aus allen Mienen sprach der Ernst aufrichtigen Beileids. Die militärische Ehrenbezeigung, das Schießen in das Grab, verkündigte die Trauerfeier weit über die Grenzen des Kirchhofes hinaus. Die Leichenrede hielt der Konsistorialrath Schulze in innig ergreifender Sprache. Der Verstorbene wird als der geschildert, der in den »holden einklangsreichen Zügen seines eigensten Wesens« sich dargestellt habe als »Feind alles Halben und Unfertigen«, welcher als Dichter »zum muthigen Widerstande gegen Schlaffheit und Halbheit fremder List und Uebermacht mahnte« und zugleich als der, welcher »in der freien Natur und unter ihren Wundern auf die Stimme des Ewigen horchte«.

Euch besonders, die ihr am deutschen Rhein geboren und erzogen seid, soll an diesem Grabe nicht verschwiegen werden, wie der Abgeschiedene an euch und eurem heimatlichen Lande mit warmer, uneigennütziger Liebe hing, wie sorglich er euren Wohlstand, eure Zufriedenheit suchte und wie sehnlich er zu seinem Theile strebte, euch mit den übrigen Kindern eures und unseres königlichen Vaters je länger, je mehr zu einigen und zu befreunden.

Umringt von Kränzen und Blumen und Angebinden, die zur

Digitized by Google

Verherrlichung seines Wiegenfestes bestimmt waren und unter inbrünstigem Verlangen nach dem, welcher der Morgen- und Abendstern seines Lebens war, ist er urplötzlich aus der Mitte seiner Lieben hinweggehoben. An dem Tage, wo er vor 34 Jahren ins Dasein gerufen war, hat er den Tod im Lande seiner Wünsche gefunden.*)

Bei Schenkendorf beschloß ein schönes Leben ein schöner Tod. Der Himmel war ihm gnädig, wie er es im Neujahrsliede erfleht hatte

Und schickst du mir den Engel Tod
In diesem Jahreslauf,
Wie du dem Lebenden gethan,
Nimm dann des Sterbenden dich an
Und meine Seele auf! (448.)

Das ist kein Dichtertraum,
Es ist kein falsches Wähnen,
Kein loses Bilderspiel,
Ein tief gewurzelt Sehnen
Treibt mich nach meinem Ziel. (168. 167.)

Noch in jugendlicher Strebsamkeit wirkend wurde der Dichter abgerufen und dennoch vielleicht für seinen Ruhm nicht zu frühe.

Der Genius seiner Poesie bedurfte eines edlen Halts, die Blätter seiner Erfindung rankten sich frisch und kraftvoll nur um goldene Stäbe schöner Wirklichkeit, und so besitzen wir in seinen Freiheitsliedern wahrscheinlich das Höchste, dessen seine glückliche Gabe fähig war. Fouqué meint, er würde bei längerem Leben durch umfassendere Dichtungen sich einen Namen gemacht haben. Da er ungeachtet einer übergroßen Muße in Carlsruhe dergleichen nicht verfaßte, da er hier erklärte, daß das Leben eines Carl Ludwigs Stoff für ein großes Gedicht gebe, dem er sich nicht gewachsen fühle**) und sonst, so viel man weiß, keinerlei Plane zu großen poetischen Arbeiten entwarf, so ist dies kaum anzunehmen.

*) Beilage XI.
**) Schenkendorfs Gedichte 1862, S. 533.

Für das, was als das höchste Glück sein Inneres erfüllte, für seine patriotische Gesinnung und warme Freundschaftstreue starb er nicht zu spät.

Er erlebte es nicht, als ein inquisitorischer Eifer, nach demagogischen Unbilden fahndend, einen Arndt, einen Jahn und andere seiner Freunde unnachsichtlich verfolgte. Auch Schenkendorf, wenn er nur das Gedicht »erneuter Schwur« an Jahn geschrieben hätte, wäre nicht von rücksichtsloser Untersuchung und herzkränkender Behandlung verschont geblieben.

Er, dessen Auge mit rührender Liebe so gern auf Königsberg ruhte, würde, wenn seine Tage weiter wären hinausgerückt gewesen, hier noch Schwärzeres erfahren haben im Kreise der Freunde und Bekannten als auf dem staatlichen Gebiet. Daß die strenge Schwiegermutter zuletzt versöhnlich sich den glücklich Verbundenen näherte, das hätte ihm keinen Ersatz bieten können für die Kunde von einem schmählichen Eheprozeß, von religiösen Verirrungen, die nicht mit dem Mantel der Liebe zu bedecken waren, von traurigen, dadurch hervorgerufenen Zerwürfnissen zwischen den Gliedern einer Familie, die er vor allen hoch und theuer hielt.

Er entschlief in Frieden. »Wäre er auch, so bemerkt Fouqué, kein Dichter gewesen, sein Leben wäre ein rühmliches Gedicht geblieben an und in sich selbst.«

Das Werk hat Gott gegeben.
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt. (260.)

Digitized by Google

Beilagen.

I. Der Siegesberg.

Der Kriegsrath Johann Georg Scheffner, als er bereits 82 Jahre zählte, brachte im September 1817 durch die Zeitung »die Kreuzerhöhung zum Gedächtniß preußischer Kämpfe und Siege auf dem Rinauberge bei Galtgarben« in Vorschlag und forderte, mit Hinweisung auf die Großthaten in den Freiheitskriegen, zur Ausführung des Werkes auf.

Der mit uralten Birken und Eichen beschattete Berg im Samland bei dem Kirchdorf Kumehnen ist 3 Meilen von Königsberg entfernt. Sobald man seiner aus der Ferne ansichtig wird, erkennt man, daß der Gipfel gelichtet wurde zur Aufnahme des eisernen Kreuzes, das auf einem Unterbau von Steinen in riesiger Größe emporragt mit der Inschrift: »Mit Gott für König und Vaterland« mit den Namen: Scharnhorst, York, Gneisenau, Blücher, Bülow. Auf eisernen Tafeln am Fußgestell sind die vornehmsten Kämpfe und Siege 1813—1815 angegeben.

Am 18. Juni 1818 wurde von der Universität eine Siegesfeier »auf der Höhe des Galtgarb« veranstaltet, der in den folgenden Jahren mit und ohne höhere Bewilligung ansehnliche Studenten-Feste folgten.

II. Namen, Geburtsort, Geburtsjahr u. s. w. Zu S. 3.

Die Eltern Georg v. Schenckendorff (Lieutenant und Salzfaktor, später Kriegsrath und Besitzer des Gutes Lenkonischken bei Tilsit) und Charlotte v. Schenckendorff, geb. Karrius, schrieben in einem Aktenstück ganz deutlich ihre Namen mit ck und ff. Im Taufbuch der deutsch-lutherischen Kirche in Tilsit »für die in der Stadt gebornen Kinder« heißt es *): »Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried. Geboren 11. Dezember 1783. Getauft 23. Dezember 1783. Taufzeugen: General v. Borck, Justiz-Direktor v. Awedden, Kapellan Karrius (Großvater), Justizamtmann Bolz, Frau Obr. Lieutenant v. Frankenberg, Jungfrau Bolz«.

Seine Geschwister waren Hans Karl Ludwig Tugendreich, geboren am 24. Juni 1785, und Karolina Ludovica Euphrosyna, geboren am 5. November 1789.

Der Dichter nannte sich und ließ sich nennen 1808 und 1812 **) Schenk von Schenkendorf. Zwei Familien Schenck von Schenckendorf in Schlesien und in der Mark sind zu unterscheiden. Obgleich es in Gauhen's Adels-Lexicon 1740 heißt: »es scheinen diese in der Mark nicht mehr übrig zu sein«, so hielt das Wappen der letzteren — mit einem rothen Stier im silbernen Felde — der Dichter für das seinige. Das Siegel mit dem Sparren und drei Kreuzen und der Umschrift: Crux Christi nostra corona, das auf mehreren Briefen Schenkendorf's vorkommt, ist das Wappen der Familie Barcley, die aus Schottland abstammt.

---

*) Für die Landgemeinde wird ein besonderes Buch geführt. Dadurch werden die irrigen Angaben über Geburtsjahr (wie so oft wird auch auf dem neuerrichteten Denkmal: **1814** gelesen) und Geburtsort berichtigt. Gegen Lenkonischken und Königsberg erklärt der Dichter sich selbst — dessen Heimat »an dem fernen Memelfluß« (275) — und es darf in der neuen Auflage der Gedichte das Widmungswort, das nicht von dem Herausgeber herrührt, nicht als eine Bestätigung der Meinung angesehen werden, er sei in Königsberg geboren.

**) Im Trauungsbuch in Carlsruhe.

Digitized by Google

Die Bildnisse Schenkendorf's sind: ein Miniatur-Gemälde, zwei Zeichnungen und eine Silhouette. Wenn das erste in Königsberg gemacht ist, so wahrscheinlich von J. F. Mäckelburg. Nach Schenkendorf's Tode hatte die Wittwe die Absicht, danach einen Kupferstich fertigen zu lassen, um ihn einer neuen Ausgabe der Gedichte vorzusetzen. »Herr v. Stein, so schreibt sie, Koblenz 23. November 1819, war auch dafür und ich habe es ihm zugeschickt, um sein Urtheil über die Aehnlichkeit desselben entscheiden zu lassen. Er findet es sehr gut.« Eine kleine Tuschzeichnung, Profil-Ansicht, empfing seine mütterliche Freundin von dem Zeichner Grafen E. v. Kanitz 5. April 1821 zum Geschenk. Nach der Aeußerung eines Freundes von Schenkendorf wird in dem Bilde »der jugendliche liebenswürdige Uebermuth vermißt, der sich in seinen Zügen ausgesprochen«. Eine Bleistiftzeichnung stellt etwas unter Lebensgröße das volle Gesicht ganz von vorn dar; sie wurde in Aachen 1814 vom General Grafen v. d. Gröben an einem heiter verlebten Abend gemacht. Obgleich vom ihm Karrikatur genannt, wurde das Bildniß von einem Freunde treffend ähnlich genannt, mit Ausnahme der Augen, die stier sind, während sie im Leben etwas Liebgewinnendes hatten und selbst, wenn ein Lächeln durchblickte, Gutmüthigkeit nicht verkennen ließen. Die Silhouette besitzt der Geheime Regierungsrath v. Stockhorn in Carlsruhe, ihm vom Dichter selbst verehrt.

III. Ueber die Zerstörung des Schlosses Marienburg. Zu S. 14.

Auszüge aus »Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens von einem Oberländer (Wedeke), Königsberg 1803.« B. II. zur Vergleichung mit dem Schenkendorf'schen Aufsatz.

S. 114. Es ist gewiß, daß es so gut Baumeister und Bauherrn giebt, die die Welt für einen Speiseschrank angesehn und alles Arrangement darnach getroffen wissen wollen, als es Statistiker giebt,

die das salus reipublicae suprema lex esto als das höchste Moral- und Glaubensprinzip gern in Gang bringen möchten.

S. 128. Gegenwärtig wird an der Ost- und Westseite gebrochen, man höhlt die Decken und Wände, wie einen Kern aus der Schale, aus den äußeren Mauern heraus, um neue hölzerne Decken und Wände hinein zu täfeln. Der Schutt wird in die kostbaren unterirdischen Gewölbe gebracht.

S. 127. Der Vortheil, welcher aus der positiven Zerstörung solcher Werke entsteht, ist zu unbedeutend gegen die Kosten der Zerstörung selbst, gegen den Verlust, den die Geschichte und das Interesse der Gegenden selbst erleiden.

S. 129. Wer verdenkt es uns, wenn wir in unserem Herzen auf die Arbeiter schelten, die mit rohen Händen hier Dinge behandelten, die uns in unserer Begeisterung ehrwürdig vorkamen?

S. 91. Die Söhne der heiligen Jungfrau bauten Schlösser, freilich zunächst zu ihrer eignen Sicherheit. Aber unmittelbar damit war auch die Sicherheit des preußischen Volkes und der Kolonisten verbunden; diese fanden in den weitläuftigen Gemächern und Gewölben Schutz und Schirm bei plötzlichen Ueberfällen.

S. 93. Die Reliquien von Menschen, deren Grundverfassung es war, nicht für sich, sondern für Andere zu leben, nichts Eigenes zu haben, sondern für Andere zu sammeln, sind wohl eines Andenkens werth.

S. 87. Ich stand vor dem heiligen Bilde der Maria. Ich war mit meinem Knaben allein, folglich konnte mich keiner verlachen, denn ich zog in der That meinen Hut ab. Ich muß, h. Jungfrau, dich begrüßen, die der fromme Glaube deiner Diener vergöttert und in den schönsten Bildern, die er schaffen konnte, darstellete. Dein grell freundliches Antlitz, und deines stieren Knaben auf den kurz gerathenen Armen wird von jeder Morgensonne mit eben der Lieblichkeit geküßt, wie einst Memnons Säule. Und antwortest du nicht in mystischen Tönen, so thun es deine Kinder, die in jeder Frühmette, aus der Orgel und dem Chor hinter dir ihr Halleluja ertönen lassen. O daß kein Cambyses, kein Marcellus von deinem Daseyn etwas erfahre! Nein, nein! ziehet eure gierigen Hände zurück, die glänzende Krone ist nicht Gold, die Lilien ihres Gewandes sind nicht Perlen! Lasset ihr sorgsamen Staatswirthe, lasset uns armen Schwärmern unsere Abgötter, euer fein fühlender Nutzgeist wird wohl noch bessere Quellen zum Gewinn finden.

S. 134. Ich weiß nicht, wer die Umgestaltung des Marienburger Schlosses angegeben. Es sollen der König und die Königin bei ihrem diesjährigen Besuche in Preußen auf diese, keine Landschaft verunstaltenden, Schlösser aufmerksam geworden sein. Vom Könige erzählt man, daß er in Schlobitten des ersten Hefts der Kupfer, welche Frick 1799 in Berlin vom Schloß Marienburg herausgegeben, ansichtig geworden sei. Es sei ihm aufgefallen, daß in Preußen eine solche herrliche Antiquität existire und er habe den Wunsch für deren Erhaltung geäußert.

Im grellen Widerspruch damit, daß die Erinnerung an die Ordenszeit in einem Glanzpunkte, wie er sich im Schloß Marienburg darstellt, ausgelöscht werden sollte, steht Gottfried Schadow's Angabe in dem Buch: »Kunst-Werke und Kunst-Ansichten« S. 119:

Der Minister v. Schrötter dachte eifrig daran, außer dem Denkmal des Copernicus, eine Bilderreihe der Heermeister von Preußen machen zu lassen, entweder in Gemälden oder in Medaillons.

IV. Handschriftliche Gedichte und Briefe von Schenkendorf. Zu S. 41.

Eine Schriftsammlung in einem Foliobande, mit geringer Ausnahme von Schenkendorf's Hand, ist als eine Chronik der Auerswald'schen Familie anzusehen. Der erste Brief ist vom 3. November 1806, der letzte vom 5. Juli 1816. Die Gedichte sind zum großen Theil Denkmale heiterer Feste, die im Auerswald'schen Hause gefeiert wurden, und der Erlebnisse, die im Kreise der Familie vorkamen. Unter den bereits erwähnten hier ein Paar Beispiele!

Bei einer Maskerade empfing Schenkendorf als geharnischter Ritter aus schöner Hand wahrscheinlich eine Schärpe »ihm ward von ihr das Schönste zu seiner Rüstung gewoben«.

Gebt mir Waffen, gebt mir Waffen!
Rüstet mich ihr Edelknappen,
Bringt mir meinen treuen Rappen,
Recht will ich der Unschuld schaffen!

Digitized by Google

Gedichte begleiten das Leben eines Neugeborenen. Dem Wilhelm-Gröben'schen Ehepaar nach der Geburt des Sohnes:

Lorbeer neigte sich zur Myrte,
Myrte wand sich froh um ihn;
Dem in Eins gewachs'nen Baume
Sah die Sehnsucht mich erblühn —
Kannst mich Liebesblüte nennen,
Nie von jenem Baum zu trennen.

»Dem zweiten Montage des jüngsten Grafen von der Gröben, d. 24. Februar 1812.«

Schon seit acht beglückten Tagen
Fühlen wir dein Herzchen schlagen.
Ach, wie wird es glühn und pochen,
Wenn es nicht nach Mond' und Wochen,
Nur nach sich die Tage zählt,
Bald erringt und bald verfehlt.

Eine Erklärung der Namen des Täuflings Albert Wolfgang Arthur wird in mehreren Strophen vorgetragen.

Deinem Namen laß die Deutung geben
Solcher Namen edles, ew'ges Leben.

V. Henriette Gottschalk geb. Hay. Zu S. 46.

Aus der, von seinem Großvater geerbten, Bibel theilte Professor Phillips folgende eingezeichnete Familien-Nachricht mit:

Henrietta was born the 1 February 1775 at 10 o' clock forenoon, baptized the 12th same mouth. — Henrietta the darling daughter died after a long pacifull and patient suffering by an inflammation in the windpipe on monday the 30 April 1810,*) between 11 & 12 at night, aged 35 years and 3 mouths. The had been married 1800 to J. W. Gottschalk, a merchant in Tilsit, by whom she had a daughter Sophie, who died an infant. Her husband used

*) Schenkendorf und Friedländer nehmen an, sie sei am 1. Mai entschlummert. Schenkendorf's Gedichte 1862, S. 49—519.

her with such cruelty as to oblige her to procure a divorce from him. Such an accomplished woman as she was is very rarely to be met with.

VI. Vesta. Studien. Zu S. 73.

»Vesta. Für Freunde der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Ferd. Frhr. von Schrötter und Max von Schenkendorf. Königsberg 1807.«

Die Aufsätze sind wie in Schiller's »Horen« nicht unterzeichnet. Ein Inhalts-Verzeichniß zum zweiten Band giebt die Verfasser an. Ein solches fehlt zum ersten und da die Umschläge der Hefte mit der Angabe der Verfasser gewöhnlich verworfen sind, so ist es passend, hier die Namen zu verzeichnen.

Unsere Königin — v. Schenkendorf. Vorwort — v. Schrötter. Höhen — Rosenheyn. Ueber Macchiavelli — Fichte. Künstlerleben — v. Schenkendorf. Minos — Hamann. Leonidas — v. Schrötter. Der Fuchs und die Schlange — v. Baczko. Flora's Triumf — Bock. Vorwort — ? An den Frühling — Hamann. Dante's irdisches Paradies — Fichte. Hippels Grab — Bock. Ehstandsregeln — Süvern. Geist der Liebe — v. Schrötter. Frau von Krüdener — A. v. Arnim. Torquato Tasso — Greis. Der verwandten Seele — Schenkendorf Andeutung — Crelle. An die Königin? An den C. R. N(icolovius) — Scheffner. Ueber wissenschaftliche Cultur u. s. w. — v. Baczko. An die Nachtigall — ? Probe aus Don Quixote — Greis. An das Vaterland — Hamann. Der Geist Friedrich's II. — Hamann.

»Studien. Herausgegeben von F. M. G. Schenk von Schenkendorf. Berlin 1808.«

In der Bibliothek der k. deutschen Gesellschaft befindet sich ein Exemplar (mit den beiden Bänden der Vesta zusammen-

Digitized by Google

gebunden), in welchem von des Dichters Hand viele Fehler mit Rothstein verbessert sind. Die Angabe derselben wird Literaturfreunden nicht gleichgültig sein. S. 8. Z. 11. statt: Hölle Hülle S. 24. Z. 4. st. sträubender sträubenden S. 24. Z. 15. st. ein in S. 26. Z. 13. st. wem's wen's S. 40. Z. 25. st. Rosenkranzes losen Kranzes S. 42. Z. 18. st. entspricht entsprüht S. 42. Z. 32. st. neu nun S. 48. Z. 7. st. Dichter Brust Dichterbrust S. 52. Z. 24. st. am vom S. 53. Z. 14. st. im Traume in Träume S. 53. Z. 31. st. Geliebte Geliebter S. 55. Z. 4. st. deinen deines S. 57. Z. 19. st. dunstig-warmer durstig-warmer S. 58. Z. 1. st. Geister Christen S. 60. Z. 18. st. Brand Brod S. 75. Z. 21. st. war, und war müd und S. 76. Z. 1. st. dem Wallhallen der Walhalla S. 76. Z. 8. st. mag mag es S. 78. Z. 15. st. Abschrift Aufschrift S. 80. Z. 7. st. fließe fließen »Hieher gehört das wahrscheinlich von der Censur-Behörde nach 117 versetzte Gedicht: An den P. v. B.« *) S. 92. Z. 30. st. Unglücks Urquells S. 94. Z. 3. st. Erde erfrischte Erd' erfrischte S. 94. Z. 10. st. hineingegangen heimgegangen S. 94. Z. 11. st. Wiederherstellung Wiedergestaltung S. 95. Z. 15. st. gekürzt gebeugt S. 95. Z. 31. st. Himmelspost Himmelsgast S. 110. Z. 26. st. Muthe? Muthe S. 112. Z. 10. st. Schaut Schauet S. 120. Z. 17. st. Fest. — Die Fest, die.

VII. In Carlsruhe. Zu S. 121.

Im Trauungsbuch der evangelischen Stadtgemeinde:

Im J. Chr. 1812 den 15. Dezember wurde dahier getraut G. F. M. G. Schenk v. Schenkendorf, Sohn u. s. w. und Henriette Elisabeth, weiland J. C. Dittrichs, k. pr. Ober-Bau-Inspektors, mit Frau Sophie Marie geb. Nördanß, ehelich erzeugter

*) Vergl. Schenkendorf's Gedichte 1862 S. 516.

Tochter, Wittwe des weiland D. Barckley, Partikuliers zu Spittelhof.*) Zeugen der Trauung: 1) Dr. J. H. Jung, Großh. Geheimer Hofrath, 2) Dr. J. L. Ewald, Großh. Kirchenrath.

Die Personen, mit denen Schenkendorf in Umgang stand, sind, außer den genannten, Geh. Referendär Gulat, Major v. Kalenberg, ein Preuße von Geburt, im Badischen angestellt, Schwiegersohn von Ewald, La Chevalerie, preußischer Major, mit welchem Schenkendorf später wieder auf dem Ehrenbreitstein zusammenkam, Freiherr v. Munk aus Stockholm, früher Oberhofmeister der Königin von Schweden, General-Lieutenant v. Stockhorn, dessen Sohn Geh. Regierungsrath v. Stockhorn. Die Gemahlinnen und Töchter der Schenkendorf'schen Freunde so wie die Hofdamen Fräulein v. Knebel und Fräulein v. Moser vermehrten den Frauenkreis, in dem der Dichter lebte.

Lange wohnte er in der Erbprinzenstraße Nr. 8 im obern Stock.

VIII. Schenkendorf's Gedichtsammlung. Zu S. 182.

Zwei Jahre nach dem Tode des Dichters war die Wittwe willens, eine neue mit einem Bildniß verzierte Ausgabe zu veranstalten. Sie schreibt an den Senator J. Smidt in Bremen, 23. November 1819:

es »sollen nun noch die geistlichen Gedichte hinzukommen und manche andere, welche theils in Taschenbüchern zerstreut circuliren, theils aber auch andere, die noch nicht gedruckt sind und wovon manche in weit frühere Zeit gehören. Es ist mir darum zu thun, daß die Sache bald von statten ginge.«

Sie war in jeder Art dazu berufen, den Plan auf das Beste auszuführen, die Sammlung im Sinne des Verstorbenen zu bereichern, durch neue Abschriften Fehler zu beseitigen und die Gedichte durch Anmerkungen zu erklären. Sie unterließ es.

*) Einem Gute bei Königsberg.

Digitized by Google

Wahrscheinlich war damals die erste Ausgabe von 1815 noch nicht vergriffen. Ein Nachtrag zu dieser als »poetischer Nachlaß« erschien im anderen Verlage erst 1832. Fünf Jahre später erst die sogenannten »sämmtliche Gedichte«, durch die die Frau v. Schenkendorf nicht befriedigt wurde. Sie schrieb im Oktober 1837:

»Es ist jetzt eine neue vollständige Auflage der Gedichte im Druck erschienen. Neues ist freilich nicht hinzugekommen, außer dem Vermächtniß einer mir sehr theuern Freundin: »Die Sternblumen«. Ich bin mit dem Druck nicht ganz zufrieden; es sind viele Druckfehler darin. Manches ist weggelassen, was mir sehr lieb ist.«

Es ist zu bedauern, daß die Schreiberin sich über das Vermißte nicht näher erklärt.

Von dieser Ausgabe hatte sich bis jetzt noch ein Rest von Exemplaren erhalten.

Es giebt kein Liederbuch, keine Blumenlese, in der der Name Schenkendorf fehlt, die »Einladung«, »die gefangenen Sänger« sind Kinder- und Volkslieder geworden und dennoch haben seine Gedichte erst die dritte Auflage erlebt. Unrecht wäre es, daraus folgern zu wollen, man habe sie überschätzt, des Dichters Genius habe sich nur im Wehen der Kriegsbegeisterung stehend erhalten und mit dem Sinken derselben sei auch er gefallen. Die Schuld tragen nur buchhändlerische Verhältnisse. Die Aufrechterhaltung eines Verlagsrechtes war der Druck, der auf dem Andenken des gefeierten Sängers lastete. Als die erste Auflage 1836 verkauft war, fand sich ein neuer Verleger in Berlin in dem Besitzer einer »plastischen Kunstanstalt«. Die zweite Auflage empfahl sich vor der ersten nur durch weißeres Papier. Denn mit der Vermehrung war bei ihr auch eine Bereicherung an Druckfehlern verbunden. Mißliche Verhältnisse und ein langwieriges Krankenlager des Unternehmers waren Veranlassung, daß die noch nicht abgesetzten Exemplare aus seinen Händen in die eines anderen Buchhändlers in Berlin übergingen, um einen so geringen Preis, daß dieser seine Rechnung fand, wenn jährlich auch nur einzelne Exemplare verlangt wurden; er sparte deßhalb die Kosten, etwas zur Verbreitung zu thun. Die Gedichte wurden also in der Klausur gehalten und der

Welt, deren Interesse nur durch Anregung wach zu erhalten ist, gleichsam entrückt. Der leidige Zustand und das damit verknüpfte Verbot, sie in angemessener Form den Freunden der Poesie wieder vorzuführen, wäre noch längere Zeit fortbestanden, wenn nicht der Geheime Regierungsrath Freiherr v. Stockhorn die Einleitung getroffen, um das, was Eigenthum des Cotta'schen Verlags gewesen, ihm zurückzugeben und so einem Schenkendorf die Vorzüge der deutschen Klassiker angedeihen zu lassen.

Möge es erlaubt sein, von ihm auf seinen Landsmann und jüngeren Zeitgenossen Friedrich von Heyden zu verweisen und eine Aufforderung an die Förderer der Poesie zu richten. Platen erhebt ihn als einen unvergleichlichen Romantiker unter den Deutschen und gründet das Urtheil auf Heyden's erste dramatische Dichtung »Renata«. Nicht minder beachtungswerth sind dessen »dramatische Novellen«. Es sind Jugendschriften, die in ihrer phantasiereich blühenden Frische weit die drei Bände von Heyden's »Theater« übertreffen, aber durch ihre traurige, vernachlässigte Ausstattung den heutigen Leser abschrecken müssen. Die »Renata« erschien bei Reimer in Berlin 1816, die »dramatischen Novellen« bei Unzer in Königsberg 1819. Noch sind auf dem Lager im Staube der untersten Schichten Exemplare vorräthig. Für verhältnißmäßig geringe Geldopfer, so kann man annehmen, ist das Verlagsrecht abzulösen und aus dem unwürdigen Verschluß ein verlorner Schatz zu retten. Sollte einem Schiller-Verein, wenn er das Verdienst und die Ehre der deutschen Dichter im Auge behält, nicht Dankbarkeit die Aufgabe stellen, gefangene Geister der Art loszukaufen und zu erlösen?

IX. In Koblenz. Zu S. 224 und 225.

Der Geheime Justizrath Dr. Bärsch zählt, außer den genannten, unter Schenkendorf's Freunden und näheren Bekannten noch Oberst v. Wolzogen, v. Tümling, Knackfuß, O'Etzel und Benzenberg auf. Zu ihnen gehörte auch der Geheime Rath Lehmann.

Nachdem der Dichter die Stube in der Karthause verlassen hatte, wohnte er in dem Hause am Rhein, das nun als Gasthof unter dem Namen »Belle vue« bekannt ist.

In den Regierungs-Akten findet sich von Schenkendorf's Hand ein Rescript in Gendarmerie-Sachen vom 6. Dezember 1816, ein Bericht an das Ministerium über die Anwendung der Gendarmerie zu Transporten von Verbrechern und Vagabunden vom 23. Dezember 1816.

Als Schenkendorf von der Urlaubsreise von Carlsruhe nach dem Niederrhein zurückgekehrt war und in Köln sich aufhielt, schrieb er, 15. Oktober 1816, an den Staatsminister, Oberpräsidenten v. Ingersleben in Koblenz:

Ich bin so frei, Ew. Exc. mich zur Besetzung einer der dort erledigten Rathsstellen, zum Tausch mit einem Mitgliede, das etwa abzugehn wünscht, oder zur interimistischen Aushülfe, bis sich ein fester Platz für mich findet, unmaßgeblich in Vorschlag zu bringen.

Durch zehnjährigen Dienst in den verschiedensten Verhältnissen an die Arbeit gewöhnt, in den Rhein-Provinzen nicht ungekannt und nicht ungern gesehen, würde meiner Liebe zu König und Vaterland und meinem Wunsch nach Thätigkeit ein solcher Platz recht willkommen sein, wenn ich es sagen darf, vielleicht nicht ganz nutzlos besetzt und Ew. Exc. hohe Zufriedenheit, wie ich mir schmeichle, ein Lohn meiner Ergebenheit sein. Ich bemerke noch, daß ich in Magdeburg auf dem Etat mit 1000 Thlr. stehe, daß ich am zweckmäßigsten glaube militaria, communalia oder das Polizeifach bearbeiten zu können, so wie auch sehr gern, falls das sich vereinigen läßt, an den Konsistorial-Arbeiten Theil nehmen würde, da meine Richtung von jeher wissenschaftlich gewesen ist.

X. Todesnachrufe. Zu S. 233.

In einem Bericht des Regierungs-Präsidiums vom 12. Dezember heißt es:

Das Collegium verliert an ihm eines seiner ausgezeichnetsten und würdigsten Mitglieder, der Staat einen edlen treuen, von der reinsten Vaterlandsliebe beseelten Diener.

Görres schrieb an Smidt in Frankfurt, Koblenz 12. Dezember 1817:

Gestern Abend starb hier Max von Schenkendorf. Er hat, wie Sie wissen, schon lange mit bedenklichem Schwindel und anderem Uebel sich geschleppt. Seit acht Tagen kamen die Anfälle häufiger. Gestern war sein Geburtstag. Mitten unter Kränzen und Blumen, bekam er Abends um fünf Uhr einen neuen Anfall, den man wie gewöhnlich für vorübergehend hielt. Als inzwischen nach einer Viertelstunde der Arzt kam, fand er ihn leblos; eine geschlagene Ader gab kein Blut und er war, auf dem Gesichte liegend, sanft und wahrscheinlich ohne Bewußtsein verschieden, ob er gleich schon lange die Ahndung eines solchen Todes gehabt. Er war, wie Sie ihn kennen, ein wackrer, braver Mann, wie ihrer Preußen nicht viele zu verlieren hat. Es geht in alle Wege nicht zum Besseren.

Smidt schrieb darauf:

Sein Verlust geht uns sehr, sehr nahe. Er war so liebenswürdig in jeder Hinsicht, bei der Nähe von Ems, die uns jährlich mehrmals zusammenführte, zählten wir ihn gewissermaßen als zu unserem hiesigen Kreise gehörig.

Aus einem Briefe Arnd'ts:

Das war ein treuer biederer Mensch, der seinen deutschen Namen und sein Vaterland fühlte.

XI. Grab und Denkmal. Zu S. 235.

Der Kirchhof vor dem Löhrthor, auf dem Schenkendorf begraben ist, liegt neben einem der drei Forts und wird zu den Festungswerken gezogen werden. Der neue Kirchhof, der die Gräber aufnehmen soll, ist nicht weit davon entfernt. Dem Andenken des Dichters und seiner Gattin wurde ein steinernes Kreuz in gothischem Geschmack gesetzt, an dessen Sockel eine eiserne Tafel die Inschrift enthält:

Gottfried Ferdinand von Schenkendorf
geb. zu Tilsit den 11. December 1784
gest. zu Coblenz den 11. December 1817.
Henriette Elisabeth von Schenkendorf
geborne Dittrich
geb. zu Königsberg den 20. Juni 1774
gest. zu Coblenz den 28. September 1840.
Evangelium Johannis
Capitel XI. Vers 25.

Am 2. Februar 1861 erging von Koblenz aus die Aufforderung an die Verehrer des Sängers des Vaterlandes zur Errichtung eines passenden Denkmals auf einem Platz, den Ihre Majestät die Königin dazu bewilligt hatte, in den neuen Anlagen am Rheinufer oberhalb der Stadt. Das Unternehmen kam zur Ausführung und der Bildhauer J. Hartung in Koblenz erhielt die Bestellung zur Darstellung einer Bronzebüste, die in Form und Ausdruck, nach des Künstlers Worten, als »frisch aus dem Leben« genommen erscheinen sollte. An Schenkendorf's Geburts- und Sterbetag, 11. Dezember 1861, ward in feierlicher Versammlung das Denkmal enthüllt. Auf dem schwarz marmornen Piedestal mit Schwert, Leier und Lorberkranz stehn die Worte:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen.*)

Die Einweihungsrede hielt der Geheime Regierungs-Rath Landfermann.

Auch zu dem unscheinbaren Gedächtnißmal, das in diesem Buch dem edlen Landsmann gestiftet wurde, haben Viele beigesteuert und der Verfasser kann nicht anders schließen als mit dem Ausdruck des innigsten Dankes an Alle, die, von gleicher

*) Schenkendorf's Gedichte 1862, S. 495. Arndt's Verse haben eine Veränderung erfahren.

Pietät für den Verewigten erfüllt, mit eben so großer Liebe als Aufopferung gefälligen Beistand leisteten. Für eine Verpflichtung erachtet er es, durch Nennung derjenigen, welche ohne Rückhaltung ihm schriftliche Nachrichten und urkundliche Belege zugehn ließen, den engern Kreis der nachlebenden Verehrer Schenkendorf's hier zu versammeln. Sie sind der Staatsminister a. D. Alfred v. Auerswald in Berlin, Geh. Justizrath Dr. Bärsch in Koblenz, Professor Dr. Friedländer in Königsberg, Dr. C. H. Gildemeister in Bremen, General Graf v. d. Gröben auf Neudörfchen bei Marienwerder, Konsistorial-Sekretär Hofmann in Koblenz, Professor Dr. K. Köpke in Berlin, Geh. Regierungsrath Landfermann in Koblenz, Geh. Regierungsrath Lehmann in Marienwerder, Professor Dr. Phillips in Wien, Fräulein Henriette Rördanß in Münster, Fräulein Maria Scherres in Berlin, Geh. Justizrath Freiherr v. Schrötter in Marienwerder, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Schulze in Berlin, Senator H. Smidt in Bremen, Geh. Regierungsrath Freiherr v. Stockhorn in Carlsruhe, Geh. Hofrath Vierordt ebendaselbst.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

Digitized by Google